

Das erschöpfte Selbst  
Erläuterungen zur Psychogenese  
Vorlesung  
Heinz-Ulrich Nennen



Abb. 1: LUCAS CRANACH DER ÄLTERE: *Melancholie* (1532). Nationalgalerie, Kopenhagen. — Quelle: Public domain via [Wikimedia Commons](#).



Institut für Philosophie  
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

SS 2015 | dienstags | 15:45–17:15 Uhr s.t. | Raum: 20.40 HS 9  
15. April 2015 — 15. Juli 2015

Vorlesung:

## Das erschöpfte Selbst

Erläuterungen zur Psychogenese, zur  
Melancholie, zum modernen Individualismus  
und zur neuen multiplen Identität

PD Dr. phil. Heinz–Ulrich Nennen

Blog: [www.nennen-online.de](http://www.nennen-online.de)

Email: [heinz-ulrich.nennen@t-online.de](mailto:heinz-ulrich.nennen@t-online.de)

27. März 2016

**Heinz-Ulrich Nennen: »Das erschöpfte Selbst«**

© 2015 Heinz-Ulrich Nennen

[www.nennen-online.de](http://www.nennen-online.de)

[heinz-ulrich.nennen@t-online.de](mailto:heinz-ulrich.nennen@t-online.de)

Alle Rechte vorbehalten!

Im Internet unterliegt dieses Werk der Creative Commons-Lizenz BY-NC-ND:



Inhalt oder Teile dieses Werkes dürfen im Internet vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden, unter folgenden Bedingungen:

Namensnennung, keine kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung.

[Übersicht Nutzungsbedingungen](#) | [Lizenzvertrag](#).

Für eine von den Bedingungen abweichende Nutzung wird die Zustimmung des Rechteinhabers benötigt!

Hergest. unter Verw. folgender Programme:

Editor: [KEDIT 5.0](#) Textsatz: [L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X 2<sub>ε</sub>](#), [MiK<sub>T</sub>E<sub>X</sub>](#), [pdf<sub>T</sub>E<sub>X</sub>](#), [KOM<sub>A</sub>-Script](#),  
Bildschirmdarstellung: [G<sub>s</sub>view32](#), [Evince](#)

## Inhaltsverzeichnis

<b>Leib, Seele und Psyche</b>	<b>6</b>
Vom Geist der Sachen	6
Zeitgeist und Wirklichkeit	6
Gattungsbegriffe: Magie und Sprache	9
Vom ursprünglichen Denken	12
Wie die Lachse zur Laichzeit	15
Das Heilige und das Profane	15
Die imaginäre Seite der Sachen	19
Besetzungen	22
<b>Zur Geschichte der Psyche</b>	<b>27</b>
Vom Ursprung des ›Selbst‹	27
Blick zurück auf das Tier im Menschen	27
Das Tier lebt ›unhistorisch‹	32
Flow und Bewußtsein	35
Exzentrische Positionalität	39
Immer kurz davor, irre zu werden	39
Out of Eden	43
Liebe und Sprache	46
<b>Die ›Natur‹ des Menschen ist Kultur</b>	<b>51</b>
Wenn die Natur der Kultur den Vortritt läßt	51
Freundliche Verzauberung der Welt	51

Legitimation durch Mythologisierung	57
Kultur als Außenskelett für die Psyche	60
Verlust der Unmittelbarkeit	67
Innenwelt von außen betrachtet	67
Anmut und Bewußtsein	71
Iterationen und Irritationen	76
<b>Scham und Schuld</b>	<b>78</b>
Der Held des Absurden: Sisyphos	78
Kein Burgfriede im Pantheon	78
Hybris der Schuld	86
Leib und Seele	91
Die Spaltung in Subjekt und Objekt	96
Körper haben und Körper sein	96
Scham und Begierde	101
Innenwelt und Außenwelt	109
<b>Empathie und Theorie</b>	<b>113</b>
Fremdbestimmung und Selbsterfahrung	114
Melancholieverbot im Paradies	114
Selbstvergessenheit und Selbsterfahrung	118
Bildung, nicht Ausbildung	123
Selbstvergessenheit und Selbst-Moderation	132
Verlust der Kindheit	132
Die Spiegel-Metapher als Bewußtseinsmodell	139
Götter und Metaphern als Projektionen	142

<b>Die Metaphorik vom Spiegeln</b>	149
Sich selbst spiegeln	149
Sehen und Verstehen	154
Spiegelstadium	157
Seit ein Gespräch wir sind	160
Identität und Individualismus	162
Das Diesseits als Jenseits	162
Die Götter sind unsere Geschöpfe	165
Identität — ein überholtes Konzept?	172
<b>Epilog</b>	177
<b>Literaturverzeichnis</b>	187

## Leib, Seele und Psyche

DER ANFANG JEDER PHILOSOPHIE IST STAUNEN — MULTIPLE PERSPEKTIVEN — MONOTHEISMUS UND POLYTHEISMUS — MONOPSYCHIE UND POLYPSYCHIE — MAGIE ALS HERAUSFORDERUNG FÜR DIE SPRACHE — DAS URSPRÜNGLICHE DENKEN — PANPSYCHISMUS — MULTIPLE IDENTITÄTEN — DENKEN UM ZU VERSTEHEN — LEIB UND SEELE — DER GEIST DER GATTUNG — ZURÜCK ZUM URSPRUNG DER GABEN — DIEBSTAHL ALS SEELENRAUB — DER GEIST MUSS SICH ERNEUERN — NATUR-ZYKLEN, ÖKOLOGIE UND NACHHALTIGKEIT — AN ETWAS HÄNGEN, DAS NICHT MEHR ›DA‹ IST — PHANTOMSCHMERZEN UND TRAUERARBEIT — MODELLVORSTELLUNGEN URSPRÜNGLICHEN DENKENS

---

<b>Vom Geist der Sachen</b> . . . . .	<b>6</b>
Zeitgeist und Wirklichkeit . . . . .	6
Gattungsbegriffe: Magie und Sprache . . . . .	9
Vom ursprünglichen Denken . . . . .	12
<b>Wie die Lachse zur Laichzeit</b> . . . . .	<b>15</b>
Das Heilige und das Profane . . . . .	15
Die imaginäre Seite der Sachen . . . . .	19
Besetzungen . . . . .	22

---

### Vom Geist der Sachen

#### Zeitgeist und Wirklichkeit

Motive wie das Inzestverbot und das Exogamiegebot finden sich in allen Kulturen der Welt. Ähnlich verhält es sich mit dem Prinzip, daß jede *Gabe eine*

*Gegengabe* erforderlich macht, weil ganz offenbar nur so die Verhältnisse wieder ausgeglichen werden. Auch dabei handelt es sich um einen Topos, der sich in jeder erdenklichen Kultur wieder finden läßt. Seltsamerweise machen aber Zivilisationen dabei immer mehr eklatante Ausnahmen, so daß es interessant ist, in Erfahrung zu bringen, was dahinter stehen könnte.

Solange aber eine Kultur zeitlich oder räumlich noch außerhalb jeglicher Zivilisation steht, findet sich dieses Prinzip, das der Ethnologe MARCEL MAUSS in *Die Gabe* eingehend beschrieben hat. — Diese Studie ist nicht von ungefähr zu einem Standardwerk der Ethno-Psychologie geworden, denn die Zusammenhänge, die hier erläutert werden, lassen manches erahnen vom ursprünglichen Selbstverständnis des Menschen, vor oder auch außerhalb jedweder Zivilisation. Und wir können dabei einiges über uns und unser Verhältnis zur Welt in Erfahrung bringen, wenn wir uns mit dieser ungewohnten, eigentlich sogar rätselhaft fremden Sicht auf die Welt konfrontieren.

Dann zeigen sich die Konturen einer Weltauffassung, die auch unter den Bedingungen der Moderne noch immer vor allem psychisch von Bedeutung sind, obwohl wir uns schwer tun, die archaische Weltanschauung überhaupt noch zu verstehen. Der Anfang jeder *Philosophie* ist das *Staunen*, wir sollten also ganz bewußt dort ansetzen, wo wir etwas partout nicht verstehen können. Verständnis ist immer eine Frage der Voraussetzungen, sind die Bedingungen nicht erfüllt, kann kein Verstehen möglich sein. Daher ist es so hilfreich, sich ganz bewußt dieses ursprüngliche Denken und Empfinden vor Augen zu führen, weil auch wir, man mag es nun abstreiten oder nicht, noch immer unterschwellig sehr stark davon bewegt werden.

Im Unterschied zu den Tieren konstruieren Menschen die Welten und Wirklichkeiten, in denen sie leben, mit denen sie rechnen, durch die sie denken und auch empfinden, immer wieder anders. Unser Repertoire an rein biologisch bedingten Verhaltensmustern ist begrenzt, wir sind nicht unbedingt festgelegt darin, was wir zu empfinden und wir uns zu verhalten haben. An die Stelle der Natur ist größtenteils Kultur getreten, sie ist unsere Zweite Natur, sie ist für den Zivilisationsmenschen die eigentliche Wildbahn.

Ausgehend vom *radikalen Konstruktivismus* läßt sich konstatieren, daß es nicht *die* Wirklichkeit gibt, sondern immer nur die Konstruktion von Auffassungen darüber, was es mit der Welt angeblich auf sich hat. Daher wird die Welt und die Wirklichkeit immer anders gedacht und empfunden, je nachdem, in welcher Epoche, in welcher Kultur und in welcher Position und Situation wir uns gerade befinden. — Wären wir Kinder einer anderen Zeit, wir würden wie diese empfinden, nicht so, wie es uns jetzt nur allzu selbstverständlich



erscheint. Es ist nicht nur rein äußerlich, ob Jemand im Urwald, im Land zwischen Euphrat und Tigris zur Zeit von König GILGAMESCH, in der Antike, im Kaiserreich oder in der Gegenwart lebt.

Nicht nur rein äußerlich, auch innerlich unterscheiden sich Menschen sehr stark voneinander von Epoche zu Epoche. Sie sind nicht einfach nur je nach Zeitalter verkleidet, die ganze Identität, die Rollenmuster, Autoritäten, Hierarchien, Glaubensprinzipien, Arbeitsweisen, Selbstverständnisse und Identitäten, sogar das schlechte oder gute Gewissen, alles ist abhängig vom Zeitgeist, unter dem wir leben, leiden, lieben, hoffen oder auch uns fürchten.

Gegenwärtig wäre es an der Zeit, die Herausforderung anzunehmen und den Umgang mit *multiplen Perspektiven* zu erproben. Wir sind nicht mehr eine einzige ganz spezifische Person, wir verfügen über viele mögliche Erscheinungsweisen, die sich wechseln lassen. Man muß sich nicht mehr unbedingt für das eine oder das andere entscheiden. Es ist auch möglich, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Alles spricht dafür, daß alsbald bereits mit *multiplen Identitäten* zu rechnen sein wird, ohne daß es noch zu den einschlägigen Identitätsstörungen kommen müßte.

Wenn Zeitgenossen nach Luft schnappen und solchen Relativismus als skandalös empfinden, weil wir eben eine gewisse Sicherheit im Denken über uns und die Welt und im Empfinden einfach erwarten müssen, dann steckt dahinter der noch immer nicht überwundene *Monotheismus*. Dementsprechend wird nach wie vor ernsthaft geglaubt, man würde sich selbst widersprechen, ja in sich widersprüchlich sein, wenn man einmal hier das eine und ein andermal dort das ganz andere zelebriert.

Da hatten es die Zeitgenossen in der Welt der Antike weit besser, als die monotheistischen Religionen von Judentum, Christentum und Islam noch nicht allgemein verbindlich waren. Polytheistische Gesellschaften beherrschen noch die Kunst mit vielen Göttern umzugehen, um gegebenenfalls den einen gegen den anderen auszuspielen. Unter dem viel zu langen Einfluß der abrahamitischen Religionen ist es im individuellen Selbstverständnis jedoch zu der irrigen Auffassung gekommen, man müsse stets mit sich selbst identisch sein. Ein solcher *Monopsychismus* ist aber mehr als gefährlich, weil damit Probleme aufgeworfen werden, wo gar keine sind und weil damit zugleich die tatsächlichen Schwierigkeiten überspielt werden.

Wir brauchen nicht den einen Mythos, den einen Gott, sondern viele Mythen, eben *Polymythie*. Der noch immer vorherrschende Monopsychismus ist unzeitgemäß geworden. Wir brauchen endlich wieder viele Götter und auch nicht nur eine einzige Psyche, ein Idealbild von uns selbst sondern viele, also

*Polypsychie*. Dabei ist die Vielfalt nicht wirklich das Problem, auf die dahinter liegenden Gründe kommt es an, warum und wozu wir auf Einheit in der Vielfalt, auf Orientierung, auf Orientierungsorientierung so angewiesen sind. Es gilt, die Erwartbarkeit, die Verlässlichkeit, ja sogar die Beherrschbarkeit der Welt wenigstens einigermaßen sicherzustellen. — Dazu haben Kulte und Religionen, vor allem die Vorstellungen davon, daß es so etwas wie das Heilige, das Unantastbare, das Sakrosankte geben soll, einen ganz entscheidenden Beitrag geleistet. So wurde das eigentlich Unwahrscheinliche möglich gemacht, in einer Welt, die chaotisch erscheint, den Eindruck zu erwecken, vieles ginge darin doch mit rechten Dingen zu, ja, die Welt selbst sei vielleicht sogar vertrauenswürdig.

### **Gattungsbegriffe: Magie und Sprache**

In der langen Menschheitsgeschichte spielen daher die Vorstellungen, wie sie für das magische Denken üblich sind, eine überaus große Rolle. Und manche dieser Prinzipien haben es auch bis in unsere Gegenwart geschafft. So entstammt das A und O eines jeden Physikalismus ganz alten Vorstellungen, die weit in die Zeit vor jeder Wissenschaft zurückreichen. — Ausgerechnet unser *Kausaldenken* entstammt ursprünglich der *Magie*, weil auch dort bereits auf die Annahme gesetzt wird, nichts sei willkürlich, ohne Grund und Anlaß, also ohne Ursache in der Welt, vielmehr müsse, wo eine Wirkung sei, auch irgendein Kausalzusammenhang bestehen.

Magie, Mythos und Wissenschaft unterscheiden sich also gar nicht so sehr, wie gemeinhin erwartet wird. Stets geht es um die Deutung, die Erklärung und die Beherrschbarkeit von Ereignissen im Inneren wie im Äußeren, in der Psyche, in den Clans, in der Gesellschaft, in der Kultur, in der Welt. Wir erwarten Harmonie oder wenigstens irgendeine Ordnung der Welt, was auch dringend erforderlich ist für ein Wesen, das sich selbst orientieren soll. — Ein Orientierungsvermögen bedarf eben seinerseits erst einmal der Orientierung. Mit der Welt im Großen und Ganzen können wir es nicht aufnehmen, also werden Wirklichkeiten konstruiert, die weit weniger komplex sind, die sich auf das wesentliche beschränken, die aber eben auch vieles ausblenden, was womöglich nicht ignoriert werden sollte.

Nun gibt es verschiedene Modellierungsweisen, wie verbindliche Auffassung von Welt generiert werden können. Jede Kultur modelliert verbindliche Auffassungen von der eigenen Gemeinschaft, von den Anderen, von der Natur, der Ordnung der Welt und von dem, was sich nicht nur im Sichtbaren sondern eben auch im Unsichtbaren abspielt.

Orientierung ist nicht voraussetzungslos, sie muß eben zuvor selbst erst orientiert worden sein. Erst damit entsteht das Bewußtsein, in einer Welt zu leben, die mehr oder minder verläßlich mit Strukturen von Sinn durchzogen wird. Zugleich entstehen damit sehr früh bereits erste Vorstellungsweisen, daß es eben etwas Spezifisches sein muß, das die Dinge und Lebewesen und somit die ganze Welt erst zu dem macht, als was sie erscheinen. — Es ist bemerkenswert, was hier vor sich geht.

Gerade die *Magie* ist alles andere als unwesentlich, denn sie ist bei der Entwicklung der *Sprache* ganz entscheidend behilflich, weil erst sie das Reden über Gattungen möglich macht. Wer Magie betreiben will, will den Geist der Sachen auf übergreifende Weise verstehen, ansprechen und vor allem beeinflussen. — Dafür ist die verallgemeinernde Perspektive erforderlich und der Blick für übergreifende Merkmale, um zu sehen und zu bezeichnen, was beispielsweise das Wesen eines Büffel ausmacht.

Immer ist es die Sprache, die weiter entwickelt werden muß, um endlich sagen, mitteilen und erörtern zu können, was eigentlich zählt. Wenn daher die Magie mit dem Ansinnen daherkommt, das Wesen der Sachen selbst ansprechen zu wollen, dann gehen damit immense Herausforderungen an das Ausdrucks- und Differenzierungsvermögen der Sprache einher. Denn fortan waren Abstrakta möglich, Allgemeinbegriffe, die es erlauben, beispielsweise den Stier als solchen, eben sein Wesen zur Sprache zu bringen. — Früh schon dürfte bewußt geworden sein, daß die Sprache tatsächlich über magische Fähigkeiten verfügen. Vor allem eines ist dabei von ganz besonderer Bedeutung, die Möglichkeit nämlich, abwesende Dinge zur Sprache zu bringen, indem man mit einem einzigen ›magischen‹ Wort ihre Erscheinung in der Vorstellung hervorrufen kann.

Was in dieser ursprünglichen Wahrnehmung einer Gattung entspricht, ist demnach ein allen Individuen derselben Gattung gemeinsamer *Geist*, es ist das Büffelhafte am Büffel, mehr noch, die Büffelhaftigkeit als solche. Ursprünglich dürfte der *Pantheismus* daher die Regel gewesen sein, einfach weil die Annahme sehr nahe liegt, das erst etwas Geistiges hinzutreten muß, um den Büffel mit Büffelhaftigkeit zu beleben. Übertragen auf die Welt wäre demnach wirklich alles beseelt mit höchst spezifischen Geistern, die erst dafür sorgen, daß die Sachen, Lebewesen und Menschen so wie üblich erscheinen und sind.

Alles hat demnach ›Seele‹. Erst diese macht aus und mit einem Körper das, was erwartungsgemäß einem Menschen, einem Tier, einer Pflanze, einer Quelle oder auch einer ganzen Landschaft entspricht. Aber die allem innewohnende Psyche kann ihrerseits besetzt sein, was immer wieder Vermittlungen notwendig macht, die anfangs von Schamanen, später dann auch von Priestern und noch später

von Psychologen und Psychiatern aber inzwischen auch wieder von modernen Schamanen behandelt werden.

Folgen wir der Weltkonstruktion des Panpsychismus, dann macht erst die Seele ein Lebewesen zu dem, was es ist. Daher sind auch die Sachen selbst gar nicht so sehr von Interesse, sind sie doch eher nur wie die Repräsentanten jener Geister, die sie in sich tragen. Viel wichtiger und wesentlicher erscheint einer solchen Weltauffassung zufolge dieser weiche, flüchtige und höchst prekäre Teil, der hinter allem steht, der die Phänomene erst zu dem werden läßt, was sie sind oder sein sollen oder vielleicht auch nur sein könnten. Vieles was möglich wäre, ist nämlich dieser Auffassung zufolge auf Dauer verborgen, vielleicht sogar auch verhindert, so daß sich nicht tatsächlich zeigen kann, was möglich wäre. Vieles ist demnach noch lange nicht zu sich gekommen, hat sich auf Dauer noch immer nicht wirklich entfalten können, und ist unglücklich mit sich und dieser Verfangenheit, nicht leben und nicht sterben zu können. — Es stecken demnach spezifische Seelenzustände hinter allem Glück und Unglück, von dem die Lebewesen und mitunter auch die Sachen ergriffen sein können.

Dabei steht diese Art der Auffassung von Welt gar nicht unbedingt im Widerspruch zur wissenschaftlichen Weltsicht, denn es werden völlig andere Aspekte hervorgehoben, auf die es sehr wohl auch ankommen könnte, wenn etwas wie im Märchen verzaubert, verhext oder verwunschen zu sein scheint. Hier geht es eigentlich, jedenfalls nach unserem Verständnis, um eine besondere Weise der *Psychologie* und der *Psychotherapie*. Wir tun uns nur so schwer, das alles nachvollziehen, weil wir uns etwas darauf zugute halten, religiös unmusikalisch zu sein. Als wäre es eine Gabe und nicht einfach nur ein Defizit, mit dem dann auch noch geprahlt wird.

Das magische Denken und die davon abgeleiteten Vorstellungen von Welt sind gar nicht wegzudenken. Ganz so fern, wie es erscheint, liegt auch uns diese Weltsicht nicht, wir halten sie nur unter Verschuß und schämen uns vielleicht der vermeintlichen Naivität dieser Anschauungsweisen. Nur ist das eher ein Problem der Ausdrucksweise, nicht eines der Sachen selbst. Der Zugang zu manchen psychischen Problemen, die sich tatsächlich auf diesen Ebenen vorfinden lassen, muß eben adäquat sein.

Die tieferen Schichten der Psyche gründen sich in Strukturen, wie sie sich in Märchen, Mythen und Göttergeschichten finden. Alle diese Charaktere lassen sich wie Allegorien auffassen, so daß Götter als Repräsentanten erscheinen, die für jeweils eine mögliche *Identität* unter anderem eintreten und die darin durchaus mit anderen konkurrieren. Die dieser Tage erstmals erprobte *multiple Personalität* kann sich daher ein Beispiel nehmen am *Pantheon*. Es ist

immer ein weiteres Zimmer frei für den nächsten Gott, wenn denn dann etwas repräsentiert wird, was wichtig, was unverzichtbar erscheint. — Wir haben es tatsächlich mit einer großen Vielfalt zu tun, im Denken, Empfinden und auch im Nachvollziehen aller erdenklichen Sichtweisen und Perspektiven.

### Vom ursprünglichen Denken

Aber versuchen wir doch einmal, genauer zu verstehen, was es eigentlich mit dem ›Geist der Sachen‹ auf sich hat, mit ihrer ›Seele‹, die, dem archaischen Denken zufolge, schließlich erst dafür sorgt, daß beispielsweise ein Körper mit dem Aussehen eines Hirschen tatsächlich auch vom ›Geist‹ eines ebensolchen beseelt wird. Nicht nur theoretisch könnte nämlich auch ein anderer Geist von seinem Körper ›Besitz ergreifen‹, so daß sich dieses Individuum dann nicht gerade ›artgerecht‹ verhalten würde. Auch kann der Geist eines Lebewesen verzaubert, verhext oder verflucht sein, was sich an spezifischen Zeichen erkennen läßt, so wie wir es auch noch aus den Märchen kennen.

Während der westlich sozialisierte Mensch unentwegt auf den materiellen Körper und seinen Stoffwechsel schaut, um alles, möglichst alles damit zu erklären und zu manipulieren, wählt das archaische Denken einen ganz anderen, den geistigen Zugang. Wir müssen unserer herkömmlichen Weltsicht nur den unberechtigten Allgemeinvertretungsanspruch für die gesamte Wirklichkeit aberkennen, um die eigenen Sicht- und Deutungsweisen um eine Vielzahl konkurrierender Alternativen zu erweitern, denn es zeigt sich sehr bald, daß sich die wissenschaftliche und die neo-schamanistische Sicht der Dinge gar nicht in die Quere kommen müssen.

Wenn alles was ist, nur so ist, wie es auch sein sollte, weil in allem immer eine Seele dafür sorgt, daß eine bestimmte Natur, eine bestimmte Erscheinungsweise, ein bestimmtes Verhalten und keine anderes zutage tritt, dann stellt sich selbstverständlich auch vor dem Hintergrund eines solche *Panpsychismus* die Frage: Was ist eigentlich der Grund oder die Ursache für Krankheit und Leiden, wenn sich etwas eben nicht, wie zu erwarten wäre, verhält. — Dem ursprünglichen Denken zufolge steht hinter allem immer ein ganz spezifischer Geist, der seine Ansprüche, Stimmungen, vielleicht sogar auch seine Launen hat, dem wir unsere Referenz erweisen sollten, wenn wir uns gut mit ihm stellen möchten.

Hinter allem eine *Seele* und ihren *Geist*, oder auch eine *Psyche* in ihrer spezifischen Verfassung am Werke zu sehen, die glücklich aber auch unglücklich sein kann, ist weit mehr als eine Abirrung vom allein selig machenden naturwissenschaftlichen Denken. So wie das magische Denken die Sprache und

das Erörterungsvermögen über abwesende und abstrakte Dinge überhaupt erst möglich gemacht hat, so erlaubt uns diese Zugangsweise den Gebrauch von Metaphern und Modellvorstellungen, die auch weiterhin manches zur Darstellung bringen lassen, was ansonsten ungesagt und unverstanden bleiben müßte.

Es sind zunächst einmal ganz bedeutende Metapher, die weiter helfen können, wenn und wo vom *Geist der Sache* oder von *Idealen*, wie sie nur *Götter* verkörpern können, die Rede ist. Auf diese Weise lassen sich diejenigen Phänomene wieder neu erschließen, die noch immer da sind, in uns, die wir inzwischen den antiken Götterhimmel in uns tragen. Selbst wenn jahrhundertlang im Namen der Kirche und in den letzten Jahrzehnten im Namen der Wissenschaft strikt in Abrede gestellt worden ist, daß es eine Vielfalt in der Welt der Sachen, Menschen, in der Außenwelt und auch in der Innenwelt gibt, die sich eben nicht monotheoretisch reduzieren läßt, dann ist es an der Zeit, sich die verborgenen Schätze der Sprache und der Selbsterfahrung wieder anzueignen. — Nach dem Autoritätsverlust der in solchen Fragen bis vor kurzem noch so einschlägig zuständigen Amtskirchen und auch mancher unter den Wissenschaften, die eher von Standesdünkel und Wirtschaftsinteressen getragen wurden, kommen inzwischen manche dieser anderweitigen Zugangsweisen zum Geist der Sachen, zu den Idealen der Götter und zur Vielfalt unserer Psyche wieder neu ans Licht.

*Die alten Götter, entzaubert  
und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte,  
entsteigen ihren Gräbern,  
streben nach Gewalt über unser Leben und  
beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf.<sup>1</sup>*

So lassen sich die in Vergessenheit geratenen Perspektiven wieder neu eröffnen, auch weil sie dringend gebraucht werden, die gänzlich neuen Herausforderungen zu meistern in der Frage, wie denn *multiple Identitäten* möglich sein können ohne daran irre zu werden.

Tatsächlich ist es nie wirklich überzeugend gelungen, alles, wirklich alles physikalisch, materialistisch und eben rein physiologisch zu erklären, zu verstehen und auch zu therapieren. Der stets unterstellte *Monismus* ist nie Wirklichkeit geworden, stattdessen beherrscht der *Dualismus* noch immer die Szene. Denn nach wie vor ist von *Leib und Seele* die Rede oder besser von *psychischen* im

---

<sup>1</sup>Max Weber: Wissenschaft als Beruf. In: Ders.: Soziologie, Universalgeschichtliche Analyse, Politik; Stuttgart 1919. S. 330.

Unterschied zu *physischen* ›Ursachen‹. Und allmählich wäre es auch an der Zeit, deutlicher werden zu lassen, worum es wirklich geht.

Der *Dualismus*, dieser vermeintliche Widerspruch *zwischen Leib und Seele* wurde nie wirklich überwunden. Das Denken, Verstehen, die Philosophie des Ganzen läßt sich inzwischen allerdings aufgreifen, weil die bisherigen Tabus kaum mehr gelten. Es ist an der Zeit, sich nicht mehr von falschen Autoritäten und überkommen Modellvorstellungen einschränken zu lassen. Dabei läßt sich von anderen Kulturen, Epochen und Heilweisen so viel lernen. — Aber auch dem zeitgenössischen Verständnis zufolge kommt das ›Wesen‹ selbst erst hinzu, als käme es tatsächlich auf den Geist an. Die Psyche, die Seele, das Wesen, der Geist oder auch der Charakter muß demnach immer erst hinzutreten, damit ein Lebewesen, eine Sache, eine Idee oder auch eine Vorstellung auf typische Weise zu leben und sich zu verhalten beginnt.

Wenn die ganze Welt, den Vorstellungen anderer Epochen zufolge, von Geistern, von Bestandteilen einer Psyche beseelt sein soll, die insgesamt ein Ganzes ausmachen, eine Weltseele vielleicht, dann haben diese Spekulationen auf ihre Weise erstaunlich vieles gemeinsam mit manchem, was unter den Bedingungen des Monotheismus als Ketzertum verfolgt worden ist. Und manche wissenschaftliche Autorität hat sich nicht anders geäußert, ganz im Sinne eines Szientismus, der neben sich nach Kirchenart auch nichts anderes dulden möchte. — Und wenn es nur Metaphern sind, wäre es bereits hilfreich, mit ihrer Hilfe manches mehr in Erfahrung zu bringen, was sich hinter den Kulissen unserer eigenen Bewußtseins tatsächlich ereignet, von dem wir eben nicht nur marginal beeinflußt werden. Es soll und muß daher genügen, das Reden vom jeweiligen ›Geist‹, der auf seine Weise die Sachen selbst erst noch beseelen muß, wenigstens als Metaphorik ernst zu nehmen, weil es uns weiter bringt im Denken, Verstehen und im Reflektieren.

Es geht nicht darum, ob es Geister, Götter, Seelen oder Dämonen ›gibt‹. Entscheidend ist vielmehr, was uns diese Begriffe und Bilder sprachlich ermöglichen, ob sich damit moderne Modellvorstellungen generieren lassen, die weiter helfen im Reden über das, was endlich gesagt und mitgeteilt werden müßte, wozu aber die Worte nicht zur Verfügung stehen, weil unsere Sprache versagt und eben noch nicht hinreichend weit entwickelt worden ist.

Nehmen wir uns ganz bewußt ein Beispiel am archaischen Denken, dann muß alles beseelt sein, weil erst die Seele dafür sorgen kann, daß ein Wesen tatsächlich mit sich selbst identisch ist und zu dem werden kann, was es sein sollte oder auch sein würde, wenn es sich denn frei hat entfalten können. Unschwer läßt sich dabei erkennen, daß bereits ein psychotherapeutischer Ansatz im Hin-

tergrund steht, von dem wir uns einen ganz anderen Zugang zu den Sachen selbst versprechen dürfen.

## Wie die Lachse zur Laichzeit

### Das Heilige und das Profane

Während die Heilkünste sich erst ganz allmählich überhaupt einlassen auf die viel zu lang als ›alternativ‹ bezeichnete Heilmethoden, sind andere Disziplinen, insbesondere aus dem Bereich der Kulturwissenschaften schon seit Jahr und Tag mit vielem vertraut, was dazu angetan ist, die Welt aus der Perspektive anderer Kulturen und Zeiten zu sehen.

Indirekt lassen sich andere Erfahrungsweisen sehr wohl in Erfahrung bringen, etwa mit Hilfe von Studien aus der Ethnologie, wie sie MARCEL MAUSS vorgelegt hat, als es ihm darum ging, das universelle Prinzip von Gabe und Gegengabe verständlich und nachvollziehbar zu machen. — Es geht dabei um die Frage, notiert MARCEL MAUSS gleich zu Beginn, warum eigentlich dieses Prinzip, daß jede Gabe eine Gegengabe erforderlich macht, derart von Bedeutung ist, so daß es sich in sämtlichen archaischen Gesellschaften wiederfinden läßt:

*Welches ist der Grundsatz des Rechts und Interesses, der bewirkt, daß in den rückständigen oder archaischen Gesellschaften das empfangene Geschenk zwangsläufig erwidert wird? Was liegt in der gegebenen Sache für eine Kraft, die bewirkt, daß der Empfänger sie erwidert?*<sup>1</sup>

Die Antwort ist eine, die sich mit unserem Rechtsempfinden kaum vereinbaren läßt, etwa wenn der Leitgedanke des Rechts der MAORI aus Neuseeland zum Verständnis herangeführt wird. Es ist nicht einfach nur der Ausgleich, um den es hier geht, daß sozusagen alle Konten stets ausgeglichen sind und niemand Niemandem irgend etwas schuldig bleibt. Die Motive dieser Weltanschauungsmodelle liegen tiefer, sie gründen tatsächlich in der Vorstellung, daß alles beseelt sei und daß es dabei weniger auf die Sachen selbst als vielmehr auf den Geist ankomme.

---

<sup>1</sup>Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Übers. v. Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main 1990. S. 18.



Die Verpflichtung, ein Geschenk mit einer Gegengabe zu erwidern, rührt nämlich daher, daß die empfangene Sache der ursprünglichen Konstruktion von Welt zufolge nicht leblos ist, sondern eben beseelt.<sup>1</sup> Und die eigentlichen Anforderungen gehen dann auch nicht von den Sachen und auch nicht so sehr von den beteiligten Personen aus, vom Geber oder vom Nehmer des Geschenks und von ihren Verhältnissen. Vielmehr geht der dezidierte Anspruch auf Gabe und Gegengabe vom Geist der Sache selbst aus.

Der Anspruch ist also vor allem psychischer Natur. Der wahre Eigentümer einer Sache ist dieser Auffassung zufolge der ihr innewohnende Geist, weil doch erst dieser dafür sorgt, daß eine Sache ihre Seele hat, die sie erst zu dem macht, was sie ist. Ansonsten wäre eine Sache, ein Geschenk, ein Lebewesen oder auch ein Mensch entfremdet von sich, ohne Seele und Charakter, einfach nur eine Hülle, allenfalls der Schein von etwas aber nicht wirklich das, als was sie erscheint.

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen, um wirklich zu verstehen, woher denn das Verpflichtende rührt, eine Gabe tatsächlich durch eine Gegengabe erwidern zu müssen. Der eigentliche Beweggrund soll ja weder von der Sache, noch von den beteiligten Personen, sondern vielmehr vom Geist der Sache selbst herrühren. Es gilt also zu verstehen, wie der ›Geist der Sachen‹ nicht nur das ›Wesen‹ bestimmt, sondern wie, warum und weshalb dieser Geist eben selbst Ansprüche stellt, denen nachzukommen überaus wichtig erscheint.

Bei MARCEL MAUSS findet sich ein weiterführendes Beispiel, das ebenfalls von den MAORI stammt: Demnach gibt eine Person einen Gegenstand an eine andere Person, die dann ihrerseits denselben Gegenstand an eine dritte Person weiter verschenkt. Wenn sich nun diese dritte Person der zweiten Person gegenüber erkenntlich zeigt, so schuldet diese jedoch die Gegengabe der ersten Person, von der die Kette aller dieser Schenkungen ausging. — Dieser Gedanke ist für unser Denken und unser Rechtsempfinden allerdings ausgesprochen gewöhnungsbedürftig. Daher ist es interessant, eigens ein Beispiel zu konstruieren, bei dem die Prinzipien noch deutlicher werden, die hinter dem archaischen Rechtsempfinden stehen.

Ein Kunstwerk beispielsweise, das von einem Besitzer an einen anderen verschenkt worden ist und von diesem wiederum weiter gegeben wird, könnte sich unverhofft als wertvolles Meisterwerk entpuppen. Wenn nun diese dritte Person

---

<sup>1</sup>Vgl. ebd. S. 33 u. 35.

davon Kenntnis erhält und das Werk tatsächlich für eine gute Summe Geldes verkauft, so schuldet diese Person den gesamten Erlös derjenigen Person, von der ursprünglich dieser ganze Tausch ausgegangen ist.

Um mögliche Einwände, die nicht von Bedeutung sein sollen, noch weiter einzuschränken: Es könnte sich bei dem ›Werk‹ auch um einen Stein handeln, der irgendwo gefunden worden ist, der dann verschenkt wurde, um wiederum an eine dritte Person weiter gegeben zu werden. Angenommen, dieser Stein fällt auf den Boden, bricht auf und es zeigt sich, daß ein hochkarätiger Edelstein darin liegt, der nun mit großem Gewinn verkauft werden kann: Dem archaischen Denken zufolge schuldet die dritte Person der ersten Person diese Summe. — Damit ist das Problem auf die Spitze getrieben, so daß wir zugestehen müssen, nach eigenem Ermessen wirklich nicht mehr nachvollziehen zu können, warum und wie solche Ratschlüsse überhaupt zustande kommen können.

Es ist beim Denken immer von Interesse, genau dasjenige Moment oder Motiv auszumachen, das dringend erforderlich ist, um sich auf einen anderen Stand zu versetzen, um Dinge urplötzlich sehen, erkennen oder wenigstens nachvollziehen zu können, die vorher schier unerklärlich schienen. — Der in diesem Fall für uns und unser Denken zunächst unerfindliche Grund, warum der letzte Eigentümer den unerwarteten Gewinn demjenigen ›zurückgeben‹, besser vielleicht ›zurückreichen‹ muß, von dem die Kette ausging, liegt darin, daß hier ganz offenbar die Seele, die Psyche, der Geist selbst diese Ansprüche stellt.

Denken wird im Abendland oft mit Rechtsprechung verwechselt, es geht aber nicht darum, solchen Phänomenen so etwas wie Existenz zu- oder abzusprechen, schon gar nicht im Namen irgendwelcher Naturwissenschaften, die mit dem Kasus gar nichts zu tun haben. Es sind keine Glaubensfragen, um die es hier geht, es steht auch nicht das naturwissenschaftliche Weltbild auf dem Spiel. — Der Zugang zu etwas ganz anderem wird dadurch wieder eröffnet, der Zugang zu einer Psychologie, die auf ihre Weise sehr viel aufmerksamer genau jene Seiten in Betracht und in Erwägung ziehen kann, die uns in der Regel verborgen bleiben müssen.

Es ist daher kein Verlust, sondern ein Gewinn, sich mit dieser Auffassung von Wirklichkeit näher zu befassen. *Denken* hat es weniger mit Richten zu tun, sondern eher mit *Verstehen*, dazu aber muß es möglich sein, ganz bewußt die Perspektiven zu wechseln. Und hier geht es eben darum, die Idee einer

*Psyche*, die in und hinter allem steht, die Ansprüche stellt, in ihrer möglichen Bedeutung eingehender nachzuvollziehen. — Wenn diese Hypothese geteilt wird, dann führt dieser Gedankengang ganz allmählich zu den Quellen, zum Ausgangspunkt aller dieser für uns so fremdartigen Motive, die vom Geist der Sachen handeln, von ihrer Seele, von einer Psyche, die allem innewohnt. Darauf wird dann auch der Urgrund aller dieser Sorgen, der konkrete Anlaß für einen jeden Panpsychismus langsam deutlich. Der Grund, warum dem Geist einer Sache, der Seele eines Tieres und der Macht eines Gottes weitestgehende Ansprüche zugestanden werden, liegt eben darin, daß archaische Kulturen und frühe Zivilisationen einen ganz entscheidenden Kausalzusammenhang zwischen Geist und Sache, zwischen Leib und Seele unterstellen. — Wenn nämlich erst die Seele, der Geist, wenn erst die Psyche ein jedes Wesen zu dem macht, was und wie es ist, etwa gesund oder krank, glücklich oder unglücklich, dann muß der Geist einer Sache von ganz außerordentlicher Bedeutung sein.

Das alles läßt sich auch anhand eines Beispiels aus unserer Welt weiter erläutern: Wenn es nämlich dem Selbstverständnis eines Jägers auch in unseren Kreisen durchaus noch entspricht, Zwiesprache mit dem erlegten Tier zu halten, dann zeugen diese Rudimente noch von diesem sehr tief liegenden ursprünglichen Denken. Es ist ebenso leichtfertig wie frevelhaft, sich unter Berufung auf die eiskalte Moderne gegen alles abzuschotten, was diese nicht ungefährliche moderne Selbstgefälligkeit irritieren könnte. Das Tier ist schließlich tot, wie sollte seiner gedacht, warum sollte dann noch Zwiesprache mit einem erlegten Wild gehalten werden, wird sich der zeitgenössische Mensch fragen. — Die Antwort kann aber nur gegeben werden im Tausch gegen die Bereitschaft, die allem unterliegende Hypothese einzuräumen, daß es weniger um die individuelle Seele eines ganz bestimmten Tieres geht, sondern ganz allgemein um das, was dieses Tier erst zu dem gemacht hat, was es repräsentiert, die Gattung, die Natur, das Biotop, die Lebensweise bis hin zur ganzen Anmutung, also das, was wir ganz allgemein sehen oder bemerken, wenn die Rede davon ist.

Ganz offenbar geht es um den Geist der Gattung, dem hier das Angedenken zuteil werden soll, wenn manche Jäger wie zu Urzeiten auch heute noch Zwiesprache halten mit dem erlegten Wild. Die gezollte *Dankbarkeit* dient der Sühne, ein Lebewesen getötet zu haben, aber doch auch nur, weil in der Natur eines vom anderen lebt. Was dem Jäger die Seele erleichtert, erlaubt ihm später,

erneut wieder auf die Jagd zu gehen, ohne das üble Gefühl, eher Frevel zu begehen. Wer sich also dagegen abschottet, kann in einem allgemeineren Sinne eben kein ›guter‹ Jäger sein.

So läßt sich an einem erlegten Wildtier sehr gut verdeutlichen, was die Hypothese vom Panpsychismus eigentlich ausmacht, warum der Geist, die Seele oder auch die Psyche ganz besonderer Aufmerksamkeit bedarf. Wird das erlegte Wild, das geerntete Obst, Getreide oder Gemüse als Gabe betrachtet, werden auch höhere Werte wie Liebe, Freundschaft, Zuversicht, Glück und Selbstvertrauen ebenfalls als Gabe geehrt, dann kommt in den Blick, wie oft wir reichhaltig beschenkt werden, ohne uns noch dankbar erweisen zu können, weil wir den Zugang zu den Quellen aller dieser Güter gar nicht mehr finden. Wir haben den Blick, das Gefühl und die Praxis nicht mehr, den Ursprung der Gaben und die Adressaten aller Dankbarkeit in einer Götterwelt zu sehen, die hinter allem vermutet wird. Das ursprüngliche Denken verfolgt daher einfach die Spur dieser Gaben bis zu ihrem Ursprung zurück. Ihr jeweiliger Geist steht zum Ursprungsort in besonderer Beziehung, daher wollen die Gaben nicht nur, sie müssen dorthin zurück, wo sie hergekommen sind, zurück zu den Quellen, wie die Lachse zu Laichzeit. Dementsprechend strebt beispielsweise der Geist eines erlegten Hirschen *zum Ort seines Ursprungs, zur geheiligten Stätte des Waldes und des Clans und zum Eigentümer zurück*.<sup>1</sup>

### Die imaginäre Seite der Sachen

Etwas durch Denken in Erfahrung zu bringen bedeutet, systematisch erfassen, erfahren und vor allem verstehen zu wollen, worum es eigentlich geht. Dabei ist der Wechsel der Perspektiven von großer Bedeutung, und nicht selten ist es hilfreich, ganz bewußt das gerade Gegenteil durchzuspielen. — Wie wesentlich und verbindlich das Prinzip der Aufmerksamkeit, eben die *Sorge um den Geist der Sachen* auch für uns noch immer ist, läßt sich anhand des Gegenteils dieser Sorge vor Augen führen. Tatsächlich bilden zentrale Prinzipien dieser archaischen Moral noch immer unterschwellig die Basis auch für unser Rechtsempfinden, wie auch MARCEL MAUSS konstatiert.

Durch den Gegensatz läßt sich in Erfahrung bringen, worum es dieser Sorge geht, worauf es dem ursprünglichen Denken tatsächlich ankommt. Das wird

---

<sup>1</sup>Vgl. S. 34.

ganz besonders deutlich, wenn das, worauf diese Sorge so eindringlich besteht, schlichtweg ignoriert, übergangen und vereitelt wird. — Der *Diebstahl* ist das gerade Gegenteil dieser Sorge um den Geist der Sachen, weil er ohne Bedenken genau das vereitelt, worum es eigentlich geht.

Aus der Perspektive des archaischen Rechtsempfindens ist ein *Diebstahl* weit verheerender, als das Nichtbezahlen oder die Nichterwiderung einer Gabe. Die notgedrungen heimliche Aneignung richtet weit mehr Schaden an, als nach unserem Weltbild zu ermessen ist. Die materielle Ebene ist das eine, der weit größere Schaden entsteht aber auf einer immateriellen Seite, für die wir eigentlich gar keine Begrifflichkeiten, kein Verständnis und insofern auch keine echte Sensibilität mehr haben. — Genau das macht es dann aber auch so interessant, sich gerade in dieser Hinsicht das ursprüngliche Denken vor Augen zu führen, um sich vielleicht durch eine Perspektivenwechsel, durch eine bewußte Anreicherung der Perspektiven, diesen Blick, diese Hinsicht, diese Sensibilitäten doch wieder zu eigen zu machen. Dann nämlich könnten wir vielleicht auch unsererseits zum Ausdruck bringen, welche Schäden und Verluste, welche Störungen vielleicht sogar auch uns nicht nur materiell sondern eben auch immateriell durch eine solche Tat angetan worden sind.

Während der Dieb tatsächlich nur den materiellen, vielleicht auch symbolischen Wert vor Augen hat, den er sich klammheimlich aneignen will, wird übersehen, daß die Sachen noch auf einer ganz anderen Ebene repräsentiert werden, eben dort, wo die Verluste ganz anders zugerechnet werden. Der Dieb vergeht sich nämlich nicht einfach nur am Eigentümer, sondern eben auch an dessen Seele und darüber hinaus auch noch am Geist der Sache selbst. Mit der Tat wird nämlich sehr viel tiefer eingegriffen, als es für uns den Anschein hat. Es ist weit mehr, als daß da etwas unbemerkt entwendet und weggenommen wird.

Während aus der materiellen Perspektive allenfalls ein, wenn auch unrechtmäßiger Besitzerwechsel stattfindet, spielt sich auf der imaginären Ebene etwas durchaus Dramatisches ab. Die Kette der Vorbesitzer reißt ab, weil der Dieb sich notgedrungen gar nicht einreihen kann in diesen Bekanntenkreis, die sich allesamt miteinander arrangiert haben, die die Gabe mit einer Gegengabe vergolten und dann freimütig an den nächsten Eigentümer übergeben haben. — Mit dem Diebstahl reißt aber diese Kette, der Gegenstand selbst scheint

zunehmend ›seelenlos‹ zu sein, denn er ist anonym geworden. Er verschwindet einfach so von der Bildfläche, nur um dann andernorts ganz plötzlich aber ohne jede Geschichte irgendwo wieder aufzutauchen. Und mitunter merkt man es den Sachen unterschwellig sogar an, daß einiges mit ihnen ganz und gar nicht stimmen kann.

Nicht nur die Sache selbst, sondern eben auch ihr Geist, müßte eigentlich in aller Offenherzigkeit den Weg der Sachen weiter gehen, aber mit dem Diebstahl reißt diese Kette urplötzlich ab. Beim letzten legitimen Besitzer der Sache bleibt so etwas wie ein Phantom-Gefühl zurück, er kann sich vom Geist der Sache nicht lösen, weil ihm die Sache selbst abhanden gekommen ist, ohne daß er sich davon hat verabschieden können. Insofern ist der Geist selbst auf der Strecke geblieben, er kann seinen Weg nicht weiter fortsetzen, er kann vor allem nicht zu den Quellen zurück, um sich zu erneuern. — Der Dieb ist anonym und will es auch bleiben, er unterbricht die Kette derer, die Geben und Nehmen, um weiter zu geben und weiter zu nehmen. Er verletzt damit das Prinzip, den Ring beim Tausch, daß der Geist einer Gabe immer weiter wandern muß, bis sie schlußendlich bei ihrem Ursprung wieder angelangt ist, um sich dort wieder zu erneuern. Es ist ganz offenbar wie bei den Lachsen, die mit einer kaum zu ermessenden Anstrengung zu ihrem Ursprungsort wieder zurück müssen, um erst dort die nächsten Nachkommen zu zeugen.

Die Frage, was da eigentlich zur Quelle zurückkehren muß und was dabei die Tat anrichtet, läßt sich nunmehr beantworten: Es ist der Dank, den der Jäger bei seiner Zwiesprache mit dem erlegten Wild dem Ursprung des Tieres abstattet. Alle, die daran partizipieren, nehmen im Prinzip, wenn sie es denn zu schätzen wissen, an dieser Kette der Dankesbezeugungen teil. Wenn der Gast weiß, daß der Koch nur Fleisch verwendet, dessen Herkunft bekannt ist, dann ist diese Kette gewährleistet. — Der Dieb begeht aber eine Aneignung ganz eigentümlicher Art, denn mit seiner Tat wird die Gabe anonymisiert, man weiß nichts mehr von ihrer Herkunft.

Der finanzielle Wert einer entwendeten Sache kann den ideellen Wert daher sehr oft gar nicht aufwiegen. Es ist insofern weit verheerender, was beim Diebstahl vor sich geht: Der Dieb vergeht sich nicht nur am Eigentümer sondern am Geist der Sache selbst. Wir haben aber noch nicht diesen wertschätzenden Blick für die imaginäre Seite der Sachen, uns fehlen die Worte und das Verständnis

für das, was sich auf einer ganz anderen Ebene abspielt, auf die es allerdings auch bei uns durchaus ankommt.

Wir denken immer nur an den materiellen Wert, an den monetären Verlust, tatsächlich aber geht es um weit mehr, denn der ideelle Schaden wiegt nicht selten sehr viel schwerer. — Daher wird ein Diebstahl im ursprünglichen Denken ganz anders aufgefaßt: Schließlich geht es um den Geist der Sache, und wenn dieser erst durch den Tausch von Gabe und Gegengabe wieder zum eigenen Ursprung zurückkehren kann, dann ist der Dieb wie ein Totengräber für die Seele der Dinge, denn er unterbricht die Kette und behindert den Geist bei seiner Rückkehr zu den Quellen. Der Diebstahl wird im archaischen Denken tatsächlich so aufgefaßt, nicht nur als *Entwendung der Seele* der fraglichen Sache, sondern vielmehr als *Verzehr dieser Seele* selbst.<sup>1</sup>

Damit läßt sich das Prinzip der Allbeseeltheit nunmehr nachvollziehen: Es geht also darum, die *Seele der Sachen*, den *Geist der Dinge*, das *Wesen der Phänomene* auf dem Weg zu den Quellen, zum eigenen Ursprung zurück, auf gar keinen Fall zu behindern. Würde der Geist der Sache nämlich dort nicht wieder anlangen, er könnte nicht ›wiedergeboren‹ werden, würde sich also nicht erneuern und dann auch nicht wieder zeigen können.

### Besetzungen

Zu lange und zu selbstgefällig ist das ursprüngliche Denken abgetan worden als Ausdruck eines Aberglaubens, der dem physikalischen Weltbild so ganz und gar nicht entspricht. Dabei hat das alles gar nichts mit Physik, allenfalls mit Ökologie und Ethologie, mit Instinkten und bei uns selbst hat es schlußendlich sehr viel mit unserer Psyche zu tun. Denn dieses atavistische Empfinden ist auch bei uns in tieferen Schichten noch immer vorhanden, weil ganz offenbar in der *Psyche* nichts verloren geht. Und auf eine geheimnisvolle Weise entspricht dieses Prinzip tatsächlich dem Wesen mancher Beobachtungen in der Natur.

Es ist nur der Ausdruck einer naiven Selbstgefälligkeit, wenn die Wieder-Entdeckung des Gedankens der *Nachhaltigkeit* so stolz gefeiert wird, als sei die Menschheit damit zum allerersten Mal überhaupt auf die Idee gekommen, daß Ressourcenschonung nicht nur sinnvoll sondern notwendig ist. Tatsächlich ging es seinerzeit einfach nur um die notwendige Abkehr vom selbstzerstörerischen

---

<sup>1</sup>Vgl. ebd. Anm. 30, S. 34.

Raubbau auch noch an den allerletzten Schutzwäldern, die immerhin dafür sorgten, daß nicht ganze Berghänge abrutschten, um Flüsse zu stauen, Straßen zu blockieren oder ganze Dörfer unter sich zu begraben.

In aller Bitterkeit mußte die Zivilisation diese Lektion wieder und wieder zur Kenntnis nehmen, daß man sich über vieles eben nicht einfach nur hinweg setzen kann. Und so wurde dann wieder entdeckt, was den Menschen anderer Kulturepochen schon immer selbstverständlich vor Augen stand, daß man nicht nur nehmen, sondern auch geben muß, weil andernfalls ganze Natur-Zyklen einfach kollabieren. Was jedem Naturbeuter intuitiv einleuchtet, weil er sich unmittelbar eingebunden sieht in die großen Zusammenhänge von Werden und Vergehen, erscheint dem urbanen Zivilisationsmenschen nicht mehr wirklich relevant. Und so wurde dann der *edle Wilde* als besserer Mensch verklärt, als einer, der noch im Einklang mit der Natur leben würde... — Allerdings war es auch ohne Ökologie ganz offenbar schon immer spürbar, daß Menschen aus ureigenstem Interesse die Kette zwischen Gabe und Gegengabe nicht abreißen lassen sollten und daß der Geist der Sache wieder zur eigenen Quelle zurückfinden muß, um sich zu erneuern.

Somit haben wir das Prinzip dieser Aufmerksamkeit erfaßt, so daß inzwischen eine Metaphorik zur Verfügung steht, im Sinne eines ursprünglichen Denkens, das auch uns offenbar noch immer tief bewegt. — Allerdings ist es vorerst gerade mal schemenhaft zu erahnen, was dieses Prinzip eigentlich psychologisch bedeuten könnte. daß der Geist der Sache oder der Geist einer Gabe, daß vielleicht sogar ein Teil unserer Psyche gar nicht anders als diese, regelmäßig wieder zur Quelle und damit zum eigenen Ursprung zurückkehren muß, um sich zu erneuern.

Es kommt also darauf an, sich die Perspektiven dieses ursprünglichen Denkens wieder neu zu erschließen. Auch für unsere Psyche dürfte gelten, daß manche der innewohnenden, ehemals göttlichen Repräsentanten, die wir internalisiert haben, sich immer wieder erneuern muß. Wir haben aber gar keine Erneuerungsriten, nur solche, in denen das Neue das Alte achtlos verdrängt, als gäbe es weder Geschichte, noch Vergangenheit oder etwa Zukunft, sondern nur geistlose Gegenwart.

Wir haben nicht nur die moderne, aufgeklärte, naturwissenschaftlich geprägte, mitunter viel zu voreingenommene und eingeschränkte Sicht, sondern tragen



auch alle erdenklichen anderen Zugänge zur Welt noch immer in uns. Und diese hier, die Welt als Vorstellung von beseelenden Geistern, womöglich vom ganzen Götterhimmel in uns, hilft manches besser nachzuvollziehen, was ansonsten ohne Metaphern unverstanden bleiben müßte. — Dabei handelt es sich um eine urtümliche Auffassung von Welt, wie sie Kindern noch selbstverständlich erscheint. Aber auch beim Erwachsenen scheint manches davon noch immer durch, denn es ist bemerkenswert, wie auch wir auf diese Weise mit Gegenständen verfahren, wenn sie uns weggenommen worden sind.

Am Diebesgut läßt sich dieses seltsame Verhältnis, das auch wir noch immer zum Geist unserer Sachen haben, sehr gut verdeutlichen. Denn auch wir haben zu Gegenständen, die sich in unserem Besitz befinden oder befanden, noch immer ein ganz eigentümliches Verhältnis: Es kann sein, daß wir etwas verschenkt haben, oder verkauft oder verloren. Wir haben uns dann von der Sache und dementsprechend von ihrem Geist gleichsam ›ordnungsgemäß‹ verabschiedet und die Verbindung gelöst. Die ganze Angelegenheit ist aus unserem Leben ausgeschieden.

Anders verhält es sich seltsamerweise mit solchen Sachen, die entwendet worden sind. Der Geist ist gleichsam noch da, aber die Sache selbst ist verschwunden. Obwohl es doch eigentlich nur um eine materielle Sache handelt, ein Ding, das sich vielleicht wieder zu beschaffen ist, wie wir uns einzureden versuchen, hängen wir noch ganz anders daran. Es wie bei einem Phantom-schmerz, spürbar ist, was noch immer als Teil vom Ganzen gilt, obwohl es doch eigentlich gar nicht mehr ›da‹ ist.

Entscheidend ist schließlich, daß da ein Gefühl ist, das ernst genommen werden will. Und dieses Gefühl generiert eine Wahrnehmung, so daß spürbar sein kann, was eigentlich gar nicht mehr ›da‹ ist. Das bringt beträchtliche Probleme für unser vorgefaßtes Verständnis von Wirklichkeit mit sich, weil die herkömmlichen Erklärungsmuster versagen. Wenn alles eine Ursache haben muß, dann kann ein Phantomglied nicht spürbar sein, weil es selbst nicht mehr vorhanden ist. — Auf rein materielle Ursachen lassen sich solche Phänomene also nicht mehr zurückführen.

In solchen Konstellationen könnte uns die Metapher vom Geist der Sache allerdings weiter helfen. Demnach wäre der Geist noch vor Ort, die Sache selbst aber nicht, so würde dann etwas noch immer spürbar sein, was längst nicht mehr

›da‹ ist. Dementsprechende Phänomene lassen sich allerdings häufig beobachten, etwa wenn ein Schmerz chronisch wird und auch ohne eigentliche Ursache weiterhin spürbar bleibt. Demnach wäre eine Krankheit rein körperlich bereits überwunden, ihr Geist aber wäre noch immer vor Ort, um die Metaphorik vom Geist der Sache ganz bewußt wieder anzubringen. — Von den Sinneserfahrungen und dem Nervensystem bis hin zur Psyche, nimmt die Möglichkeit solcher Imaginationen ganz beträchtlich zu.

Viele Sachen sind demnach gleich zweimal ›vorhanden‹, nicht nur materiell sondern eben auch sensuell, nicht nur physisch sondern eben auch psychisch. Demnach kann es unter Umständen gar nicht angemessen sein, wenn eine Sache ausschließlich nur physisch oder nur psychisch gewürdigt wird. Nicht immer, aber oft ist nur eine, vielleicht auch die falsche Seite gewürdigt worden, was umso mehr dann der Fall ist, wenn das Imaginäre als etwas erscheint, das nicht wirklich ernst genommen werden kann, weil es ja nun doch eben ›nur‹ imaginär ist.

Im Zweifelsfall sind beide Seiten zu betrachten, ein *Dualismus* ist daher unserer eigenen Erfahrung von Wirklichkeit sehr viel angemessener als ein *Monismus*, der immer nur die eine, aber nicht die andere Seite gelten lassen will. — Tatsächlich sind manche Dinge zwar als solche gar nicht mehr in der Welt, bleiben aber in ihrem Geist weiter präsent, um in der Psyche mit Gefühlen, Emotionen, mit Furcht, Dankbarkeit, Zuneigung, Abwehr oder auch mit größter Anerkennung besetzt.

Nicht selten bleiben solche *Besetzungen* weiter bestehen, sie bleiben zurück, selbst wenn die Sache selbst nicht mehr vorhanden ist, weil wir eben für uns noch immer etwas von größter Bedeutung verknüpfen. Vielleicht kommt es dabei gar nicht so sehr auf die materielle Seite der Sache an, sondern auf das, was sie repräsentiert, wofür sie steht oder genommen wird. — Eigentlich geht es gar nicht wirklich um die Sache selbst, sondern vielmehr um das, was wir damit verbinden. Und diese Besetzung kann außerordentlich bedeutend sind, so daß es unmöglich scheint, sich davon zu lösen.

Diese Schwierigkeit, sich zu lösen, sich aber gar nicht loslösen zu können, ist in der *Trauerarbeit* ganz besonders eklatant. Es bleibt eine Verbindung bestehen, die aber gar nicht weiter aufrecht erhalten werden kann. Immense seelische Schwerstarbeit ist erforderlich, diesen Widerspruch auszuhalten, oder eher

nicht auszuhalten, indem alle erdenklichen Manöver vorgenommen werden, den Widerspruch selbst zu übergehen. — Es bleibt eine Verbindung, eine Verbundenheit, eine Besetzung, die sich ganz offenbar weder lösen will noch lösen kann.

Wieder scheint es ein *Geist* zu sein, der daran gehindert wird, zu seiner Quelle zurückkehren zu können, um sich zu erneuern. Diesmal wird dieser Geist aber nicht von einem Dieb daran gehindert, er ist vielmehr von einer Psyche ›eingefangen‹ worden und wird nicht mehr wieder freigegeben. Und so stellt sich manchmal die Frage, was eigentlich wirkungsvoller ist, die Wirklichkeit als solche oder unsere Vorstellungen und Imaginationen davon. Auf jeden Fall lassen die herkömmlichen Vorstellungen von Wirklichkeit zu wünschen übrig, wenn sie derart wesentliche Momente, Motive und Beweggründe gar nicht auffassen, abbilden, spiegeln und mitteilbar machen können.

Es ist womöglich zu anspruchsvoll, auch noch für eine Philosophie, die es tatsächlich darauf anlegt, das Ganze wenigstens phänomenologisch, also durch den systematischen Wechsel der Perspektiven, doch noch in Erfahrung bringen zu können. Wir haben keinen umfassenden Blick für das, was auch noch zählt, was vielleicht sogar äußerst wirklich, eben wirksam ist. — Allerdings wird immer deutlicher, wie einleuchtend sich diese Gedanken und Modellvorstellungen eines eher ursprünglichen Denkens, vom Geist der Sache und von den Quellen der Sachen auch auf uns noch immer ist. Es erscheint daher sinnvoll, diese Modellvorstellungen zu übertragen, nicht nur auf unsere Verhältnisse zu den Dingen, sondern auch auf unsere Beziehungs- und Selbstverhältnisse und nicht zuletzt auch auf die Psyche selbst. Dabei wird es interessant, der Frage weiter nachzugehen, wie sich dieses ursprüngliche Denken womöglich ins Verhältnis setzen läßt zu dem, was sehr viel später erst hinzu gekommen ist, im Zuge der *Psychogenese*.

## Zur Geschichte der Psyche

ZURÜCK ZU DEN ANFÄNGEN — RADIKALE FRAGEN — WAS VOR DER SPRACHE WAR — MUSIK UND INNERE ZEITERFAHRUNG — WORUM WIR DIE TIERE BENEIDEN — BEWUSSTSEIN UND SPALTUNG — DER ERFÜLLTE AUGENBLICK: VORHER, JETZT UND NACHHER — DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES FINDET IN DER PSYCHE STATT — WIE SICH DAS SELBST ETABLIERT — VOM GLÜCK BEI TIEREN UND MENSCHEN — OZEANISCHE GEFÜHLE UND FLOW — ANTHROPOGENESE UND PSYCHE — DER MENSCH: ORTLOS, ZEITLOS, IM NICHTS STEHEND — KÖRPER, PSYCHE UND PERSON — GEFÜHLE, EMPATHIE UND AUTHENTIZITÄT — GEBROCHENHEIT, LIEBE UND SPRACHE

---

<b>Vom Ursprung des ›Selbst‹</b> . . . . .	<b>27</b>
Blick zurück auf das Tier im Menschen . . . . .	27
Das Tier lebt ›unhistorisch‹ . . . . .	32
Flow und Bewußtsein . . . . .	35
<b>Exzentrische Positionalität</b> . . . . .	<b>39</b>
Immer kurz davor, irre zu werden . . . . .	39
Out of Eden . . . . .	43
Liebe und Sprache . . . . .	46

---

### Vom Ursprung des ›Selbst‹

#### Blick zurück auf das Tier im Menschen

Im Zuge der Zivilisation kommt ein völlig neuer Menschentyp auf, der Typ des urbanen Menschen, der kein sogen. ›Wilder‹ mehr sein will. Nicht mehr die Wildnis der Wälder, sondern die in den Städten sind seine Jagdgebiete. Der

zivilisierte Mensch ist domestiziert, was weit mehr bedeutet, als der rein äußerliche Umstand, daß Sesshaftigkeit vorherrscht und in Häusern gewohnt wird. — Nicht nur der Habitus, sondern das ganze Selbstverständnis, die Konstruktion von Wirklichkeit, die Religion, das Gemeinschaftsleben, Kunst, Kultur, Rechtsempfinden, Medizin, Psychologie ... alles, wirklich alles wird anders. In einem atemberaubenden Wandlungsprozeß, in erstaunlich kurzer Zeit von etwa 12.000 Jahren entstehen urbane, zivilisierte und hoch differenzierte Lebens- und Arbeitswelten ohnegleichen. Niemals zuvor hat es so etwas gegeben und vor allem ist dieser Prozeß unumkehrbar. — So selbstverständlich Zivilisation inzwischen erscheinen mag, wir sollten uns vor Augen führen: Bereits die frühen Stadtstaaten waren hoch gezüchtete künstliche Paradiese, die sich nur mit erheblichem Aufwand aufrecht erhalten lassen.

Alles, worauf es ankommt, wird profanisiert, was kaum verwunderlich ist, weil sich der Mensch selbst nunmehr als Schöpfer dieser künstlichen Welten zu begreifen beginnt. Auch die Menschen darin sind Kunstprodukte, denn die Domestikation betrifft nicht nur die Tiere und Pflanzen. Die Selbstverhaustierung erlaubt einerseits paradiesische Zustände und mitunter sogar ein Leben nach Art der Götter. Auch die erlesensten, naturfernsten Lebensweisen werden möglich, was aber eben sehr viel Anforderungen mit sich bringt. Der Komfort wird immens gesteigert, es werden Bedürfnisse befriedigt, von denen die Menschen anderer Zeiten nicht einmal etwas geahnt haben. — Führt man sich auch nur den Reisekomfort von KARL DEM GROSSEN vor Augen, so liegen inzwischen ganz außerordentliche, zu anderen Zeiten geradezu unvorstellbare luxuriöse Verhältnisse vor. Es scheint, als wäre die Prophezeiung der Paradieschlange in Erfüllung gegangen, das Gute vom Bösen unterscheiden zu können und zu sein wie Gott.

Nur sind monotheistische Götter immer viel zu unanschaulich, unfühlbar und nicht wirklich präsent, so daß Gebete an übermächtige Alleingötter hoch abstrakt und monologisch ausfallen müssen. Demgegenüber tun uns die mythischen Götterfiguren wenigstens den Gefallen, auf ihre Weise quasi menschlich zu sein. Nicht von ungefähr leben die Götter der Antike bis auf wenige Ausnahmen in einer idealen Stadt, im Olymp oder eben auch im Pantheon. — Ganz entscheidend ist, daß sie Charakter haben und auch die damit verbundenen Schwächen. Als Spezialisten gewinnen sie wirklich Kontur und dementsprechend werden sie aufgesucht, wie die Ärzte zu jener Zeit: Entscheidend war, ob ein Arzt dieselbe Krankheit, um die es gerade ging, bereits erfolgreich auskuriert hat. Polytheistische Götter erscheinen wie solche, die ganz ähnliche Probleme haben, wie wir.

Insofern machen gerade Fach-Götter uns vor, wie prekär unsere Existenz tatsächlich ist. Alles hat seinen Preis, auf vielerlei Ebenen, im Himmel wie auf Erden. Götter sind Städter, auch das führen sie mustergültig vor. Urbane Existenzen von solcher Naturenthobenheit sind jedoch extrem anspruchsvoll, sie setzen eine hoch differenzierte Gesellschaft voraus. Dabei ist es aber noch immer rätselhaft, wie solche Bedingungen wohl in den frühen Städten gewährleistet worden sind.

Alle erdenklichen Institutionen sind erforderlich, um ein soziokulturell, ökonomisch und ökologisch hoch diffiziles Gesamtgeschehen wie einen Stadtstaat zu stabilisieren. Wir wissen, daß Staat, Verwaltung, Wirtschaft, Recht und nicht zuletzt auch Tempel und Priester, Bauern und Städter, vor allem aber Herren und Knechte, erforderlich waren. Wirklich interessant werden diese Spekulationen aber erst, wenn es darum geht, nachvollziehen zu wollen, wie das alles einmal angefangen haben mag.

Tatsächlich ketzerisch sind weniger die Antworten, als vielmehr die *Fragen*, die den besonders heiklen Antworten vorhergehen. Denn damit wird die Offenheit einer Fragestellung schließlich überhaupt erst möglich gemacht. Die radikale Frage zielt insofern stets auf das, was ein *Tabu* gerade unterbinden sollen. — Tabus sollen sicher stellen, daß daran gar nicht gerührt werden kann. Aus kontingenten aber hoch sanktionierten Gründen soll es dem Einzelnen gar nicht gelingen, die fragliche Sache überhaupt zur Sprache zu bringen. Alle sind mehr als nur peinlich berührt, sondern entsetzt und wie gelähmt, sollte es doch einmal jemand versuchen.

Interessant ist es, in solchen Konstellationen jene Instanz, in deren Geist vorherrschende Tabus vertreten und sanktioniert werden, selbst zur Sprache zu bringen. Und dazu gibt es eine zuverlässig ketzerische Frage, die darauf hinausläuft, diese Instanz selbst geschichtlich zu betrachten. Wenn etwas nicht immer schon war, dann muß es geworden sein. Also läßt sich radikal danach fragen, was denn eigentlich *davor*, was beispielsweise *vor* den Göttern, *vor* der Zivilisation oder eben auch *vor* der Sprache gewesen sein mag.

Mit der Frage, was eigentlich vor der Sprache war, kommt tatsächlich noch immer ein gewisses Unbehagen auf. Denn der Blick zurück auf das Tier im Menschen ist auch einer zurück auf den Menschen im Tier. — Dabei ist es eine große intellektuelle Herausforderung, nachvollziehen zu wollen, wie es möglich gewesen sein kann, daß sich Menschen aus Affen entwickeln konnten. Und die am meisten tabubewehrten Spekulationen betreffen die Gefühle, das Bewußtsein, den Geist und eben auch die Ängste, Irritationen und den möglichen Wahnsinn, der mit alledem einhergegangen sein mag.

Im Zuge der *Anthropogenese* ist das Aufkommen und die Entwicklung der *Sprache* ganz gewiß ein Urdatum. Erst dadurch wird Kultur möglich, weil sie darauf beruht, sich auf abstrakte Weise zu verständigen, beispielsweise abwesende Sachen zur Sprache zu bringen. — Zweifelsohne gehört die Sprache zur *Conditio humana*, weil es ohne Sprache ganz gewiß nicht zum Menschen hätte kommen können. Und wenn wir dann weiter fragen, was denn auch davor noch gewesen sein mag, dann müssen es Laute gewesen sein, Töne, Gesang vielleicht, vor allem aber auch Rhythmus ...

Aber bevor es wiederum dazu erst kommen konnte, war zuvor eines unerlässlich, ein *Bruch im Bewußtsein*. Hier, in den tiefsten Tiefen liegt der Kristallisationskeim des menschlichen Bewußtseins. Ganz entscheidend ist die Bedingung für die Möglichkeit, Musik überhaupt hören, also nachvollziehen zu können, was eher bereits ein mitvollziehen erforderlich macht. Dazu aber ist die Möglichkeit einer *inneren Zeiterfahrung* unerlässlich. — Es kommt also zu einer allerersten Differenz in der Wahrnehmung, zur Unterscheidung zwischen *vorher* und *nachher*, mehr noch, es kommt zum Erinnern eines *Davor* und zum imaginären Vorauslaufen zum möglichen *Danach*.

EDMUND HUSSERL hat das Prinzip für die Bedingung dieser Möglichkeit zur Darstellung gebracht:

*Wenn ein Ton erklingt, so kann meine objektivierende Auffassung sich den Ton, welcher da dauert und erklingt, zum Gegenstand machen und doch nicht die Dauer des Tones oder den Ton in seiner Dauer. Dieser als solcher ist ein Zeitobjekt. Dasselbe gilt für eine Melodie, für jedwede Veränderung, aber auch jedes Verharren als solches betrachtet. Nehmen wir das Beispiel einer Melodie oder eines zusammenhängenden Stückes einer Melodie. Die Sache scheint zunächst sehr einfach: wir hören die Melodie, d. h. wir nehmen sie wahr, denn Hören ist ja Wahrnehmen. Indessen der erste Ton erklingt, kommt der zweite, dann der dritte usw. Müssen wir nicht sagen: wenn der zweite Ton erklingt, so höre ich ihn, aber ich höre den ersten nicht mehr usw.? Ich höre also in Wahrheit nicht die Melodie, sondern nur den einzelnen gegenwärtigen Ton. Daß das abgelaufene Stück der Melodie für mich gegenständlich ist, verdanke ich — so wird man geneigt fein zu sagen — der Erinnerung; und daß ich, bei dem jeweiligen Ton angekommen, nicht voraussetze, daß das alles sei, verdanke ich der vorblickenden Erwartung. (...) Jeder Ton hat selbst eine zeitliche Extension, beim Anschlagen höre*

*ich ihn als jetzt, beim Forttönen hat er aber ein immer neues Jetzt,  
und das jeweilig vorangehende wandelt sich in ein Vergangen.*<sup>1</sup>

Es ist beeindruckend, sich vor diesem Hintergrund vor Augen zu führen, daß mit diesem Effekt das Menschsein einhergeht. Dabei ist die Möglichkeit, Musik überhaupt ›hören‹, also mitvollziehen zu können, eine ganz außerordentliche Fähigkeit, die mental ganz offenbar alles andere als banal ist.

Das ist zwar ein Hauptgewinn in der Evolutionslotterie, aus dem früher oder später alles weitere folgt. Es gehen damit aber auch Verluste einher, vom Tier zum Menschen zu werden. Der erfüllte Augenblick wird gleichsam gesprengt und aufgespalten in *Vorher* und *Nachher*, und genau damit entsteht vermutlich das erste *menschliche Bewußtsein*. — Die Frage ist dann, wie dieses erste menschliche Bewußtsein mit diesen Irritationen überhaupt fertig wird ...

Ganz gewiß ist es etwas, das stolz machen kann, nur, es gehen auch bedeutende Verluste damit einher. Der erfüllte Augenblick wird gleichsam einer Vivisektion unterzogen, womit sich ein Bewußtsein etabliert, das seither wie eine junge Katze den eigenen Schwanz zu fangen versucht. — Was sich abspielt, könnte dramatischer nicht sein: Der gelebte Augenblick wird gespalten, wenn sich die innere Zeiterfahrung, wenn sich die erste Differenz etabliert, so daß ein rudimentäres menschliches Bewußtsein entsteht. Es gibt dann nicht mehr nur das *Hier und Jetzt*, sondern auch ein *davor* und ein *danach*. Es dürfte bald schon das Erinnern möglich geworden sein und die Erfahrung, das Glück eher eine Ausnahmeerscheinung ist, auf die wieder ganz andere Zeiten folgen.

Seither verspüren Menschen eine tiefe und unerfüllbare Sehnsucht. Wir beneiden das Tier und glauben zu spüren, was der Mensch hat hinter sich lassen müssen, um aber doch stolz darauf zu sein, es immerhin zum Menschsein gebracht zu haben. — Wenn gefragt wird, was denn wohl *vor* der Sprache gewesen sein mag, dann wird die Antwort nicht lange auf sich warten lassen. Es dürften Grimassen, Gesten aber eben auch ganze Inszenierungen gewesen sein.

Urkomisch und vielleicht mehr oder minder authentisch ist die einschlägige Szene aus *Der mit dem Wolf tanzt*, in der CEVIN COSTNER als Nordstaaten-Offizier *First Lieutenant John Dunbar* auf einen entlegenen Außenposten im

---

<sup>1</sup>Edmund Husserl: Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893–1917). Hrsg. von Rudolf Boehm. Husserliana, Band X. Den Haag 1966. S. 384f.



Indianergebiet (im heutigen South Dakota) versetzt wird. Nach einigen eher zögerlichen Begegnungen stattet er seinen Nachbarn ganz spontan einen Besuch ab und reitet mitten in ihr Lager, um ihnen die Nachricht von der lang erwarteten und überfälligen Sichtung der Büffel zu überbringen.

Er schwingt sich also aufs Pferd, wird von den konsternierten Indianern erst einmal gefangen genommen, um dann aber doch reden zu dürfen. — Dabei erzeugt das Wort ›Büffel‹ nicht die geringste Wirkung, also beginnt er sich zu bewegen, wie ein ebensolcher, um dabei mit den beiden Zeigefinger die Büffelhörner anzudeuten, so daß es langsam überdeutlich wird, worum es hier geht, um das Lebenselixier dieses Indianerstammes: *Tatonka!*<sup>1</sup>

Es ist ein behutsamer Film mit dem Anspruch, den Ureinwohnern Amerikas, die augenscheinlich diesen Kontinent weit vor CHRISTOPH COLUMBUS entdeckt haben müssen, endlich historische Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Wo die Worte nicht zur Verfügung stehen, dort helfen Mimik, Gesten, Tänze, Imitationen und Lautmalerei.

Aber lassen wir uns diesen Bruchteil einer Sekunde vor Augen führen, es ist der Moment, in dem das innere Zeitbewußtsein aufkommt, und mit alledem geht eine Spaltung einher. — Um Melodien hören zu können, muß ein Bewußtsein entstehen, das mit der Zeit lebt, empfindet, Erfahrungen macht. Dazu muß Vergangenes erinnert, Gegenwärtiges präsent gehalten und Zukünftiges vorweggenommen werden. Es ist aber ein Bruch mit der Tiernatur, ein Heraustreten aus der angestammten, verhaltensbiologisch ebenso beschreibbaren wie fixierten Natur. Das angestammte Ökotoptop wird verlassen, weil es nunmehr möglich ist, sonst wo zu leben.

### **Das Tier lebt ›unhistorisch‹**

Wir sind in der Tat das einzige nicht festgestellte, nicht festgesetzte, nicht an den Pflock des Augenblicks festgebundene Lebewesen, wie es NIETZSCHE so beeindruckend formuliert hat.

*Betrachte die Herde, die an dir vorüberweidet: sie weiß nicht, was Gestern, was Heute ist, springt umher, frißt, ruht, verdaut, springt*

---

<sup>1</sup>Der mit dem Wolf tanzt; USA 1990. Originalsprache: Englisch, Lakota, Pawnee. Regie: Kevin Costner.

wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks, und deshalb weder schwermütig noch überdrüssig. Dies zu sehen geht dem Menschen hart ein, weil er seines Menschentums sich vor dem Tiere brüstet und doch nach seinem Glücke eifersüchtig hinblickt — denn das will er allein, gleich dem Tiere weder überdrüssig noch unter Schmerzen leben, und will es doch vergebens, weil er es nicht will wie das Tier.<sup>1</sup>

Die Grundlagen unseres *Bewußtseins* beruhen auf dieser Spaltung, es geht nicht mehr einfach nur um Wahrnehmung, sondern um die Wahrnehmung von Wahrnehmung. Das Prinzip ist immer dasselbe, ein ehemals integrales Bewußtsein spaltet sich auf in zwei Teile, in zwei Perspektiven, die eine repräsentiert die Binnensicht, die andere vertritt die Außensicht, und beide Sichtweisen müssen natürlich ins Verhältnis miteinander gesetzt werden, so daß eine Metaperspektive erforderlich wird.

Bereits diese erste aller Bewußtseins-Differenzen ist von existentieller Bedeutung, denn damit geht ein Riß durch die Natur, äußerlich und innerlich zugleich. Das zuvor ungeteilte Bewußtsein wird ausdifferenziert, so daß nun Beobachtung von Beobachtung, Wahrnehmung von Wahrnehmung und schließlich auch Sprechen möglich wird. — Bei alledem spielt die *Sprache* eine große Rolle, weil nur sie mitteilbar machen kann, was wir, wie und warum so und nicht anders erleben, sehen, fühlen oder bedenken.

Es rührt an ein *Tabu*, dieses Prinzip selbst zur Darstellung zu bringen und diesen wunden Punkt zu berühren, die ganz tiefe Sehnsucht und den Phantomschmerz in jedem Menschen, die vormalige Einheit zwischen Sein und Bewußtsein unwiederbringlich verloren zu haben. Und so brüsten wir uns vor dem Tier unseres Menschseins, um es insgeheim wieder um das Animalische seiner Unmittelbarkeit zu beneiden, weil es mit dem gelebten Augenblick eins werden kann, was uns *so* nicht mehr gegeben sein kann. — Menschsein wäre demnach Segen aber auch Fluch, weil sich die vormalige Einheit des Bewußtseins nicht wieder herstellen läßt, weil es ein Rätsel bleibt, wie überhaupt diese Zweiheit im Bewußtsein zustande gekommen sein mag.

---

<sup>1</sup>Friedrich Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen. 2. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In: Werke in drei Bänden. Herausgegeben von Karl Schlechta, München 1954. Bd. 1, S. 211.

Bei NIETZSCHE folgt dann im unmittelbaren Anschluß an die soeben dokumentierte Passage aus seinen *Unzeitgemäßen Betrachtungen*, jene vielzitierte Sequenz, die vor Augen führt, warum Mensch und Tier einander fremd bleiben müssen:

*Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen: das kommt daher, daß ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte — da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so daß der Mensch sich darob wunderte.*<sup>1</sup>

Das Tier lebe *unhistorisch* und gehe in der Gegenwart auf, ohne jenen *wunderlichen Bruch*, der den Menschen ausmacht, so NIETZSCHE. Aber der Mensch wundere sich über sich selbst, warum er das Vergessen nicht erlernen könne, um dem Augenblick wieder verbunden zu sein wie das Tier, das *jeden Augenblick wirklich sterben, in Nebel und Nacht zurücksinken und auf immer verlöschen sieht*.<sup>2</sup> — Ein Tier wisse nicht, sich zu verstellen, es verberge nichts und erscheine in jedem Momente ganz und gar als das, was es ist; es könne gar nicht anders als ehrlich sein, konstatiert NIETZSCHE weiter und erreicht damit selbst die Grenzen des noch Aussagbaren.<sup>3</sup>

Tiere leben durch diese ihre ungeteilte Präsenz wohl tatsächlich im erfüllten Augenblick. Sie haben darin eine Vollkommenheit, die *uns* wiederum vorenthalten bleiben muß, weil wir ja nun mit dieser seltsamen Differenz in unserem Bewußtsein operieren, auf die alle erdenklichen weiteren Differenzen aufbauen. — Aber das Tier *weiß* nichts von sich, nicht im Guten und auch nicht im Schlechten, weil es die Differenz zwischen vorher und nachher nicht realisiert, weil es immer nur in einem einzigen Augenblick aufgeht.

Ohne die Relation herzustellen, ohne zu ahnen, daß es eine Geschichte gibt, ein Vorher und ein Nachher und alle erdenklichen Zustände zwischen himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt, wird das Tier beneidet vom Menschen, weil es mit seinem Bewußtsein noch ganz im Augenblick aufgehen kann. — Es ist aber fraglich, was denn aus menschlicher Sicht daran beneidenswert sein soll, weil es doch eigentlich fast schon Bewußtlosigkeit ist, ein Tagträumen, eine geistige

---

<sup>1</sup>Ebd.

<sup>2</sup>Ebd.

<sup>3</sup>Ebd.

Absenz. Nur in äußerst seltenen Momenten läßt sich dieser Zustand aber auch von Menschen erfahren, als das, was SCHOPENHAUER als Befreiung von der *Zuchthausarbeit des Wollens* beschrieben hat:

*Es ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries: denn wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still.*<sup>1</sup>

IXION, ein König der Lapithen, mißbrauchte die Gastfreundschaft, um einen Verwandten zu ermorden. ZEUS, als der für Gastfreundschaft zuständige Gott, ließ ihn darauf an ein Feuerrad binden, das sich wie eine Gebetsmühle ewig mit ihm dreht, um ständig zu wiederholen: *Du sollst dem Wohltäter mit Dank vergelten.* — Und dieses Rad steht also nun still, in einem solchen Augenblick, wenn die *Zuchthausarbeit des Wollens* einmal aussetzt. Das kann SCHOPENHAUER zufolge dann der Fall sein, wenn wir uns in etwas versenken, etwa wenn es um Erkenntnis geht, um reine Kontemplation, um das Aufgehen in der Anschauung, das Verlieren im Objekt oder das Vergessen aller Individualität.

### Flow und Bewußtsein

Die Anthropogenese wird viel zu oft eher von außen betrachtet, als sei es ein rein äußerliches Geschehen, insbesondere die Aufrichtung und der aufkommende Werkzeuggebrauch. Es kommt aber darauf an, sich vor Augen zu führen, was sich derweil im Inneren vollzieht, während dieser langen Zeit, bis schlußendlich der gegenwärtige Mensch auf der Bildfläche erscheint. — Es ist nicht so, daß wir alle diese Errungenschaften uns selbst zuschreiben dürfen, denn alles ist größtenteils ›ererbte‹, im Zuge einer Kulturgeschichte, die als solche sehr viel mehr Beachtung verdient hätte. Wir würden dann nämlich sehr viel mehr über die Tiefen und Untiefen in unserem eigenen Inneren in Erfahrung bringen. Das neu aufkommende Bewußtsein ist umweltoffen, also wird es notwendig, sich zu den eigenen Wahrnehmungen selbst noch einmal zu verhalten. Daher dürften manche dieser ersten Impressionen einfach entsetzlich gewesen sein, weil

---

<sup>1</sup>Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. In: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Arthur Hübscher. Zürich 1977. Bd. 1, S. 253.

die Wahrnehmungsweisen, die Reaktionen und auch das Verhalten fortan nicht mehr allumfassend durch Instinkte bestimmt wurden. — Die Vertreibung aus dem *Paradies* findet vor allem in der *Psyche* statt. Wir gehen nicht mehr auf im erfüllten Augenblick und müssen begreifen, daß wir als Menschen herausgefallen sind aus dem großen Ganzen eines unbewußten aber erfüllten Lebens, wie es nur Tieren vorbehalten ist.

So etabliert sich allmählich ein *Selbst*, das nur selten zur Ruhe kommen kann. Ständig sprudeln die Impressionen, alle erdenklichen Wahrnehmungen von Differenzen, von außen, von innen, von sich, von den anderen, aus der unheimlichen Welt da draußen. Selten geht irgend etwas auf, viel zu viel muß unausgewogen, unerklärlich, unverstanden und unsagbar bleiben. — Dieses *Selbst* ist einerseits eine ständige Quelle der Unruhe, des Ungenügens, des Nichtmitsichselbst-Identischseins, andererseits entsteht damit ein Bewußtsein auf der Grundlage solcher Differenzen, so daß sehr viel später auch Sprache und Denken möglich werden.

Zugleich läßt sich spekulieren, daß ›echtes Glück‹ allerdings Bewußtsein, eben das Wissen um den besonders glücklichen Augenblick voraussetzen dürfte. Das ›einfache Glück‹, um das wir die Tiere beneiden, wenn und weil und solange wir von Differenzwahrnehmungen einfach nur terrorisiert werden, genügt nach menschlichem Ermessen eben doch nicht. Es muß auch ein zusätzliches, ein beobachtendes Bewußtsein zugegen sein, das wiederum dieses Glücklichein als tatsächlich und als das eigene nochmals wiederum zu Bewußtsein bringen kann. Hinreichend ist demnach nicht, einfach nur glücklich zu sein, sondern tatsächlich zu wissen, daß man es wirklich ist — von außen betrachtet.

Vermutlich ist diese Spekulation über das ›einfältige Glück‹ der Tiere auch wieder nur eine Projektion. Dennoch folgt für uns selbst daraus, daß unsere Existenz einfach tragisch ist, weil es offenbar nur die Möglichkeit gibt, entweder unbewußt und einfältig zu sein oder aber sich seiner selbst bewußt, dafür aber andauernd im Zwiespalt mit sich. — Das ist das Dilemma der menschlichen Existenz, eine Erfahrung, die den Anfang aller *Philosophie* motiviert haben dürfte: Wohl läßt sich vieles erkennen und vielleicht auch erklären aber dieser seltsame Bruch im eigenen Geist läßt sich nicht wirklich ›heilen‹, vielleicht durch Drogen betäuben, mit Ritualen beeinflussen oder auch durch tiefe Meditation ausblenden, aber ›heilen‹ läßt er sich nicht.

Die Sehnsucht geht darauf, Stille, Einssein, Geborgenheit zu empfinden, eben Selbstwahrnehmungen, die noch am ehesten im *Flow* erfahrbar sind. Selbstvergessenheit ist wie eine Erlösung beizeiten und eben etwas, das wir dem Tier zuschreiben. Aber um sich des Glücks seiner animalischen Vollkommenheit wiederum bewußt werden zu können, fehlt es dem Tier an Bewußtsein, es fehlt die Reflexion, mit der es auf sich selbst Bezug nimmt. — Das ist es, was dieses allererste, rudimentäre Bewußtsein begründet, die Katastrophe, sich selbst als etwas Fremdes zu erfahren, auf sich selbst als jemand anderes zurückkommen zu können und manchmal auch zu müssen.

Das Dilemma ist perfekt: Tiere sind demzufolge eins mit sich, zugleich aber vollkommen selbstvergessen. Sie sind eigentlich andauernd im *Flow*, was für uns ein Glückszustand auf Dauer sein würde, wenn wir nicht mit unserem Bewußtsein, mit unserer Außensicht immer wieder aus dieser Trance herausfallen würden. Nicht von ungefähr wurde von vielen Religionen gerade dieser Zustand der Seligkeit als wohlverdientes Glück im Jenseits immer wieder in Aussicht gestellt, wohl doch auch, viel ein solcher Dauerzustand nicht von dieser Welt sein kann. Das neu entstandene Zeitbewußtsein, die Selbstwahrnehmung und die Möglichkeit, *vorher*, *jetzt* und *nachher* in Betracht zu ziehen, stören diesen *Flow*.

Zwar kann sich der Mensch auf der Grundlage dieser neuen, zusätzlichen Differenzierungsmöglichkeiten dessen bewußt werden, tatsächlich ›vollkommen glücklich‹ zu sein, zugleich kommt damit aber neue Ungewißheit auf, eben weil der Blick von außen sich immer wieder in Erinnerung bringt. — Der *Flow*, als mentaler Schwebезustand der Selbstvergessenheit läßt sich vergleichen mit der Kunst, über dem Wasser zu laufen oder dem Traum, fliegen zu können. In einem solchen mentalen Ausnahme-Zuständen dürfte manches gelingen, was unvorstellbar scheint, gleichwohl geschieht es stets in ›blindem‹ Vertrauen.

Solche Zustände sind zwar nicht von Dauer, sie können aber lange aufrecht erhalten werden. Es kommt jedoch unmittelbar zum Absturz, sobald auch nur der geringste Zweifel ins Bewußtsein dringt und das Denken, die Außen-Selbst-Betrachtung wieder einsetzt. Danach wird alles nur noch wie eine Phantasmagorie, wie ein Rausch, wie reine Einbildung erscheinen, obwohl es doch zuvor so intensiv er-lebt und irgendwie doch ›wahr‹genommen worden sein muß. — Das dürfte es dann auch sein, was monotone Tätigkeiten so reizvoll macht,

weil, wenn sie unterschwellig, also ohne sonderlich große Konzentration einfach vollführt werden kann, dann kann es eben zum *Flow* kommen, ein fast schon ›himmlisches Gefühl‹ der Selbst- und Seinsvergessenheit.

Wir haben sogar Worte für diese Zustände, die es uns erlauben, in die weiten Welten ozeanischer Gefühle einzutauchen, um zu beschreiben, wie es sich anfühlt, selig zu sein. Und doch ist da etwas zerbrochen, eine ehemals heilige Einfalt, die tierische Unschuld, eben jene paradiesische Fraglosigkeit, die einfach verloren ist und für die es allenfalls Ersatz geben kann, was die Sehnsucht nach solchen Zuständen der Glückseligkeit immer nur vorübergehend stillt. — Es zeigt sich, daß diese erste aller Differenzen, die Unterscheidung zwischen *vorher*, *jetzt* und *nachher*, das Erleben selbst in Mitleidenschaft zieht. Wir können uns dann unseres Glücks zwar bewußt werden, stören die Empfindung damit aber, weil wir bereits darin schon wieder den Keim des Wechsels sehen müssen, wie es das Symbol vom *Tao* so schön demonstriert, daß sich das Rad des Lebens immer weiter dreht und im Höhepunkt bereits wieder dem Niedergang zustrebt.

Vor diesem Hintergrund wäre zu fragen, ob dieses Grundgefühl, daß auf jeden Glücksgipfel, ein umso tieferes Tal der Tränen folgen muß, so daß die landläufige Maxime aller kruden Lebenskünste gar nicht so unberechtigt ist, wer sich nicht in himmelhochjauchende Gefühle hochsteigern läßt, wird auch nicht den Anwandlungen einer zu Tode betäubenden Melancholie verfallen. Das mag manchen vor dem Schlimmsten bewahren, es wird dann aber auch das Schönste vorbehalten bleiben. Gleichwohl wäre es ein Arrangement mit dem, was den *Flow* der Selbstvergessenheit ohnehin nicht auf Dauer bleiben läßt. — Wie viele Höhen und Tiefen zugelassen werden sollen, ist eine Frage des Typs, gibt EPIKUR mit Recht zu bedenken, ganz anders als die meisten unter den Theoretikern der Lebenskunst. Jedenfalls gehören ganz offenbar die Höhen und Tiefen zusammen, so daß wir generell dazu neigen, immer wieder erneut erst himmelhoch jauchzend und dann wieder zu Tode betrübt zu sein.

Die Zerrissenheit durch das *innere Zeitbewußtsein*, diese Urdifferenz in uns, ist ganz offenbar nicht heilbar. Es ist allerdings keine ungeteilte Freude, sich selbst im Glückszustand von außen betrachten zu müssen, um dann bereits zu wissen, daß auf jeden Gipfel gleich schon das nächste Tal folgen wird. Allerdings kann dieses zwiespältige *Selbst*, das sich da in uns festgesetzt hat, als wäre es eine fremde Macht, zur Qual werden, weil es sich als Bewußtsein aller dieser

Differenzen einfach nicht ruhigstellen läßt. — So entsteht dann die Innenwelt, die *Psyche*, so etwas wie ein Weltinnenraum im Bewußtsein, in der Imagination, eben im Unsichtbaren. Nichts läßt sich davon sehen und doch ist es nicht nur ›da‹, weil sich eben vieles davon ganz deutlich spüren läßt.

## Exzentrische Positionalität

### Immer kurz davor, irre zu werden

Im Verlauf der *Anthropogenese* kommen immer mehr von diesen inneren Widersprüchen hinzu, so daß es erforderlich wurde, sie einzeln zu bedenken. Und tatsächlich wurden alle diese Kräfte zunächst außerhalb der eigenen *Psyche* lokalisiert. — Aber alle Geister, Dämonen und Götter sind Projektionen aus der allmählich immer größer werdenden Innenwelt der langsam sich entfaltenden Psyche, sie werden in der Außenwelt gespiegelt und oft dort auch aufgesucht, als hätte man sich diese Ungeheuerlichkeiten aus gutem Grund ganz bewußt vom Leibe halten wollen.

Allerdings ist es beruhigender, Geister nur zu rufen, um sie auch wieder verschwinden zu lassen, als zugeben zu müssen, daß wir vieler dieser ›Dämonen‹ eigentlich in uns tragen. Zudem liegen alle diese Kräfte oft miteinander andauernd im Hader, weil sie eben das verkörpern, was uns antreibt: Stimmungen, Sehnsüchte, Ängste und Ideale. Demnach ist das so einschlägige psychoanalytische Modell von den drei Instanzen, von *Es*, *Ich* und *Über-Ich*, viel zu unspezifisch. Es sind auch wieder nur Kategorien für die Vielfalt aller erdenklichen Kräfte, die sich dahinter verbergen. Sehr gut demonstriert dieses Modell allerdings, wie sehr und daß wir andauernd mit uns, unseren Motiven, Sehnsüchten, Ängsten und Idealen im Hader liegen.

Gleichwohl kann uns die heilige Einfalt, die innere Ruhe, dieses unbewußte Paradiesglück einer höheren Tierhaltung nicht wirklich verheißungsvoll erscheinen. Es genügt eben nicht, über ein ungeteiltes Bewußtsein zu verfügen, es bedarf eines weiteren Bewußtseins, wie es HELMUTH PLESSNER dargestellt hat. Erst dann entsteht, was die *Conditio humana* ausmacht, es ist ein zumindest zweigeteiltes Bewußtsein. Jedes Reflektieren, vor allem jede Selbstreflexion beruht auf diesem Prinzip, zum einen die Binnenperspektive und zugleich zum anderen die Außenperspektive in Betracht zu ziehen. — Der viel zu wenig



beachtete Anthropologe HELMUTH PLESSNER hat dieses Prinzip bereits im Jahre 1928 als *exzentrische Positionalität* beschreiben:

*Für das Tier ist der Satz richtig, daß es in Selbststellung ganz es selber ist. Es ist in die positionale Mitte gestellt und geht darin auf. Für den Menschen dagegen gilt das Gesetz der Exzentrizität, wonach sein im Hier-Jetzt Sein, d. h. sein Aufgehen im Erleben nicht mehr in den Punkt seiner Existenz fällt. Sogar im Vollzug des Gedankens, des Gefühls, des Willens steht der Mensch außerhalb seiner selbst.*

*Worauf beruht denn die Möglichkeit falscher Gefühle, unechter Gedanken, des sich in Etwas Hineinsteigerns, das man nicht ist? Worauf beruht die Möglichkeit des (schlechten und guten) Schauspielers, die Verwandlung des Menschen in einen andern? Woher kommt es, daß weder die anderen Personen, die ihn beobachten, noch vor allem der Mensch selbst immer zu sagen wissen, ob er nicht in den Momenten vollkommenster Selbstvergessenheit und Hingabe doch nur eine Rolle spielt? Den Zweifel an der Wahrhaftigkeit des eigenen Seins beseitigt nicht das Zeugnis der inneren Evidenz. Es hilft nicht über die keimhafte Spaltung hinweg, die das Selbstsein des Menschen, weil es exzentrisch ist, durchzieht, so daß niemand von sich selber weiß, ob er es noch ist, der weint und lacht, denkt und Entschlüsse faßt, oder dieses von ihm schon abgespaltene Selbst, der Andere in ihm, sein Gegenbild und vielleicht sein Gegenpol.<sup>1</sup>*

Im Unterschied zum Tier kommt es also beim Menschen zu einem Bruch mit sich selbst durch jenes neu hinzugekommene zweite Bewußtsein, das eigene, wie andere Bewußtseinszustände zu beurteilen versteht. Das bedeutet, wir *fühlen* uns nicht nur einfach auf eine bestimmte Art und Weise, sondern wir sind uns zugleich auch dessen *bewußt*, daß wir es *selbst* sind, die da fühlen. Auch fühlen wir nicht nur die Gefühle des eigenen Glücks, sondern wir sind uns auch dessen bewußt, daß wir selbst es sind, die da nun glücklich sind. Zugleich aber verhält es sich so, daß wir nicht wirklich in einem Gefühl aufgehen:

---

<sup>1</sup>Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften IV. Frankfurt am Main 1981. S. 37f.

*Für die Philosophie erklärt sich diese ›Querlage‹ des Menschen aus der exzentrischen Positionsform, aber damit ist ihr nicht geholfen. Wer in ihr ist, steht in dem Aspekt einer absoluten Antinomie: Sich zu dem erst machen zu müssen, was er schon ist, das Leben zu führen, welches er lebt.*

*In sehr verschiedener Form und Wertbetonung ist dieses Grundgesetz der eigenen Existenz den Menschen zum Bewußtsein gekommen, immer aber mischt sich in das Wissen darum der Schmerz um die unerreichbare Natürlichkeit der anderen Lebewesen. Ihre Instinktsicherheit ist seiner Freiheit und Voraussicht verloren gegangen. Sie existieren direkt, ohne von sich und den Dingen zu wissen, sie sehen nicht ihre Nacktheit — und der himmlische Vater ernähret sie doch. Dem Menschen dagegen ist mit dem Wissen die Direktheit verlorengegangen, er sieht seine Nacktheit, schämt sich seiner Blöße und muß daher auf Umwegen über künstliche Dinge leben.*

*Diese Ansicht, oft auch in mythischer Form geprägt, gibt einer tiefen Erkenntnis Ausdruck. Weil dem Menschen durch seinen Existenztyp aufgezwungen ist, das Leben zu führen, welches er lebt, d. h. zu machen, was er ist — eben, weil er nur ist, wenn er vollzieht — braucht er ein Komplement nichtnatürlicher, nichtgewachsener Art. Darum ist er von Natur, aus Gründen seiner Existenzform künstlich. Als exzentrisches Wesen nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos im Nichts stehend, konstitutiv heimatlos, muß er ›etwas werden‹ und sich das Gleichgewicht — schaffen.<sup>1</sup>*

Genau dadurch aber kommt es zugleich ganz offenbar zur Erfahrung der eigenen Begrenztheit, der Ortlosigkeit, der Wagheit, der Unbestimmtheit. Wir gehen nur noch vorübergehend und dann auch nicht mehr vollkommen, also *restlos* glücklich im Augenblick auf. — Zugleich muß ein Bewußtsein, das sich selbst in seinem eigenen Glück erfahren kann, über Vergleichsmöglichkeiten und insofern über einschlägige Erinnerungen verfügen, um nicht nur sagen zu können, das dieses ein glückliches Bewußtsein sei, sondern auch, daß es selbst dieses Bewußtsein ist, über das gesagt werden darf, daß es glücklich sei.

Derweil ist es gar nicht möglich, auf der Grundlage dieser Gespaltenheit tatsächlich entschieden, überzeugend und vor allem selbst überzeugt zu agieren.

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 384f.

Also wird so getan, als ob dem so wäre, als sei man sich seiner selbst, der Sache, der Situation und allem was damit verbunden sein mag, tatsächlich sicher. — Dabei überschauen wir die komplexen Konstellationen oftmals nicht wirklich und die Verständigung durch Sprache läßt in der Regel zu wünschen übrig. Aber ganz besonders bei tiefen Begegnungen, wie Freundschaft, Liebe und Erotik, entsteht mitunter der Eindruck, als wäre es doch möglich, nicht nur eins zu sein mit sich, sondern auch noch mit dem Anderen zu sein.

Es ist eigentlich nicht ganz geheuer, die eigene *Selbstwahrnehmung* noch einmal zu spiegeln, um dann erkennen zu müssen, wie sehr wir eigentlich von uns, von der Welt und auch von den Anderen getrennt sind. Die Stellung des Menschen in der Welt, im Verhältnis zu den anderen und nicht zuletzt auch zu sich selbst ist äußerst seltsam, weil wir weder in der Natur, noch im Augenblick und auch nicht in uns selbst wirklich aufgehen. — Wir leben nicht aus einer *Mitte* heraus wie das Tier, stattdessen sind wir ›hinter uns gekommen‹, wie HELMUTH PLESSNER die Besonderheit des menschlichen Bewußtseins charakterisiert.

*Weil der Mensch exzentrisch organisiert und damit hinter sich gekommen ist, lebt er in Abhebung von allem, was er und was um ihn ist. In doppelter Abhebung vom eigenen Leibe, in die Mitte seiner Position gestellt und nicht wie das Tier aus dieser Mitte einfach heraus lebend, weiß der Mensch von sich als Seele und Körper, von anderen Personen, Lebewesen und Dingen unmittelbar nur als von Erscheinungen bzw. Bewußtseinsinhalten und vermittelt ihrer von den erscheinenden Realitäten.<sup>1</sup>*

Wir können uns nicht nur unserer eigenen Befindlichkeit vergewissern, also unserer selbst gewahr werden, sondern wir können auch uns selbst von außen betrachten und uns derweil vorstellen, wie wir beispielsweise in den Augen der Anderen womöglich ›dastehen‹. — Folgt man PLESSNER, dann entsteht menschliches Bewußtsein, wenn zwischen der Selbstwahrnehmung von innen und der von außen, zwischen einer *zentrischen* und der *exzentrischen Perspektive*, immer wieder neu vermittelt wird.

Menschliches Bewußtsein beruht also per se auf Differenzen mit sich, mit den Anderen, mit der Natur im Innen wie auch mit der Natur im Außen. Ständig

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 404.

werden alle diese Widersprüche und Spannungen einander entgegengesetzter Perspektiven miteinander ins Verhältnis gesetzt, und dann erst, auf der Grundlage dieser Differenzen entsteht *Bewußtsein* als eine Weise der Selbstwahrnehmung, die uns in den Stand versetzt, daß wir sogar über uns selbst disponieren können. — Der Mensch ist ein Wesen, das ›sich‹ verpflichten, das ›sich selbst‹ versprechen kann; der Unterschied zum Tier könnte nicht größer sein.

Dazu ist das Vermögen einer *Selbstreflexion* erforderlich, mit der sich ein Lebewesen wie der Mensch tatsächlich selbst begreifen kann. Und diese Reflexion muß so radikal und tiefgreifend sein oder zumindest so empfunden werden, bis der Eindruck entsteht, sich selbst ergreifen und führen zu können. Das ist dann der Bruch mit dem angestammten Verhaltensrepertoire, wie es die Instinkte ehemals waren. Das ist die *Vertreibung aus Eden*, denn fortan herrschte nicht nur die Freiheit, sich selbst orientieren zu können, sondern auch der Zwang, es tun zu müssen.

Wie wohl die erste, nicht mehr paradiesisch vorgefertigte Wahrnehmung der Welt gewesen sein mag? Was wohl als erstes Gefühl bewußt wurde, beim Blick zurück auf sich, auf die Anderen und beim Blick voraus auf die Welt da draußen? Die Geborgenheit im Inneren sozialer Mikrostrukturen dürfte konstitutiv gewesen sein, Affen und Menschen sind und waren nie wirklich Einzelgänger. — Es ist höchst instruktiv, sich vor Augen zu führen, wie die Welt wohl in den Augen dieser ersten Hominiden erschienen sein mag. Gerade diese frühen Erfahrungen, wie alles andere, was danach kam und prägte, sind schließlich auch in uns und in unserer *Psyche* noch immer präsent. Diese Erfahrungen sind mitunter als *Archetypen* bezeichnet worden, jedenfalls gibt es ein ganzes Arsenal sehr mächtiger Prägungen durch Erfahrungen der Gattung, die auf eine ungeahnte, eben dunkle Weise von Generation zu Generation weiter gegeben werden.

### **Out of Eden**

Wer das angestammte Biotop hinter sich läßt, braucht sich über die Folgen nicht wirklich zu wundern. Vieles, was zuvor selbstverständlich war, mußte fortan selbst gesehen, gewollt und erst geschaffen werden. Dabei ist das neu erworbene Orientierungsvermögen zwar hilfreich, aber das neue Bewußtsein, die *Selbstwahrnehmung*, die Möglichkeit, sich selbst zu betrachten, der *Zwang zur*

*Reflexion* und sei sie noch so rudimentär, das alles war ganz gewiß selbst nicht ganz geheuer. Die Welt muß darauf mehr als nur unheimlich, sondern höchst suspekt erschienen sein. Weitere Irritationen kommen hinzu, etwa in der Frage, wie verlässlich eigentlich menschliche Wahrnehmungsweisen überhaupt sind. — Es ist schließlich vor allem eines, es ist schockierend, daß wir weder unmittelbar von uns noch von den anderen wirklich wissen. Alles erfahren wir immer nur indirekt, vermittelt über Vorstellungen, Konzepte und Konventionen.

Das ist die Herausforderungen dieser *Anthropologie*, wie sie HELMUTH PLESSNER auf den Weg gebracht hat. Nicht geheuer, ja geradezu unheimlich wird daraufhin manches, was uns geradezu selbstverständlich scheint. Um dann zu beschreiben, wie es um die *Positionalität* des Menschen, sich selbst und anderen gegenüber, tatsächlich bestellt ist, müssen Begriffe geprägt werden, die selbst in sich gebrochen sind. Nicht von ungefähr verwendet PLESSNER daher systematisch in sich widersinnige Begriffe, etwa wenn er von *vermittelter Unmittelbarkeit*, von *verstandener Unverständlichkeit* oder von *natürlicher Künstlichkeit* spricht.

Es mag skandalös erscheinen, beunruhigend ist es allemal, was hier konstatiert werden muß: Nicht nur das Wissen um die Anderen, sondern sogar noch die eigene Selbstgewißheit ist eine Frage der Reflexion. Wir sind also gar nicht so unmittelbar uns selbst und anderen verbunden, wie gemeinhin unterstellt wird. Vielmehr ist alles ›vermittelt‹, könnte also auch ganz anders sein und auch gänzlich anders empfunden, gesehen und beurteilt werden.

*Die Exzentrizität bedingt gleichzeitig, daß der Mensch an der Unmittelbarkeit seines Wissens, an der Direktheit seines Realkontakts, wie sie für ihn mit absoluter Evidenz besteht, irre wird. Denn wie ihm allein die Exzentrizität einen Kontakt mit Realem überhaupt erst möglich macht, befähigt sie ihn auch zur Reflexion. So wird er sich der Wahrnehmungsakte, Wissensakte Vollziehende oder seines Bewußtseins bewußt. So entdeckt er ... die Indirektheit und Vermitteltheit seiner unmittelbaren Beziehungen zu den Objekten. Er entdeckt seine Immanenz.<sup>1</sup>*

Nunmehr läßt sich beantworten, worumwillen wir das Tier beneiden, es ist die Ruhe vor diesem inneren Widerspruch zwischen der Selbstwahrnehmung

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 405.

von außen und der Selbstwahrnehmung von innen. Zwar kommen auf diese Weise erst die höheren Bewußtseinsleistungen zustande, aber das Glück über die Errungenschaft des neuen Bewußtseinsgrades ist nicht ungetrübt, weil es nur noch ausnahmsweise möglich scheint, sich wirklich selbstvergessen glücklich zu erleben.

*Ist das Leben des Tieres zentrisch, so ist das Leben des Menschen, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus, exzentrisch. Exzentrität ist die für den Menschen charakteristische Form seiner frontalen Gestelltheit gegen das Umfeld.*

*Als Ich, das die volle Rückwendung des lebendigen Systems zu sich ermöglicht, steht der Mensch nicht mehr im Hier–Jetzt, sondern ›hinter‹ ihm, hinter sich selbst, ortlos, im Nichts, geht er im Nichts auf, im raumzeithaften Nirgendwo–Nirgendwann. Ortlos–zeitlos ermöglicht er das Erlebnis seiner selbst und zugleich das Erlebnis seiner Ort– und Zeitlosigkeit als des außerhalb seiner selbst Stehens, weil der Mensch ein lebendiges Ding ist, das nicht mehr nur in sich selber steht, sondern dessen ›Stehen in sich‹ Fundament seines Stehens bedeutet. Er ist in seine Grenze gesetzt und deshalb über sie hinaus, die ihn, das lebendige Ding, begrenzt. Er lebt und erlebt nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben. (...)*

*Positional liegt ein Dreifaches vor: das Lebendige ist Körper, im Körper (als Innenleben oder Seele) und außer dem Körper als Blickpunkt, von dem aus es beides ist. Ein Individuum, welches positional derart dreifach charakterisiert ist, heißt Person. Es ist das Subjekt seines Erlebens, seiner Wahrnehmungen und seiner Aktionen, seiner Initiative. Es weiß und es will. Seine Existenz ist wahrhaft auf Nichts gestellt.<sup>1</sup>*

Mensch oder Tier, Tertium non datur, so lautet das Prinzip. Entweder handelt es sich um das Bewußtsein eines Tieres, dann geht es im gelebten Augenblick auf, weiß aber nichts von sich als Bewußtsein, oder es handelt sich um das Bewußtsein eines Menschen, also um *exzentrische Positionalität*, dann weiß dieser zwar von sich als Bewußtsein, geht aber nicht mehr ganz im Augenblick auf. — Das ist es also, worum der Mensch das Tier insgeheim doch immer

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 364f.

wieder beneidet, weil es allenfalls noch unter den Bedingungen der *Trance*, im *Flow*, in der *Erotik* oder durch *Meditation* gelingt, für Augenblicke, aber nicht dauerhaft selbstvergessen glücklich sein und auch bleiben zu können.

Für das Tier sei der Satz richtig, daß es in Selbststellung ganz es selber ist, weil es in die positionale Mitte gestellt ist und darin aufgeht. Für den Menschen dagegen gelte das *Gesetz der Exzentrizität*, wonach sein im Hier–Jetzt Sein, d. h. sein Aufgehen im Erleben nicht mehr in den Punkt seiner Existenz fällt.

### Liebe und Sprache

Sogar im Vollzug des Gedankens, des Gefühls oder des eigenen Willens steht der Mensch außerhalb seiner selbst. Ganz offenbar müssen wir uns nicht nur zu unserem Körper, sondern auch noch zum eigenen Gefühlsleben ins Verhältnis setzen. Das bedeutet aber, daß *Gefühle* nicht per se authentisch sein können, weil sie selbst wieder nur Wahrnehmungswahrnehmungen sind und somit interpretabel.

*Worauf beruht denn die Möglichkeit falscher Gefühle, unechter Gedanken, des sich in Etwas Hineinsteigerns, das man nicht ist? Worauf beruht die Möglichkeit des (schlechten und guten) Schauspielers, die Verwandlung des Menschen in einen andern? Woher kommt es, daß weder die anderen Personen, die ihn beobachten, noch vor allem der Mensch selbst immer zu sagen wissen, ob er nicht in den Momenten vollkommenster Selbstvergessenheit und Hingabe doch nur eine Rolle spielt?*<sup>1</sup>

Der Zweifel an der Wahrhaftigkeit des eigenen Seins werden also nicht durch das Zeugnis der inneren Evidenz beseitigt. Dabei gelten gerade *Gefühle* gemeinhin als Garanten für *Empathie* und *Authentizität*. Aber auch sie werden nicht unmittelbar erfahren, sondern unterliegen dem Prinzip einer *vermittelten Unmittelbarkeit*. Sie sind also nicht per se authentisch, nur, weil es sich doch eben um Gefühle handelt, vielmehr beruhen auch sie, nicht anders als das Denken, auf Interpretation und Konstruktion. — Wir erzeugen unsere Selbsterfahrung gleichsam selbst, ohne zu erahnen, was sich da hinter unserem Rücken tut. Wie in der *Höhle* von PLATON, werden die Schattenbilder der eigenen

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 371.

Wahrnehmungen im inneren Theater der eigenen Psyche immer nur nach den Regeln der Kunst gedeutet, bis sie im komplexen Zusammenspiel zwischen Innen und Außen irgendeinen Sinn ergeben, auf den wir setzen.

Es ist eigentlich erstaunlich, wie stabil die inneren Erfahrungs- und Erlebniswelten trotzallem tatsächlich sind, obwohl wir uns in keiner Hinsicht wirklich sicher sein können. Dabei können die Zweifel an der Wahrhaftigkeit des eigenen Seins nicht durch das Zeugnis der inneren Evidenz beseitigt werden, so PLESSNER:

*Es hilft nicht über die keimhafte Spaltung hinweg, die das Selbstsein des Menschen, weil es exzentrisch ist, durchzieht, so daß niemand von sich selber weiß, ob er es noch ist, der weint und lacht, denkt und Entschlüsse faßt, oder dieses von ihm schon abgespaltene Selbst, der Andere in ihm, sein Gegenbild und vielleicht sein Gegenpol.<sup>1</sup>*

Wirkliche Innenwelt, das sei die Zerfallenheit mit sich selbst, aus der es keinen Ausweg und keinen Ausgleich gebe.<sup>2</sup> Dabei wird allmählich deutlich, was es mit dieser Exzentrizität auf sich hat, die das Wesen des Menschen, also die *Conditio humana* ausmacht. Menschliches Bewußtsein entsteht durch Vermittlung von Gegensätzen, die selbst wiederum konstitutiv sind, so daß sich konstatieren läßt: Menschsein bedeutet, der Spaltung im tiefsten Inneren der eigenen Psyche und der inneren Widersprüchlichkeit im eigenen Selbst nur vorübergehend, aber niemals auf Dauer zu entgehen. Ganz im Gegenteil, wir tun sogar gut daran, uns damit anzufreunden, daß der Mensch als *exzentrisch organisiertes Wesen* sich zu dem erst machen muß, was er schon ist.

*Als exzentrisch organisiertes Wesen muß er sich zu dem, was er schon ist, erst machen. Nur so erfüllt er die ihm mit seiner vitalen Daseinsform aufgezwungene Weise, im Zentrum seiner Positionalität — nicht einfach aufzugehen, wie das Tier, das aus seiner Mitte heraus lebt, auf seine Mitte alles bezieht, sondern zu stehen und so von seiner Gestelltheit zugleich zu wissen. (...) Eine derartige Weise zu sein, ist nur als Realisierung durchführbar. Der Mensch lebt nur, indem er ein Leben führt. (...) Für die Philosophie erklärt*

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 372.

<sup>2</sup>Ebd. Vgl. S. 372.



*sich diese ›Querlage‹ des Menschen aus der exzentrischen Positionform, aber damit ist ihr nicht geholfen. Wer in ihr ist, steht in dem Aspekt einer absoluten Antinomie: Sich zu dem erst machen zu müssen, was er schon ist, das Leben zu führen, welches er lebt.<sup>1</sup>*

Darum melde sich immer wieder dieser Schmerz angesichts der unerreichbaren *Natürlichkeit* anderer Lebewesen. Deren Instinktsicherheit sei zugleich mit der vom Menschen erworbenen Freiheit und Voraussicht verloren gegangen. Daher existierten Tiere direkt, ohne von sich und den Dingen zu wissen, ohne sich der eigenen Nacktheit bewußt zu werden.

*Dem Menschen dagegen ist mit dem Wissen die Direktheit verloren gegangen, er sieht seine Nacktheit, schämt sich seiner Blöße und muß daher auf Umwegen über künstliche Dinge leben. (...) Weil dem Menschen durch seinen Existenztyp aufgezwungen ist, das Leben zu führen, welches er lebt, d. h. zu machen, was er ist — eben weil er nur ist, wenn er vollzieht — braucht er ein Komplement nicht-natürlicher, nichtgewachsener Art. Darum ist er von Natur, aus Gründen seiner Existenzform künstlich. Als exzentrisches Wesen nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos im Nichts stehend, konstitutiv heimatlos, muß er ›etwas werden‹ und sich das Gleichgewicht — schaffen.<sup>2</sup>*

Mit dem Menschen geht ein Riß durch die Natur, nicht nur außen, sondern auch innen. Dieser Bruch ist konstitutiv, nicht nur für unser Verhältnis zur äußeren Natur, sondern auch zur eigenen inneren Natur. Wenn das eigene Bewußtsein auf dem Prinzip einer Differenz zwischen *Innen* und *Außen* beruht, dann kann diese Spaltung selbst nicht hintergebar sein. Zwar mag es gelingen, diesen Hiatus eine gewisse Zeit zu überspielen, durch *Liebe*, *Erotik*, *Meditation*, durch *Trance*, vielleicht aber auch durch *Sucht* und *Exzesse*, aber aufheben läßt sich der Zustand dieser inneren Gebrochenheit im eigenen Bewußtsein, in der Seins- und Selbsterfahrung nicht.

Allerdings kann es gelingen, diese Gegensätzlichkeiten, durch die wir uns unserer selbst erst bewußt werden, selbst zur *Sprache* zu bringen. Weniger die *Liebe*,

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 383f.

<sup>2</sup>Ebd. S. 384f.

eher noch die *Sprache* selbst wird es erlauben, zu sagen und einander mit–teilen zu können, wie es im Inneren, im Selbstverhältnis wirklich um das eigene Selbst steht. Allerdings wird gerade die Liebe immer wieder die höchsten Ansprüche stellen, zur Sprache zu bringen, was tatsächlich erst gesagt und verstanden werden muß, um geborgen zu sein.

*Unter den Wesensmerkmalen des Menschen, die am häufigsten angegeben werden, steht die Sprache mit an erster Stelle. Wie die Untersuchung lehrt, mit Recht. (...) Sie macht das Ausdrucksverhältnis des Menschen, in dem er mit der Welt lebt, zum Gegenstand von Ausdrücken. Sie ist nicht nur auf Grund der Immanenzsituation, der doppelten Distanz des Personenzentrums vom Leib, möglich, sondern kraft der Exzentrizität dieses Zentrums drückt sie diese Situation im Verhältnis zur Wirklichkeit auch aus.<sup>1</sup>*

Sprache sei Expression in zweiter Potenz und deshalb der wahre Existentialbeweis für die in der Mitte ihrer eigenen Lebensform stehende und also über sie hinausliegende ortlose, zeitlose Position des Menschen, so PLESSNER. Dabei treibt die Exzentrizität den Menschen zur Kultivierung und weckt Bedürfnisse, die nur durch ein System künstlicher Objekte befriedigt werden können. *Kultur* wird also ganz offenbar sehr früh bereits entstanden sein, einfach weil es erforderlich ist, sich mit der absoluten Zufälligkeit des eigenen Daseins auseinandersetzen zu können. — Darauf zielt jede Religiosität, auch wenn die Vorstellungen vom Göttlichen sich wandeln.

*Die Vorstellungen vom Göttlichen wechseln mit denen vom Heiligen und Menschlichen. Eins bleibt für alle Religiosität charakteristisch: sie schafft ein Definitivum. Das, was dem Menschen Natur und Geist nicht geben können, das Letzte: so ist es —, will sie ihm geben. Letzte Bindung und Einordnung, den Ort seines Lebens und seines Todes, Geborgenheit, Versöhnung mit dem Schicksal, Deutung der Wirklichkeit, Heimat schenkt nur Religion. Zwischen ihr und der Kultur besteht daher trotz aller geschichtlichen Friedensschlüsse und der selten aufrichtigen Beteuerungen, wie sie z. B. heute so beliebt sind, absolute Feindschaft. Wer nach Hause will, in die*

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 417.

*Heimat, in die Geborgenheit, muß sich dem Glauben zum Opfer bringen. Wer es aber mit dem Geist hält, kehrt nicht zurück.*

*Die Exzentrizität bedeutet für den so Gestellten einen in sich unlösbaren Widerspruch. Zwar wird er durch sie einer Außenwelt und einer Mitwelt eingegliedert und erfaßt sich selber innerlich als Wirklichkeit. Aber dieser Kontakt mit dem Sein ist teuer erkaufte. Exzentrisch gestellt steht er da, wo er steht, und zugleich nicht da, wo er steht. Das Hier, in dem er lebt und auf das die gesamte Umwelt in Totalkonvergenz bezogen ist, das absolute, das nicht relativierbare Hier-Jetzt seiner Position, nimmt er zugleich ein und nicht ein. Er ist in sein Leben gestellt, er steht ›dahinter‹, ›darüber‹ und bildet daher die aus dem Kreisfeld ausgegliederte Mitte der Umwelt. Exzentrische Mitte bleibt aber ein Widersinn, auch wenn sie verwirklicht ist. Weil also die Existenz des Menschen für ihn einen realisierten Widersinn birgt, ein durchsichtiges Paradoxon, eine verstandene Unverständlichkeit, braucht er einen Halt, der ihn aus dieser Wirklichkeitslage befreit.<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 420.

## Die ›Natur‹ des Menschen ist Kultur

DIE QUELLE ALLER MYTHEN — RELIGION ALS SPEKULATION AUF EINEN WELTGRUND — ZEICHEN, DEUTEN, VERSTEHEN — EXISTENTIELLE ORIENTIERUNGSVERLUSTE — GEBORGEN IN KOSMISCHEN ZUSAMMENHÄNGEN — MENSCHEN SIND ›VON NATUR AUS‹ KULTURWESEN — HOMO COMPENSATOR — VORMENSCHEN SIND VERTRIEBENE — KULTUR, SPRECHEN UND REFLEKTIEREN ALS INSTINKTERSATZ — DER NACKTE AFFE — LEGITIMATION VON UNGLEICHHEIT — IRONIE IN PLATONS STAAT — WELTGRUND UND MEISTERERZÄHLUNGEN — NATUR UND KULTUR — WELTERFAHRUNG AUS SICHT EINES KLEINKINDES — DIE REDE VOM LOGOS ALS MYTHOS — MAGIE DER WORTE — IM NEBEL DES INDIVIDUALISMUS: ›MORAL INSANITY‹ — PSYCHOGENESE: ZWISCHEN NEUROSE UND PSYCHOSE — DIE GABE ALS HANDICAP — EDEN, DER NATURZUSTAND UND DER EIGENTLICHE ›SÜNDENFALL‹ — ÜBER DIE EMPFINDUNG VON SCHAM

---

<b>Wenn die Natur der Kultur den Vortritt läßt . . . . .</b>	<b>51</b>
Freundliche Verzauberung der Welt . . . . .	51
Legitimation durch Mythologisierung . . . . .	57
Kultur als Außenskelett für die Psyche . . . . .	60
<b>Verlust der Unmittelbarkeit . . . . .</b>	<b>67</b>
Innenwelt von außen betrachtet . . . . .	67
Anmut und Bewußtsein . . . . .	71
Iterationen und Irritationen . . . . .	76

---

### Wenn die Natur der Kultur den Vortritt läßt

#### Freundliche Verzauberung der Welt

Verstehen braucht etwas, wovon es ausgehen kann, Deutungsmöglichkeiten, Erkennungsmerkmale, Hinweise, Korrespondenzen ... Aber der Intellekt arbeitet

nicht so wie der Instinkt. Die Zeichen, an denen etwas erkennbar sein soll, die Sicherheit, tatsächlich einigermaßen zuverlässig zu deuten, was eigentlich der Fall ist, das alles macht es erforderlich, die Zeichen als solche selbst erst einmal zu setzen. Schließlich gibt es alle erdenklichen Erkennungsmerkmale, interessant sind aber nur die, an denen sich erkennen, beurteilen und ausdeuten läßt, was uns interessiert.

Früh bereits dürfte es mehr oder minder bewußt geworden sein, daß wir es sind, die die Zeichen nicht nur studieren, sondern als Erkennungsmerkmale für irgendetwas, das uns wichtig erscheint, selbst erst setzen. Es bleibt nichts anderes, zumal wir in einer Welt leben, die tatsächlich den Eindruck erweckt, alles, was darin wichtig und wesentlich ist, sei eher hintergründig, unsichtbar und eher unberechenbar. Also wird dieses Vermögen systematisch studiert und weiter entwickelt, sich auf das eigene Verstehen verständigen zu können. Die *verstandene Unverständlichkeit* dürfte dann auch der Urquell aller Gedanken, Gefühle und Geschichten sein, die sich darum ranken, die eigene Wirklichkeit könnte nichtig, ja die Welt selbst könnte vielleicht purer Zufall sein. Das ist sie, die Quelle aller *Mythen*, wir verstehen unser eigenes Verstehen nicht wirklich. Also sprudelt diese Quelle seit Menschengedenken gegen Gefühle der Unbehautheit, des Ausgesetzseins und der Heimatlosigkeit in einem gottverlassenen Kosmos, gegen Einsamkeit, Melancholie und Verzweiflung. Es gilt, alle erdenklichen Geschichten zu erfinden, alle möglichen Erklärungen, Vorstellungen und Herleitungen zu entwickeln, um sich alles das, was unheimlich erscheint, freundlich gesinnt, ja vielleicht sogar freundschaftlich verbunden vorstellen und erscheinen lassen zu können.

Zwangsläufig muß mit der dunklen Ahnung der eigenen Haltlosigkeit insgesamt der Eindruck aufkommen, die Wirklichkeit, die Welt, ja sogar die eigene Existenz selbst könnte ohne Sinn und Verstand sein. Dagegen votieren Mythos und Magie aber von Anfang an, indem sie durch Geschichten und Rituale den Eindruck erwecken, man sei geborgen in kosmischen Zusammenhängen, die allesamt gewollt und gemacht, die aber nicht zufällig oder gar willkürlich sind. Diese Idee vom *Weltgrund* ist dann auch weit weniger für die Welt als solche von Bedeutung, sondern eben als ›Basis‹ zur Beruhigung der menschlichen *Psyche*.

Sehr früh ist daher mit *Religiosität* zu rechnen, weil das nicht mehr instinktgesicherte menschliche Bewußtsein mit seinem autonomen Orientierungsvermögen, mit seinem Zwang zur Reflexion, mit allem, was an Irritation damit einhergeht, selbst der Stabilisierung bedarf. Der Einzelne sieht sich in eine Welt geworfen, die als solche gar nicht verstehbar ist. Also wird darauf spekuliert, hinter allem

stünden ganz eigentümliche Mächte, die eigens dafür sorgen, daß die Welt so und nicht anders vonstattengeht. Dementsprechend ist die Idee von *Göttern*, *Geistern* und *Dämonen* eine notwendige Folge der *exzentrischen Positionalität* des menschlichen Bewußtseins mit seinem Zwang, dauernd alles reflektieren zu müssen.

Aber was hilft es, alles Erdenkliche beobachten, aber nicht verstehen zu können, warum es sich nun so und nicht anders mit den Sachen, mit den Tieren und mit der Welt verhält? Entscheidend ist schließlich, sich mit anderen verständigen zu können über das, was *Zeichen* sein könnte, was sich daran ablesen ließe und welche Bedeutungen daran geknüpft werden könnten.

Solche Arrangements sind das, was *Kultur* von Anfang an ausmacht, es sind Konventionen, Konstrukten, Konsensualitäten, was es wohl mit der Welt und vor allem mit ganz gewissen Vorkommnissen darin, auf sich haben könnte. Und diese Konsensualismen sind von Anfang an erforderlich. Ein Lebewesen, wie der naturentlassene Mensch, muß von Anfang an ganz existentielle Orientierungsverluste kompensieren, denn die Instinkte versagen, sobald man sich nicht mehr in angestammten Biotopen bewegt. — Was da vonstattengegangen sein muß, dürfte dramatisch gewesen sein.

Deutungen sind angewiesen auf Deutungsmuster, die erst projiziert, also hineingelesen werden müssen, um dann erst wieder herausgelesen werden zu können. Das ist *Kultur*, solche höchst arbiträren Deutungsschemata verbindlich zu machen, was wiederum *Tradition* erforderlich macht, also das Weitergeben dessen, worauf es ankommen soll. Dazu ist Einübung erforderlich und oft auch ein langer Weg der Entwicklung, auf dem wirklich keinerlei Mühen gescheut werden, um bei der Initiationen mit Inbrunst vollführen zu können, worauf es ankommt. — So entsteht dann diese ungeheuerliche Kette von menschlichen Selbsterfahrungen in der Konfrontation mit dem, was sich schlechterdings nicht ohne weiteres deuten läßt, es sei denn, man nimmt hinzu, welchen Wert die eigene Kultur jeweils worauf legt, und genau das wird dann auch ›gesehen‹ und ›realisiert‹.

Seit Menschengedenken wird *Orientierung* erlernt. Aber Deutungsmuster sind kulturspezifisch, gelehrt wird nur der kulturell vorgeprägte Blick auf die Welt, auf sich selbst, die eigene Kultur und auf andere, die nicht dazugehören. Das ist ein Skandal, philosophisch betrachtet, denn es wäre, wenn möglich, schon von ganz besonderem Interesse, wirklich alle überhaupt möglichen Deutungsvarianten in Erfahrung zu bringen, um sich dann für keines davon zu entscheiden ...

Heiligtümer dürften immer schon auch der Unterweisung, der Unterrichtung und nicht zuletzt der *Bildung* des Nachwuchses gedient haben. So wurde etwa

12500 Jahren vor unserer Zeitrechnung, auf einem Hochplateau in der Nähe von *Urfa* im heutigen Anatolien, die wohl ältesten steinernen Tempel-Anlage der Welt errichtet. Anhand von Tier-Darstellungen sollte ganz offenbar eine gewisse ›Naturordnung‹ zur Darstellung gebracht werden, eine Typologie der Tiere, unterschieden in gefährliche, genießbare und ungenießbare-, findet sich auf den Stelen des Tempels von GÖBEKLI TEPE.<sup>1</sup> — Aber zweifelsohne ist diese Weise der Naturbeobachtung, der Welterfahrung und der Tradierung gemachter Erfahrungen sehr viel älter.

Die Vorstellung von unsichtbaren, gleichwohl aber unverkennbaren Mächten, die hinter allem stehen, um die Welt mit ihren Beweggründen anzutreiben, zu lenken und vielleicht auch vom idealen Weg abzubringen, dürfte über Jahrtausende die Szene beherrscht haben. Wenn ganz im Sinne einer *Weltordnung* die entscheidenden Vorgänge in der Natur aber auch in der Kultur von Geistern, Göttern und Dämonen angetrieben, gelenkt und beeinflusst werden, dann ergibt sich auf diese Weise eine mehr oder minder verlässliche Orientierung, und eine Verständigungsgrundlage, die auch rein lebenspraktisch ganz gewiß nicht zu verachten ist. — Die eigentlichen Beweggründe, warum, wie und wozu sich etwas nun so und nicht anders ereignet, sind in der Regel rein äußerlich gar nicht erkennbar.

Es liegt also auf der Hand, zwar unsichtbare aber nicht unverkennbare Mächte als die eigentlichen Akteure hinter allen bedeutenden Erscheinungen und Ereignissen zu vermuten. Und dabei hat das pandämonische Weltbild noch einen ganz entscheidenden Vorteil, man kann einiges ›tun‹, etwa Geister beschwören, den Göttern opfern, Dämonen diagnostizieren, um mit ihnen zu verhandeln und gelegentlich auch auszutreiben.

Spektakulär dürfte es sein, auch nur einen Moment eine solche Welt ganz bewußt aus den Augen eines Zeitgenossen zu erfahren. So viel Hermeneutik muß sein, um wenigstens rudimentär zu spüren, wie dicht die Welterfahrung dann gewesen sein muß. Da dürfte kein Raum der Leere spürbar gewesen sein, kein Anlaß zur Melancholie, nicht ein einziger Anflug potentieller Gefühle von Sinnlosigkeit. — Das alles ist ganz entschieden abhängig davon, um welche Kultur es jeweils geht, um eine primäre Kultur oder um eine Zivilisation, um Polytheismus oder um Monotheismus und nicht zuletzt, ob es um eine Zeit nach dem 18 Jhdt. geht, weil sich da erst der uns heute so selbstverständlich erscheinende *Individualismus* entwickelt.

---

<sup>1</sup>Siehe hierzu: Klaus Schmidt: Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe; München 2006, 3., erw. und aktual. Aufl. 2007.

Nicht nur in der Außenwelt, vor allem auch in den Innenwelten tut sich Ungeheures, vor allem, seit der *Prozeß der Zivilisation* in Gang gekommen ist. Nicht nur die äußere Natur wird immer tiefgreifender umgestaltet und in Dienst genommen, sondern auch die *Psyche* entwickelt sich auf atemberaubende Weise und differenziert sich immer weiter aus. Wie sehr sich die Zeitgenossen auch in ihrem Selbstverständnis immer weiter wandeln, zeigt sich ganz besonders beeindruckend anhand der Erscheinungen des Wahnsinns, der sich von Zeit zu Zeit, von Epoche zu Epoche, von Zeitgeist zu Zeitgeist immer wieder wandeln. Ein Überblick über die Mentalitätsgeschichte, über die Kulturgeschichte der Gefühle und der Moralität läßt erahnen, was bislang viel zu wenig in Betracht gekommen ist, daß sich im Verlauf der Kulturgeschichte ganz offenbar die Menschen selbst immer weiter entwickeln.

Menschen sind ›von Natur aus‹ Kulturwesen. Nur auf diese Weise läßt sich kompensieren, was verloren gegangen, was eingebüßt worden ist und nicht mehr zur Verfügung stehen kann, seit dem Auszug des Menschen aus dem Tierreich. Spekulationen darüber lassen erahnen, wie schwer es von Anfang an gewesen sein dürfte, die längst verlorene, noch aus dem Tierreich stammende ehemalige *Instinktsicherheit* durch alle erdenklichen Kompensationsmaßnahmen wenigstens einigermaßen zu ersetzen. Anstelle von Natur ist Kultur getreten und alles das, was sie mit sich bringt, einen Schutzraum, Feuer, Sprache, Riten und Kulte. — Das menschliche Bewußtsein ist eine Herausforderung für eine ständig ruhelose, vielleicht auch verängstigte Psyche, die immerzu mit Hilfe von Riten und abenteuerlichen Zeremonien stabilisiert werden muß.

ODO MARQUARD hat den Menschen als *Homo Compensator* bezeichnet, ein Gedanke, der häufig im Rahmen der *Philosophischen Anthropologie* u. a. auch von HELMUTH PLESSNER und ARNOLD GEHLEN zum Ausdruck gebracht worden ist.<sup>1</sup> — Im Hintergrund der *Kompensationstheorie* steht oft die Auffassung, der Mensch sei von Natur aus ein *Mängelwesen*, eine Theorie, die selbst aber gar nicht ernst genommen werden kann. Das Hadern mit der angeblichen Minderausstattung des Menschen im Vergleich mit dem Tier ist unangebracht: Menschen sind mit ihrer Ausstattung als Generalisten auf eine geradezu ›ungerechte‹ Art von der Natur bevorzugt, also ganz und gar nicht benachteiligt worden. Gleichwohl müssen bereits in der Frühphase der Hominisation ganz beträchtliche Schwierigkeiten aufgekommen sein, eben ein *Mangel an Instinkten*, der nunmehr durch Kultur und Technik *kompensiert* werden mußte.

<sup>1</sup>Odo Marquard: Anthropologie. In: Joachim Ritter u. a. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 1971. S. 362ff. — Siehe auch: Wilhelm E. Mühlmann: Geschichte der Anthropologie. Frankfurt am Main, Bonn 1968.



Wenn man sich vor Augen führt, daß ehemals baumbewohnende Affen in der Urphase der Menschwerdung über lange Zeit auf das Baumleben systematisch verzichtet haben müssen und daher das umweltangepaßte Verhalten gar nicht mehr instinktgeleitet an den Tag legen konnten, weil sie sich eben gar nicht mehr in einer ›artgerechten Umwelt‹ aufhielten, dann zeigt sich, wie sehr gerade Probleme der *Kompensation* die Menschwerdung von Anfang an beherrschen. — Über den Grund, warum diese Urahnen der Menschheit über Generationen hinweg nicht mehr taten, was sie noch sehr lange gekonnt hätten, nämlich auf Bäume zu klettern, um wieder das Baumleben aufzunehmen, darüber läßt sich trefflich spekulieren.

Erforderlich ist die Angabe eines zureichenden Grundes, warum die Urahnen des Menschen das Baumleben hinter sich gelassen haben. Dort lebten schließlich noch die jene anderen Arten, die Tiere blieben. Infolgedessen könnten andauernde, mehr oder minder kriegerische Auseinandersetzungen, wie sie bei Schimpansen beobachtet werden, ursächlich dafür gewesen sein, daß sich dieser neue Zweig einer sich der *Sprache* und der *Kultur* bedienenden Species der Gattung *Homo* eher notgedrungen vom Baumleben verabschieden mußte. Vielleicht wurden sie aktiv verfolgt und auch gejagt, unterlagen also einem dauernden Streß, sich behaupten zu müssen. Vielleicht wollten oder konnten sie sich auf Dauer dagegen nicht durchsetzen, so daß sie eben ›auswandern‹ mußten. — Das wäre dann die erste, die wahre und wirkliche Vertreibung ›des‹ Menschen aus *Eden*: Verlust des Baumlebens mit der Folge, sich in Biotope flüchten zu müssen, in die keiner dieser ehemaligen Artgenossen ihnen noch folgen konnte. Die zweite Vertreibung aus dem ›Paradies‹ ging erst Jahrmillionen später im Zuge der Zivilisierung vonstatten, auch das ist der Verlust einer vormaligen ›Unschuld‹, die kaum mehr wieder zu erlangen sein wird.

Das neue, von Anfang an naturenthobene Leben der ersten sprechenden Affen, entstand daher in Absetzung von der eigenen Tiernatur. Aus der Notwendigkeit, das angestammte Leben nicht wieder aufnehmen zu dürfen, wurde allmählich die Freiheit, überall leben zu können. Dabei ist gerade die typische Erscheinungsweise des *nackten Affen* von so außerordentlicher Bedeutung: Menschen passen sich eben nicht der Umwelt an, vielmehr betreiben sie Einpassung umgekehrt, indem sie selbst Ökotope schaffen und aktiv umgestalten, etwa durch Brandrodung, um systematisch mit Hilfe von *Feuer* bestimmte Verhältnisse schaffen, die besonders günstig sind für die Jagd.

Menschen führen zur Not die erforderlichen Lebenserhaltungssysteme einfach mit sich. Sie kleiden sich um, wenn sie tauchen, fliegen, auf dem Mond oder im Weltraum spazieren möchten. Und gerade die Kleidung, das *Futteral*, wie

PLESSNER eigens betont, ist von außerordentlicher, nicht nur funktionaler, sondern eben auch sozialer und psychologischer Bedeutung, wenn man nur an die Gewänder für Priester, Polizisten oder Richter denkt, an Berufs- oder auch Fetisch-Kleidung oder an die Kluft von Rocker- oder Fußballclubs. Menschen wechseln mit der Ein- oder auch Umkleidung im Zweifelsfalle sogar die eigene *Identität*, sie sind dann Funktionsträger, Fan oder maskiert in einer *Rolle* vielleicht sogar ganz jemand anderes als sie selbst.

### Legitimation durch Mythologisierung

In einer durchgeistigten Welt, wenn allenthalben hinter der Wirklichkeit, in den Wesen, in allem was ist oder sein könnte, mehr oder minder absichtsvoll agierende geistige Kräfte am Werk zu sein scheinen, dort ist auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Existenz, mit dem Sosein der Welt und nicht zuletzt mit den sozialen Tatsachen der eigenen Kultur sehr viel leichter ertragbar. Die Verhältnisse selbst mögen sich entwickelt haben, so wie die Mythen davon berichten, es kommt eben immer darauf an, daß wenigstens erzählt werden kann, wie es zu dieser Welt und nicht zu einer andere gekommen ist. — *Religion* dient der Entlastung bei der Beantwortung letzter Fragen, die von existentieller Bedeutung sind.

Gerade das Religiöse erfährt nicht nur große Wandlungen im *Prozeß der Zivilisation*, es löst auch seinerseits Veränderungen aus oder macht sie überhaupt erst möglich. Stets geht es um *Legitimität* und um *Legitimation*. Immer müssen externe, höhere oder auch höchste Götter als Garanten herhalten für die Verhältnisse auf Erden, die eigentlich kaum etwas mit den himmlischen Gefilden zu tun haben, in dem sich die im Zuge der Zivilisation immer entlegener, immer transzendenten werdenden Götter gewöhnlich aufhalten. Texte aus der Bronzezeit vermitteln noch den Eindruck, wie man sich zu anderen Zeiten noch eine Begegnung mit Göttern vorgestellt hat. — Im Verlauf der Zeiten, vor allem nach dem paradigmatischen Wandel *vom Polytheismus zum Monotheismus*, von der religiösen Vielfalt aller erdenklicher Kulte bis hin zur staatstragenden Einheit allgemein verbindlicher Religionen, verändern sich nicht nur die Staaten und die Gesellschaften, die Politik und das Sozialwesen, sondern eben auch die Selbstverhältnisse, das Selbstverständnis und die Identität der Psyche eines jeden Zeitgenossen immer rasanter.

Die Verhältnisse sind und waren immer zu komplex, als daß es möglich gewesen wäre, wirklich alles zu überschauen, zu verstehen und sicher zu deuten. Anfangs waren Kulturen ganz kleine Gemeinschaften von Clans, die sich turnus-

gemäß auf immer wiederkehrenden Wanderzügen an bestimmten Orten trafen, um Hochzeiten, Tauschgeschäfte und Rechtsstreitigkeiten zu verhandeln, aber auch, um in großen gemeinsam zelebrierten Riten alles, was in der Zwischenzeit angefallen war an Ungleichgewicht, an Unausgewogenheit und nicht zuletzt auch an Reichtum und Macht, wieder zu vernichten, um eben alle Unterschiede wieder null und nichtig zu machen. — Die ganz großen Riten versetzen alles, was sich zwischenzeitlich entwickelt haben mochte, wieder in den Urzustand zurück. Die Feierlichkeiten sind der Ort und der Augenblick, in dem sich dieser Wandel vollzieht, und solange es gar keine Sesshaftigkeit gibt, solange die Landwirtschaft noch nicht erfunden und damit auch noch nicht die Herrschaft von Menschen über Menschen, die Versklavung ganzer Völker, solange vor allem noch kein Reichtum, kein Metall in der Welt ist, ist es kaum sinnvoll, auf Macht und Reichtum zu setzen.

Ausgewogene Verhältnisse lassen sich sehr viel leichter legitimieren, als alles, was später entwickelt worden ist, an Gesellschaften und Systemen, die es trotz aller Rhetorik eben nicht auf das Glück aller, auf Verteilungsgerechtigkeit und Gleichheit abgesehen haben. In solchen Welten wird die Legitimationsarbeit sehr viel problematischer, etwa wenn Hierarchie, Ungleichheit und Ausbeutung legitimiert werden soll, aber genau das entspricht dem Prinzip von Zivilisation. Es sind dynamische Gesellschaften, die sich zumeist auf Kosten anderer weiter entwickeln, daher ist die Aufgabe, solche Verhältnisse gut heißen zu sollen, sehr viel problematischer. — PLATON schildert in seinem *Staat* eine höchst bemerkenswerte Situation, in der es darum geht, einen Idealstaat zu gründen und eben auch zu legitimieren. Dabei werden Mythen in Dienst genommen, mit denen beispielsweise der unterschiedliche Wert von Menschen zurückgeführt wird auf den Grad eines Adels, der angeblich von der Natur vorgegeben ist.

Es versteht sich und ist von größter Ironie, sich selbst und dem eigenen Stand der Dichter und Denker gegenüber, daß ausgerechnet diese keinen Platz haben im idealen Staat, weil sie eben zu viel fabulieren und dabei aus den Augen verlieren, daß die Mythen doch nunmehr diesen Staat hier legitimieren sollen. Das gelingt durchaus, denn wir haben eine Schwäche für Geschichten, die komplexe Zusammenhänge sehr einfach und anschaulich vor Augen führen. Dabei ist die Legitimationsarbeit von *Mythen* ganz eigener Art, weil sie nämlich gar nicht erklären, auch nicht legitimieren, sondern nur eine Geschichte erzählen.

Wo Mythen kunstgerecht sind, dort bewirken sie genau das, was auch bei verängstigten Kindern erstaunlich gut hilft. Wenn die *Angst* beim Gewitter vor allem vor dem plötzlichen Donner in Schrecken versetzt, dann wirkt die groteske Szenerie vom über den Wolken fahrenden Donnergott wahre Wunder:

Wenn geschildert wird, wie der Wettergott DONAR in rasender Fahrt auf einem bollernden Wagen, gezogen von Ziegenböcken über den Himmel fährt, um hier und dort seinen Hammer auf die Erde zu schleudern, der immer wieder in seine Hand zurück springt ..., dann zeigt sich, wie diese Erzählungen wirken, sie schaffen Weltvertrauen, indem etwas erzählt wird, weil es immer noch besser ist, wenigstens eine Geschichte, ein Bild, eine Story zu haben.

Die Idee vom *Weltgrund* steht als Kompensationsmanöver hinter jeder Wirklichkeit, was so weit führen kann, daß weder die Welt noch die eigene Angst wirklich wichtig erscheint. Wesentlich ist vielmehr, was im Sinne einer solchen *Meistererzählung* hinter allem vermutet wird, Geister, Götter, Hexen und Dämonen, eben unsichtbare Kräfte, die alles durchseelen. — Die Frage ist übrigens, ob das nicht auch heute noch immer der Fall ist, denn die unsichtbare Hand des Marktes ist nichts weiter als eine andere, eben modernisierte Form einer Gottesvorstellung, nunmehr die eines Gottes der Märkte, dem seit geraumer Zeit alle erdenklichen Opfer dargeboten werden.

Das existenzialistische Gefühl, ungeborgen, vielleicht sogar in diese Welt hingeworfen zu sein, begleitet die Geistesgeschichte spätestens seit der Antike. Dabei ist das Gefühl der *Obdachlosigkeit* eigentlich konstitutiv für die Psyche des Menschen, weil die Widersprüche, auf deren Grundlage unser Bewußtsein entsteht, selbst spürbar sind und verunsichern müssen. Aber wir können es mit der Kontingenz, mit der Komplexität und nicht zuletzt auch mit dem Eindruck der Unbehaustheit nicht wirklich aufnehmen. — In sich selbst kann die *Psyche* nicht ohne weiteres Halt finden, also kommt die Idee von unsichtbaren Kräften auf, die hinter allem stehen, um gleichsam von außerhalb der Welt ins Innerste aller Wirklichkeit eingreifen.

Dabei korrespondieren die Vorstellungen von Geister- und Menschenwelt miteinander auf unsichtbare Weise. Alle diese Kräfte und vermeintlichen Entitäten sind eigentlich Projektionen und dennoch sind sie nicht ›nichts‹, denn sie verkörpern schließlich, was ›wirklich‹ ist. Selbst wenn es sich dabei um Projektionen handelt, so sind sie doch weit mehr als nur das. Alle diese mustergültigen Symbole, Figuren, Gestalten und Plots, dienen schließlich einem bestimmten Ziel, mustergültige Klassen zu bilden für Motive, Spannungen, Bestimmungen und Vorkommnisse, wie sie sich immer wieder ereignen. Man hat alle diese Erfahrungen nur personalisiert und auf Figuren gebracht, die eigenmächtig, selbstbewußt und höchst eigentümlich ihre Sache betreiben.

Jede Epoche spiegelt die eigene Zeitgenossenschaft immer auch in ihren jeweiligen Göttern. Dabei ist es erstaunlich, wie sehr gerade so ›ewige Wesen‹ wie Götter selbst mit der Zeit gehen und den herrschenden Vorstellungen zeitge-

mäß entsprechen müssen. — Das, was als göttlich verehrt, begehrt, gefürchtet und immer auch verklärt wird, entspricht dabei immer auch dem, wie sich die Menschen einer bestimmten Epoche jeweils selbst gerne sehen.

*Anthropomorphismus* und *Theomorphismus* sind daher stets fein aufeinander abgestimmt. Der *Psychogenese* korrespondiert eine *Theogenese*, alles ist darauf aus, die Welt dem Menschen vertraut und verständlich, vielleicht sogar selbstverständlich zu machen. Und die Idee vom *Weltgrund*, der möglichst außerhalb, unterhalb und auch oberhalb der Wirklichkeit im Absoluten die Fundamente einer höheren Wirklichkeit immer schon gelegt hat, spielt dabei eine ganz entscheidende Rolle.

### Kultur als Außenskelett für die Psyche

Beim Menschen ist die Kindheit um ein Vielfaches verlängert, denn bereits das frühe Kindheitsstadium verläuft anders. Die vornehme Zurückhaltung der Natur, der generöse Verzicht auf umfassende Prägung, zeigt sich nachweisbar anhand der beim Menschen eklatant verkürzten Schwangerschaft, was der Biologe ADOLF PORTMANN anhand von Vergleichsuntersuchungen mit anderen Säugetieren schon vor Jahrzehnten gezeigt hat. — Bereits einen Monat später wäre eine Geburt auf natürlichem Wege, also ohne Kaiserschnitt kaum mehr möglich, weil der Kopf dann ultimativ zu groß sein dürfte, um den Geburtskanal noch passieren zu können. Das ist nur ein Aspekt mehrerer Phänomene, die allesamt deutlich werden lassen, daß die *Natur* des Menschen mehr und mehr in seiner *Kultur* liegt.

Die Sonderstellung des Menschen zeichnet sich bereits bei der Geburt ab, denn Menschen kommen zu früh auf die Welt, ein Teil der Schwangerschaft wird außerhalb des Uterus fortgesetzt. PORTMANN hat das Neugeborene in diesem Frühstadium als *extrauterine Frühgeburt* bezeichnet. Es ist bemerkenswert, weil sich hier bereits zeigt, wie sehr der Mensch von Anfang an aus der Natur herausfällt, wenn die biologische Prägung in der Hintergrund tritt, um der Prägung durch Kultur den Vortritt zu lassen. — Wir haben offenbar die eigene Kulturalisation bereits *biologisch* in uns aufgenommen. Kultur ist also Teil unserer ›Biologie‹, die *kulturelle Evolution* ist ganz offenbar eine Fortsetzung der *natürlichen Evolution* mit anderen Mitteln.

Entscheidend ist diese seltsame Stellung, die ein jeder Mensch bereits kurz nach der Geburt in dieser Welt einnimmt, denn einerseits sind wir bewegungsunfähig wie Nesthocker, andererseits sind aber auf eine dafür auch wieder untypische Weise bereits alle Sinne offen. Menschen kommen vergleichsweise zu früh und

unfertig als *extrauterine Frühgeburt* auf die Welt, so PORTMANN. — Im Unterschied zu allen anderen Lebewesen besteht die Spezialisierung des Menschen ganz offenbar darin, nicht spezialisiert zu sein.

Menschen sind Generalisten, läßt sich konstatieren, die ihr Leben lang immer weiter lernen, die im Unterschied zu allen anderen Tieren im Verlaufe ihres Wachstums ihre Entwicklung nicht einfach beenden. Vielmehr sind sie unentwegt dabei, sich weiter zu entwickeln, dazu zu lernen, die Welt und die eigene Natur umzugestalten.

Es scheint, als sei im Zuge der *Anthropogenese* schon seit geraumer Zeit die natürliche Prägung immer weiter zurückgenommen worden, so daß die Bedingung für die Möglichkeit gegeben ist, sich mehr und mehr selbst prägen zu können. — Und so findet sich dann bereits das Kleinkind in einer Welt, in der es zunächst zwischen sich und der eigenen Umgebung kaum einen Unterschied machen dürfte. Da nichts oder zumindest nichts Entscheidendes von Natur aus vorgegeben wird, belegen wir früh bereits das, was uns begegnet mit einem eigenen Sinn.

Beobachtet man Kleinstkinder, die noch nicht in der Lage sind, das Auge-Hand-Feld zu koordinieren, die insofern das Sehen und Greifen noch gar nicht zusammenbringen, so scheint es, als könnten sie anfangs auch noch nicht realisieren, daß das Objekt in der einen Hand die eigene andere Hand ist, obwohl sie doch zugleich spüren müßten, daß sie sich selbst berühren, sich selbst ergreifen. Noch nicht einmal die erste Differenz zwischen dem eigenen Körper und der Welt ist gesetzt, auch das muß ganz offenbar erst selbst in Erfahrung gebracht werden.

Zunächst scheint es, als gehörte alles zu *mir*, alles was *ich* greife, so wie ich auch meine eigene Hand als ein Objekt mit der anderen Hand ergreife. Es ist seltsam, Kleinkindern dabei zuzusehen, wie sie unterschiedslos greifbare Objekte oder auch mal die eigene Hand ergreifen, wie sie noch alles mit dem Mund erschließen, sich einverleiben wollen. Anfangs dürfte es so scheinen, als wäre die ganze *Welt* nur ein Teil von ihnen, als gäbe es nichts außerhalb. — Daß es aber Objekte gibt, die nicht immer präsent sind, daß Sachen außer Reichweite geraten können, die dann nicht mehr greifbar sind, daß man sich Hilfe erbetteln oder erzwingen muß, um entfallene oder gewünschte Sachen wieder zu erlangen, ist die nächste Erfahrung. Auch wird die unheimliche Ahnung aufkommen, daß die *Welt* bedeutend größer sein könnte als das, was sich mit Händen greifen und dem Mund zuführen läßt. Mit dieser frühen Erfahrung dürfte ein erster Bruch mit der Welt einhergehen, im Unglück darüber, daß die Dinge offenbar ein *Eigenleben* führen und nicht einfach immer nur da sind.

Im Unterschied zum Tierreich ist dem Menschen seitens der Natur kein artgerechtes Verhalten mehr vorgeschrieben. Vieles ist möglich und disponibel geworden, es sind immense Freiheitsräume, sich selbst zu gestalten, zu verhalten oder auch umzugestalten. Auf die *Kultur* kommt es daher an, die Rückfrage, ob irgendetwas denn noch ›natürlich‹ sei, ist irrelevant. Als *natürlich* erscheint, was *kultürlich* irgendwelcher Normen und Geschmacksmuster entspricht, die eher der Ästhetik und weniger der Moral zuzuordnen sind. — Menschen leben nicht *in* der Natur, sondern immer in irgendeiner Kultur mit anderen zusammen. Selbst wenn sie auf sich gestellt allein unterwegs sind, nehmen sie sich aus der Natur heraus, denn sie tragen die Insignien ihrer kulturellen Identität, von der sie eingenommen und nicht selten voreingenommen geprägt sind, ständig demonstrativ vor sich her.

Die *Natur* des Menschen ist nicht festgelegt so wie beim Tier, das auf eine bestimmte Umwelt hin abonniert ist. Menschen sind Generalisten, was die Umwelten, die Biotope und auch die Lebenswelten betrifft. Wir passen uns nicht der Natur an, sondern umgekehrt, wir sorgen dafür, daß die Verhältnisse uns und unseren Bedürfnissen angemessen sind. Insofern leben Menschen generell nicht mehr *in* der Natur, sondern *von* ihr. Von Anfang an beherrscht eine traumatisierende Erfahrung das menschliche Bewußtsein, die Exklusion, der Ausschluß aus der Tierwelt. Das Paradies der tierischen ›Kindheit‹ war in dem Moment bereits verloren, als das Baumleben nolens volens aufgegeben werden mußte.

Vermutlich hat der Urahn des Menschen das angestammte Biotop eher notgedrungen verlassen, um dann aber in vielen Ökotoxen ›heimisch‹ zu werden. Seither sind Menschen keine natürlichen Wesen mehr, denn diese Art sich zu adaptieren, ist ganz und gar nicht mehr nach Art der Tiere. Angemessener wäre es daher, von *Habitaten* und nicht mehr von *Biotopen* zu sprechen. Menschliche Überlebensstrategien sind von Anfang an gänzlich anders, man lebt gar nicht mehr *in* der Natur, sondern *von* ihr und zieht sich zurück in einen davon abgegrenzten Raum, eben *in* die Kultur. Insofern läßt sich konstatieren, daß Menschen sich nicht mehr der Natur anpassen, sondern vielmehr der Kultur, denn diese ist fortan ihre eigentliche ›natürliche‹ Umwelt.

Der zeitgenössische *Ökologismus* liefert eher nur verzerrte Vorstellungen darüber, etwa wenn suggeriert wird, es habe vorzeiten ›naturangepaßte‹ Lebensweisen nach Art des *Edlen Wilden* gegeben. Tatsächlich gehen bereits Frühmenschen ganz anders als Raubtiere auf die Jagd. Sie lernen viel durch Beobachtung und setzen manches davon um, verlassen sich aber mehr auf Strategie. Ganze Gebiete werden als angestammte Jagdgründe betrachtet, gegen andere

Clans verteidigt und ganze Landschaften wurden ›nachhaltig‹ in erster Linie durch Feuer zum Zwecke der Jagd umgestaltet. Und sofern sie es konnten, sind sie durchaus rabiat gegen die Umwelt vorgegangen. Welche Wildtiere konkret durch Vormenschen ausgerottet worden sind, läßt sich aber nur noch für wenige der letzten Jahrtausende rekonstruieren.

Wo sich die Anthropologie beim Versuch, eine umfassende Theorie der Menschwerdung vor Augen zu führen, vor allem von den mitunter spektakulären einzelwissenschaftlich Faken leiten läßt, dort entsteht ein unerwartetes Modell von der Anthropogenese. Es ist viel zu viel Darwinismus im Spiel bei allen diesen Vorstellungen, wie es denn zu dieser Entwicklung gekommen sein mag. Immerzu wird erwartet, daß alle Errungenschaften stufenförmig, schrittweise und ganz allmählich entwickelt worden sein sollen, was aber oftmals gar nicht der Fall sein kann. Was bei DARWIN als Selektionsdruck dargestellt wurde, hört schließlich nicht auf, nur weil sich eine Species von Affen aus der angestammten Ökosphäre in mehr oder minder künstlich veränderte Habitate zurückgezogen hat. — So etwas muß immer von Anfang an so erfolgreich sein, daß nicht die ganze Gattung darüber kollabiert. Wir werden daher zu erwarten haben, daß es so etwas wie ›Revolutionen‹ gegeben haben muß, von denen zumindest drei von ganz großer Bedeutung sind:

**Erstens:** Verlassen der Affenwelt, Verlust der Tierheit: Exodus, Emigration, Out of Eden.

- Aufrichtung und Freiwerden der Hände: Entwicklung der menschlichen *Hand* als Präzisionsinstrument. — Von Anfang an ist mit Werkzeuggebrauch zu rechnen.
- *Bewußtsein* als Instinktersatz und als Bedingung für die Möglichkeit von Sprache, Mimik, Gestik und Tanz. Es entstehen erste Rhythmen, Gesänge, später dann auch mündliche Überlieferung.
- ›Gründung‹ von *Habitaten* durch kleine Clans. Bald entstehen erste übergreifende Kulturen und Traditionen. Früh dürfte *Exogamie* die Regel gewesen sein, weil die einzelnen, unterschiedlichen Clans auf diese Weise friedlich miteinander koexistieren können.
- Religion: Panpsychismus, Pandämonismus, Schamanismus.

**Zweitens:** Prometheus 1.0: Beherrschung des Herd-Feuers als Universalwerkzeug, so daß nun vieles als Nahrung dienen konnte.



- Aufgrund der durch Kochen deutlich verbesserten Ernährung kommt es zu einer rasante Hirnentwicklung und zum Rückgang von Kaumuskulatur und Verdauungsorganen.
- Das Lagerfeuer wirkt gemeinschafts- und kulturstiftend, Fackeln werden in Höhlen, in der Nacht und zur Jagd eingesetzt.
- Es sind zumeist egalitäre Gesellschaften, Häuptlingstümer ohne Hierarchie.
- Religion: Geisterglaube, Riten, Kulte, Schamanismus.

**Drittens:** Prometheus 2.0: Beherrschung des Metallurgen–Feuers, Prozeß der Zivilisation.

- Entwicklung von Landwirtschaft, Viehzucht, Sesshaftigkeit, Städtebau, Metallverarbeitung, Krieg und Sklaverei.
- Adlige, Könige und Priester treten auf; Hierarchie kommt in die Welt, ebenso wie der Besitz, insbesondere an Menschen.
- Die Geschlechterrollen verändern sich radikal, weil nunmehr Eigentum und Erbschaft insbesondere die Rolle der Frau in Heilige und Hure aufspalten.
- Die ganze Erde wird zum Habitat, Kulturen werden universalisiert und manche davon global.
- Religion: Astrologie, Mysterienkulte, Polytheismus, Monotheismus, Priestertum.

Bereits die allerersten Menschen über rudimentäres Sprachvermögen, über Tanz, Mimik und Gestik, sowie über gewisse technische Hilfsmittel verfügt haben. Es also nicht verwunderlich, daß die bisher nachweisbar ältesten Steinwerkzeuge bereits rund 3,3 Mio. Jahre alt sind. — Dabei zeigt sich immer wieder vor allem eines, daß wir fehlgehen in der Annahme, das Hirnvolumen sei ein Maßstab für das, was wir den Vor- und Frühmenschen an technischen, intelligenten und sozialen Fähigkeiten zutrauen dürften.

Tatsächlich verhält es sich eher so, daß gewisse technische Instrumentarien unmittelbar erforderlich werden, sobald das Baumleben aufgegeben wird. Wenn beispielsweise direkt im Anschluß daran weniger von Blättern und Früchten, sondern eher von Fleisch, also von der Jagd und auch von Aas gelebt wird,

dann dürfte es unumgänglich sein, Schneidwerkzeuge und Faustkeile zur Knochenzertrümmerung zu entwickeln und zwar sehr bald bereits, einfach weil das menschliche Gebiß nicht dafür gebaut ist ...<sup>1</sup>

*Kultur* ist wie ein Außenskelett, um der in sich haltlosen *Psyche* in ihrer potentiellen Beliebigkeit sichere Anhaltspunkte zu geben. Daher ist es stets eher abhängig von der Kultur, wie sich Menschen verhalten, was sie von den Dingen jeweils halten und was davon überhaupt zur Kenntnis genommen und für relevant gehalten wird. — Schon in frühester Kindheit wird aber auch die Erfahrung gemacht, daß die Dinge scheinbar ein *Eigenleben* führen, daß sie etwas Fremdes an sich haben, daß sie womöglich aus ganz anderen Gründen in der Welt sind und gar nicht dazu angetan, um uns wie selbstverständlich zu Diensten zu sein.

Eine solche Einsicht dürfte einem Tier generell schwer fallen, denn dann müßte sich eine Katze schon fragen, ob die Mäuse womöglich noch anderen Zwecken dienen, abgesehen von den hervorragenden Eigenschaften, die ihnen als Objekte der Jagd aus Katzensicht nun einmal zukommen. Selbst wenn sie könnte, ein solcher Gedanke dürfte geradezu fatal sein für eine Katze, denn würde sie tatsächlich über so etwas nachsinnen, müßte sie dann nicht aus ihrer Art schlagen? Und, wenn dem so ist, — sind wir dann nicht in der Tat ebensolche Tiere, die aus der Art geschlagen sind?

Nur Menschen bringen es fertig, zu sich selbst auf Distanz zu gehen. Nur Menschen haben die Fähigkeit, noch das eigene Empfinden inmitten des gelebten Augenblicks aus der Distanz zu betrachten, um sich die Faszination, wie sie vom obskuren Objekten der Begierde ausgeht, als solche nochmals vor Augen zu führen. — Wir können uns inmitten eigener Bewegtheit, noch in der Ergriffenheit zurücknehmen, um uns dem Phänomen unseres Angerührtseins selbst zuzuwenden. Wir können mitten in Stürmen der Begierde einfach innehalten, um so zu tun, als hätten wir lediglich interesseloses Wohlgefallen am eigenen

---

<sup>1</sup>Vieles davon läßt sich inzwischen durch Funde belegen: Es sind Knochen mit Schnittspuren aber auch mit menschlichen Bißspuren gefunden worden, manchmal auch auf den Gebeinen von Artgenossen. Es wurden Knochen gefunden mit den Spuren von Raubtierzähnen und darüber(!) dann die von menschlichen Werkzeugen aber auch Zähnen. Die Nachweismethoden sind inzwischen sehr zuverlässig, so daß eindeutig nachweisbar ist, daß die frühen Menschen sich häufig die Beute von Raubtieren zu eigen gemacht haben.

Gefühlsgewitter, als wollten wir uns mal in aller Ruhe und ohne jede Aufregung mit unserem eigenen Begehren befassen. Das Seltsamste daran dürfte sein, daß uns dieses Kunststück mitunter sogar gelingt, Nähe, Distanz, Reflexion, Verstehen und Miteinander zugleich.

Daß die Dinge ein Eigenleben führen, diese Erfahrung überhaupt machen zu können, ist entscheidend. Die Einheit der Welt, in der anfangs noch alles aber auch alles auf den Mund des Kleinkindes hin zentriert zu sein scheint, wandelt sich, sie wird zu einer allseits belebten Welt, in der die Dinge zwar ein Eigenleben führen aber wenigstens mit sich sprechen lassen, um uns zu sagen, was mit ihnen ist. Später verstummen sie dann, von sich aus, sagen uns nichts mehr von sich aus, und nur die Phänomenologie erlaubt es noch, so zu tun, als redeten sie noch immer.

Nicht nur die Welt als solche, sondern gerade auch die imaginären Innenwelten können ängstigen. Daher ist *Kultur* von Anfang an erforderlich, sich mit der Welt draußen und auch mit der Welt im eigenen Inneren, eben mit der eigenen *Psyche*, besser vertraut zu machen. — Nichts anderes leistet auch das rationale Weltbild unserer Tage, denn wenn nur noch zählt, nur noch ›da sein‹ darf, was sich auch messen läßt, dann führt gerade diese Weltanschauung auf ihre Weise denselben Reduktionismus im Schilde wie jeder beliebige andere Mythos auch. Die Rede vom *Logos* ist selbst ein Mythos, vor allem die, daß der eine den anderen abgelöst haben soll.

Während das pure Erzählen eher wie ein Ablenkungsmanöver daher kommt, maßt sich der *Logos* ganz anders als der *Mythos* tatsächlich an, die Auffassung von Wirklichkeit als solche nicht nur eng umschreiben sondern auch reglementieren zu können. Demnach ›gibt‹ es einfach vieles von dem ganz und gar nicht, wovor sich andere Zeiten noch so fürchterlich geängstigt haben. Es ›gibt‹ demzufolge dann aber auch manches nur deswegen nicht, weil dafür jeder Begriff, jedes Verständnis, jeder mögliche Zugang ganz einfach fehlt.

Im Gegensatz zum rationalen Weltbild steht das der *Magie*, die gerade im nicht Sichtbaren, Meßbaren und Materiellen das Entscheidende sieht, was tatsächlich berührt und vielleicht auch ängstigt, krank oder wieder gesund werden läßt. — Nicht nur Stammeskulturen pflegen magische Weltbilder, auch *Kinder* gehen von der Vorstellung aus, daß die Sachen wie im Märchen verzaubert sind, weil Geister in ihnen wohnen, von denen ihr Wesen bestimmt wird.

*Sprache* und Imagination, gekoppelt an Neugier und Reflexionsvermögen, dann die Macht der Worte, das Wesen der Sachen selbst zum Ausdruck zu bringen, das ist es, was die *Magie* nicht nur möglich, sondern mächtig erscheinen läßt. Wir können tatsächlich Sachen nur mit Gedanken ›bewegen‹, Phänomene nur mit Worten ›herbeizaubern‹, Begegnungen nur mit Sprache vollführen und immer ist daran etwas ›real‹ und weit mehr als einfach nur vorgestellt.

## Verlust der Unmittelbarkeit

### Innenwelt von außen betrachtet

Wir müßten schon erneut vom Baum der Erkenntnis essen, um wieder in den Stand der Unschuld zurückzufallen und um damit das letzte Kapitel der Geschichte der Welt zu eröffnen, so HEINRICH VON KLEIST in seinem Essay, *Über das Marionettentheater*. — Das Bild ist sehr instruktiv: Nicht anders als Marionetten, werden auch Tiere von unsichtbaren Fäden in Bewegung versetzt, aber was ist eigentlich mit dem Menschen? Um uns selbst zu verstehen, kommen wir immer wieder auf das Tier zu sprechen, das wir nicht sind.

KLEIST setzt in seinem Essay eine Unterredung in Szene, in der alsbald Marionetten zum Modell für *Anmut* werden. Gerade ihre Bewußtlosigkeit verhilft ihnen angeblich dazu, weil das menschliche Bewußtsein aller Natürlichkeit eigentlich nur im Wege steht, so die Theorie. Darauf wird ein Spektrum eröffnet, das vom bewußtlos-mechanischen einer Marionette, die erst noch durch den Betrachter zum Leben erweckt werden muß, über Tiere und Menschen bis hin zum vollendeten Bewußtsein eines Gottes reicht. In einer höchst amüsanten Parallelisierung wird dann der Schwerpunkt einer Marionette zu deren ›Seele‹ erklärt, um sodann zeitgenössische Schauspieler verdeckt um so nachhaltiger kritisieren zu können; sie hätte ihre Seelen nicht auf dem rechten Fleck.

Die Marionette, das wirklich mustergültige Paradebeispiel eines reinen Mechanismus wird somit zum Modellfall, aber auch der vermeintliche *Cartesianismus* wird denunziert. Es ist längst kein mechanistisches Denken mehr, das hier Regie führt, die Hypothese setzt vielmehr darauf, daß Bewußtsein zusätzlich hinzukommt, dann aber zunächst einmal Probleme bereitet. Wir erhalten auf diese Weise weitere Einblicke in die Hintergründe des menschlichen Bewußtseins und erfahren, was es eigentlich bedeutet, sich selbst auf vielfältige Weise nicht nur

von innen, sondern zugleich auch von außen betrachten zu können, betrachten zu müssen.

Alle Gaben und Talente stellen vor allem am Anfang erst einmal ganz große Belastungen dar, weil sie stören, weil sie das Einfachste von der Welt fast unmöglich machen können. So verhält es sich auch mit dem menschlichen Bewußtsein, mit dem Vermögen, sich selbst bedenken zu können — und das, während wir uns zeigen, geben, bewegen, sehen und vielleicht auch bewundern lassen wollen. Dieses Eins-Sein hat aber seine Schattenseite, sich selbst zu spüren in aller Einsamkeit, wie in der Nebellandschaft bei HERMANN HESSE, der im November 1905 noch keine dreißig Jahre alt war und zum Ausdruck bringt, wie sehr der *moderne Individualismus* nochmals zusätzliche Selbstirritationen heraufbeschwört:

*Seltsam, im Nebel zu wandern!  
Einsam ist jeder Busch und Stein,  
Kein Baum sieht den anderen,  
Jeder ist allein.*

*Voll von Freunden war mir die Welt,  
Als noch mein Leben licht war;  
Nun, da der Nebel fällt,  
Ist keiner mehr sichtbar.*

*Wahrlich, keiner ist weise,  
Der nicht das Dunkel kennt,  
Das unentrinnbar und leise  
Von allem ihn trennt.*

*Seltsam, im Nebel zu wandern!  
Leben ist Einsamsein.  
Kein Mensch kennt den andern,  
Jeder ist allein.<sup>1</sup>*

Das ist die Poiesis an dieser Poetik, wenn HERMANN HESSE sich selbst diagnostiziert und in seinem Roman *Gertrud* den Präzeptor Lohse zu seinem ehemaligen Schüler folgendes sagen läßt:

---

<sup>1</sup>Hermann Hesse: Im Nebel. In: Gesammelte Werke in zwölf Bänden; Frankfurt am Main 1970. Bd. I, S. 27.

»Sie haben eine Krankheit, die leider Mode ist und der man jeden Tag bei intelligenteren Menschen begegnet. Die Ärzte wissen natürlich nichts davon. Es ist mit moral insanity verwandt und könnte auch Individualismus oder eingebildete Einsamkeit genannt werden. Die modernen Bücher sind voll davon. Es hat sich bei Ihnen die Einbildung eingeschlichen, Sie seien vereinsamt, kein Mensch gehe Sie etwas an und kein Mensch verstehe Sie. Ist es nicht so?«

»Ungefähr, ja«, gab ich verwundert zurück.

»Sehen Sie. Für den, der die Krankheit einmal hat, genügen ein paar Enttäuschungen, um ihn glauben zu machen, es gebe zwischen ihm und anderen Menschen überhaupt keine Beziehungen, höchstens Mißverständnisse, und es wandle eigentlich jeder Mensch in absoluter Einsamkeit, könne sich den anderen nie recht verständlich machen und nichts mit ihnen teilen und gemeinsam haben. Es kommt auch vor, daß solche Kranke hochmütig werden und alle anderen Gesunden, die einander noch verstehen und lieben können, für Herdenvieh halten. Wenn diese Krankheit allgemein würde, müßte die Menschheit aussterben. Aber sie ist nur in Mitteleuropa und nur in den höheren Ständen zu treffen. Bei jungen Leuten ist sie heilbar, sie gehört sogar schon zu den unumgänglichen Entwicklungskrankheiten der Jugend.«<sup>1</sup>

Diese ›Entwicklungskrankheit der Jugend‹ begann etwa um 1800, als Einzelne herausgelöst worden sind, aus dem mentalen Gefüge einer vormals ›real wahrgenommenen‹ übergreifenden Ordnung. Man könnte konstatieren, daß ein Großteil der *Psyche* zuvor noch außerhalb, also im Sozialen und vor allem im Religiösen lokalisiert wurde. Vor allem Instanzen der Ordnung, der Kontrolle, kurzum, alle erdenklichen Autoritäten, wie sie zuvor noch zu verzeichnen waren, verschwinden nicht etwa, sie werden internalisiert.

Die *Romantik* ist die Epoche, in der diese Diskurse einer neuen Innerlichkeit eröffnet worden sind, urplötzlich sollten die Innenwelten einer neuen Individualität spürbar und erschlossen werden. — Dabei ist es immer schwierig zu unterscheiden, ob wir es im Zuge der *Psychogenese* mit der Entdeckung innerer Seelenlandschaften zu tun haben oder ob es nicht vielmehr selbst wieder

---

<sup>1</sup>Hermann Hesse: Gertrud. München 1910. S. 195f.

diskursive Konstrukte sind, die entstehen, weil man nun eben ›anders‹ sich zu empfinden und über sich zu sprechen beginnt.

Das ist das Seltsame daran, daß immer wieder neue Gestalten, Figuren, Innerlichkeiten und vor allem neue Verinnerlichungen aufkommen. Der *Künstler* ist insofern der Fremde, mitten in der eigenen Kultur. Ihm wird es nachgesehen, daß er anders ist als alle anderen, weil er eben anders sein muß. Vom Selbstexperiment des RENÈ DESCARTES, der sich eigens eine *provisorische Moral* zulegt, um während seiner Meditationen über den *radikalen Zweifel* nicht Anstoß zu erregen, bis hin zum offensiven Künstlertum ist es ganz offenbar noch ein weiter Weg. Zuvor mußte aber im Zuge der *Aufklärung* dem Einzelnen überhaupt erst das Disponieren über Fragen der Vernunft, der Moral und des Geschmacks anheimgestellt werden, was keineswegs selbstverständlich schien. — So werden neue Freiräume als erstes von Philosophen, Sophisten und Künstlern gespürt, durchlebt und durchlitten, und nicht wenige scheitern daran, weil sie mit den Mitteln der Vergangenheit die Problem einer Zukunft zu lösen versuchen, die noch gar nicht ist.

Von Anfang an verfügt das menschliche Bewußtsein über sich selbst als *Psyche*, die sich jedoch immer weiter ausdifferenziert, einerseits handelt es sich dabei um ein Vermögen und andererseits zugleich auch um ein Handicap. — Wären es nicht nur viel zu modern anmutende Diagnosen, es ließe sich konstatieren: Die *Neurose* als Sorge um das Ansehen vor der Gruppe und die *Psychose* als Impuls sich davon abzusetzen, sich weiter zu verselbständigen, eigenmächtig zu werden, sich vom Neuen, Fremden und Einzigartigen überwältigen zu lassen, begleiten die Menschheit von Anfang an.

Für Spätergeborene sind die geistigen Errungenschaften vormaliger Epochen selten überhaupt noch spektakulär, das ist aber nicht angemessen, weil es schon darauf ankommt, die Leistungen zu ermessen, die seinerzeit dahinter gestanden haben müssen. Nur so läßt sich nachvollziehen, daß wir alle auch *Neurotiker* sind, sorgsam ängstlich darauf bedacht, nur nicht ausgestoßen, gebrandmarkt und öffentlich an der Pranger gestellt zu werden. — Urplötzlich die Stimme eines *Daimonion* in sich zu vernehmen, darüber nicht psychisch zu kollabieren, sondern es fertig zu bringen, das Charakteristische dieser inneren Stimme zu verstehen, um sie einzubinden in die eigene Orientierung, das ist eine Leistung, wie sie SOKRATES vorgeführt hat. Die vermeintliche *Psychose* bewältigt er sehr

wohl. Er scheitert allerdings an der Gesellschaft, in der er lebt: Die ›Einfuhr‹ neuer Götter muß im *Polytheismus* streng reglementiert werden, weil nicht jedem beliebigen Gott geopfert werden kann. Also braucht es so etwas wie eine Einfuhrerlaubnis, was bei einer nur persönlich vernommenen ›inneren Stimme‹ wie bei der des SOKRATES eigentlich gar nicht erforderlich wäre. Aber man hat die dazu erforderliche ›Innerlichkeit‹ noch gar nicht entdeckt. Sie wird erst mit den Epochen von *Aufklärung* und *Romantik* aufgekommen.

Auch der Prozeß der *Psychogenese* ist eine Geschichte von Revolutionen in den mentalen Welten, die gern anderweitig ›besetzt‹ wurden, seit sie eröffnet worden sind. Ganze Priestergenerationen haben diese Innenwelten immer wieder neu diszipliniert, haben Furcht geschürt, Hoffnungen gemacht, Unbotmäßigkeiten gezähmt und Duldsamkeiten erzeugt. Vor allem, seit der Monotheismus und die Buchreligionen aufkamen, sind ›Ketzer‹ immer wieder verfolgt worden. Wie im Prozeß der Internalisierung alle diese ehemals außengeleiteten Orientierungsmuster religiöser Natur allmählich ins Innere einer individuell und persönlich empfundenen Psyche gelangen, darüber wachen die ›Seelsorger‹ ganzer Priesterkassen. Alles was neu verinnerlicht wird an vormaligen Äußerlichkeiten, macht jedoch früher oder später auch die vormaligen Autoritäten der soeben untergehenden Epochen überflüssig. Das macht alle diese Ablösungs- und Wandlungsprozesse so heikel, wenn zugleich mit jeder Internalisierung ehemals hochgeehrte Sanktionsinstanzen mehr oder minder obsolet werden. Also werden gerade die etablierten Autoritäten den Fortschritt in dieser Geschichte gerade nicht begrüßen, sondern bis aufs Blut bekämpfen.

Tatsächlich sind alle diese Prozesse der Verinnerlichung im Zuge der *Psychogenese* durchaus heikel. Nicht nur sozial, sondern auch psychisch geht damit stets ein neuer Schub neuer Irritationen einher. Bereits zu Beginn ist das aufkommende menschliche Bewußtsein eine Belastung, denn eigentlich wird alles gestört, was von Natur herkommt, vor allem, was wir an Unbewußtheit noch mit Tieren oder Kindern gemein haben. Dasselbe wiederholt sich immer wieder, wenn mit jeder neuen Bewußtseinsebene neue Irritationen einhergehen.

### **Anmut und Bewußtsein**

KLEIST demonstriert die mit dem Bewußtsein aufkommenden Irritationen exemplarisch am *Verlust der Anmut*, die in ihrer unbefangenen Natürlichkeit



augenblicklich gestört wird, sobald sie zu Bewußtsein gebracht, eben bewußt ›gemacht‹ worden ist. — Dabei wird im Nu die *exzentrische Perspektive*, mit der wir uns von außen betrachten, hinzugenommen, so daß nunmehr eine Selbstkontrolle aufkommt, die den eleganten Fluß der zuvor noch ungestörten Bewegungsabläufe nachhaltig stört.

Da ist urplötzlich keine Einheit mehr zwischen Leib und Seele, wenn dieses neue Bewußtsein zwischen Körper und Gefühl tritt und augenblicklich die zuvor noch unbewußte Selbstwahrnehmung stört. Auf einmal werden Perspektiven repräsentiert, die weder mit dem eigenen Körper noch mit dem eigenen Gefühl zu tun haben, die vielmehr einen geheimnisvollen Zauber bemerkbar macht, der ganz offenbar durch die eigene anmutige Wirkung auf Andere ausgeübt wird. — So wird wieder ein neu aufkommendes Bewußtsein zunächst einmal zum Handicap, weil noch im selben Augenblick der vormalige Zauber natürlicher Anmut verflogen ist, wenn es der junge, begabte aber unbewußt gute Tänzer urplötzlich auf Wirkung anlegt.

Also wird bei KLEIST die Frage aufgeworfen, wie es möglich sein könnte, die mit dem aufkommenden Bewußtsein verlorene Anmut doch noch wieder zu erlangen. Dazu müsse eben der ›Schwerpunkt‹, also die *Seele* wieder richtig gesetzt werden, so wird ganz im Sinne der Metaphorik das anstehende Problem in diesem bemerkenswerten Dialog auf den Punkt gebracht.

Der Unterschied zwischen Mensch und Tier liegt demzufolge darin, daß die Anmut der Bewegung beim Tier noch nicht durch Bewußtheit konterkariert wird. Die *Vertreibung aus dem Paradies* vollzieht sich demnach immer wieder neu, mit jedem zusätzlichen Bewußtseinsaspekt, mit jeder neuen Perspektive, mit jedem neuen menschlichen Leben, mit jeder neuen Stufe der Selbstreflexion. — Am Anfang steht der Verlust jener Einheit im Selbstgefühl und darauf folgen viele weitere, ursprünglich göttliche Perspektiven, die immer wieder neue Irritationen mit sich bringen, sobald sie internalisiert werden.

Der Prozeß der Verinnerlichung kann dargestellt werden, als wäre es eine Psychose, zumal in der Tat etwas Fremdes die eigene Psyche in Besitz nimmt. Manche *Psychose* wäre insofern vielleicht auch zu deuten als krisenhafter Versuch, sich eine dieser neuen, irritierend fremdartigen Perspektiven zu erschließen, indem sie dem eigenen Bewußtsein förmlich ›einverleibt‹ wird. Aber es ist und bleibt ein Wagnis, weil entweder die eigene Psyche oder die Gesellschaft, zu-

meist aber beide darüber erzürnt sind auf eine Weise, wie sie gern den Göttern nachgesagt wird.

Folgt man dem *Mythos vom Paradies*, dann war anfangs alles optimal eingerichtet. Aber der Auszug aus Eden wiederholt sich immer wieder, sowohl individuell in jedem einzelnen Bewußtsein, als auch epochal mit jedem neuen Zeitgeist. — Die Vertreibung aus dem Paradies findet wieder und wieder statt, als Verlust vormaliger *Einfalt*. Es scheint, als nähme dagegen die *Vielfalt* immer weiter zu und die Fähigkeit, mit allen diesen neuen Beliebigkeiten immer souveräner umzugehen. Wir tragen inzwischen weiträumige Welten in uns, ganze Kontinente und manches von dem, was in Vorzeiten an den Himmel projiziert wurde. Es sind allesamt Retroprojektionen, Geister und Götter sind unsere Geschöpfe, was aber keineswegs bedeutet, daß sie nicht sind, schon gar nicht, daß sie nichts sind.

Stets ist anfangs noch alles optimal eingerichtet, dann aber folgt ein Auszug aus einem ehemals paradiesischen Zustand vormaliger Einfalt nach dem anderen. Glücklicherweise macht das allerdings nicht, vor allem im ersten Augenblick erscheinen die Verluste exorbitant hoch, denn die Irritationen können unerträglich werden. — Von Anfang an ist dabei die *Sprache* von immenser Bedeutung, weil die Bedingung für die Möglichkeit von Verständigung und Verstehen selbst wiederum auf diesem ominösen Bruch im Bewußtsein beruht. Aber da ist auch die andere Seite: Eine *Gabe* bringt nicht nur Belastungen, Irritationen, und Schwierigkeiten mit sich, sie birgt auch ungeahnte Potentiale, wenn sie integriert, entwickelt und allmählich beherrscht wird. Es verhält sich wie mit jedem Talent: Jeder, der ein Instrument zu spielen beginnt, macht diese Erfahrung, anfangs beherrscht es den Menschen, bis dieser dann das Instrument zu beherrschen beginnt.

Nicht anders verhält es sich auch mit den *Mythen*, man sollte virtuos damit umgehen, sollte sie konfrontieren mit dem, was wir längst besser wissen. Insofern wäre es angebracht, sich nichts einfach so ›erzählen‹ zu lassen. Es ist angebracht, immer auch ganz bewußt mit den Mythen zu hadern, am besten mit ungeduldigen kindlich naiven Fragen, die ihrerseits wiederum Wissenschaft hinter sich haben, vor allem das, was die *Anthropologie* als transdisziplinärer Fach längst an Erkenntnissen in allen diesen Fragen zusammengetragen hat. So ist das Sprachvermögen ADAMS allerdings seltsam, weil dazu eigentlich bereits jenes Bewußtsein gehört, das sich wiederum störend auswirkt auf die

paradiesische Selbstgenügsamkeit. — Der Mythos von der Vertreibung aus dem Paradies stammt zweifelsohne nicht aus der Urzeit der Menschheit, aus dem Tier–Mensch–Übergangsfeld, wo er eigentlich platziert werden müßte. Die Mythagogen der Bronzezeit hatten das eigene Schicksal vor Augen, die unerklärliche Tatsache, daß mit der *Zivilisation* völlig neue und andersartige Lebensverhältnisse aufgekommen sind.

Tatsächlich lebte die Menschheit bis zum Beginn der Zivilisation von der Hand in den Mund, nicht anders als es der Paradies–Mythos darstellt. Aber dieser Mythos macht eine Gottesstrafe daraus, nunmehr unter den neuen Bedingungen leben und *arbeiten* zu müssen. Der Plot von der Vertreibung aus dem Paradies legitimiert die *Zivilisation*, indem zum Sündenfall und Schicksal erklärt wird, was sich seither allerdings irreversibel abspielt. — Genau das wird allerdings bei PLATON demonstriert, denn die Staatsgründer im Dialog über den *Staat* kommen nicht umhin, neue Mythen zu schaffen, um systematisch zu legitimieren, was kein Schicksal und schon gar nicht Gottes Wille oder eine Strafe für Ungehorsam sein kann, sondern einfach nur menschengemacht ist.

Es ist nicht die *Menschwerdung* als solche, sondern die *Zivilisation*, mit der sich die Menschheit *das* eingehandelt hat, was hier als Gottesstrafe dargestellt wird. Da ist von *Arbeit im Schweiß des Angesichtes* die Rede, vom *Unkraut auf dem Acker*, von *Geburtsschmerzen*, die sich auf den aufrechten Gang zurückführen ließen, was aber auch nicht sein kann, weil es eben hier um einige Jahrtausende geht, nicht um Jahrmillionen. Der Ackerbau und die Sorge um Haus und Hof sind sehr späte Errungenschaften, nebst Sesshaftigkeit, Urbanisierung und der Rolle der Geschlechter, vor allem der Aufspaltung der Rolle der Frau in Heilige versus Hure. — Tatsächlich wäre es angemessen, den Mythos vom Garten Eden ganz bewußt in die Zeit der Menschwerdung zurückzusetzen, denn dann erst läßt sich diese Meistererzählung mit den Fragen konfrontieren, wie sie auch im Essay über das Marionettentheater vorgebracht werden.

Bei KLEIST wird darüber spekuliert, was die Menschheit seinerzeit im *Paradies* habe zurücklassen müssen, was es wohl sein könnte, das wir uns wieder ertrotzen sollten und sei es auf *dem Umweg über die ganze Welt*. Wenn nämlich der Vordereingang verschlossen ist, dann müsse es doch gelingen, auf einem Umweg durch den Hintereingang wieder Zugang zum verlorenen Paradies zu bekommen und zu dem, was wir seither so sehnlich vermissen, ohne zu wissen,

was es genau ist. — Die direkte Rückkehr ins Paradies ist jedoch ausgeschlossen, nicht nur aus Gründen des Mythos, etwa weil ein Engel seither das Tor bewacht, sondern vielmehr, weil die Menschwerdung als solche mit dem Sündenfall einer Selbstermächtigung verknüpft ist. Wir müßten dann schon vollführen, was in der Evolution durchaus üblich ist, daß Entwicklungen zirkulär verlaufen und schlußendlich wieder entsteht, was am Anfang bereits gestanden hat.

Der Theorie zufolge ist der eigentliche ›Sündenfall‹ das menschliche Bewußtsein und die erst damit einhergehende Fähigkeit, wie von der Schlange versprochen, zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können. Sprache und Bewußtsein gehören zusammen, der Bruch, der damit durch die Natur im Inneren wie im Äußeren verläuft, zerstört die tierische Einfalt, ermöglicht aber die menschliche Sprache. Das eine ist ohne das andere offenbar nicht zu haben: Wollten wir tatsächlich durch den Haupteingang wieder zurück ins ehemalige Paradies, wir müßten uns wieder zurückentwickeln, um wieder kompatibel sein mit dem Paradies-Zustand, um wieder jenen Einklang mit der eigenen Natur zu finden, wie ihn nur Tiere empfinden können, so wie der Mythos von *Adam und Eva* es über die ersten Menschen glaubt behaupten zu dürfen.

Weil der Rückweg nicht möglich ist, weil wir aber im Paradies gleichsam noch etwas vergessen haben, wird der Umweg durch die ganze Welt bei KLEIST zum Programm. Es ist das Modell einer Entwicklung, die schlußendlich auch noch auf sich selbst zurückkommen kann, was zumeist als ein untrügliches Zeichen eines äußerst glücklichen Verlaufs genommen werden darf.

*Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.*<sup>1</sup>

Eine solche Rückkehr ins Paradies, ein zweiter Sündenfall gleichsam, ein weiteres Mal, vom Baum der Erkenntnis zu essen, wäre dann von außerordentlicher Bedeutung, wenn es gelingen würde, einerseits das Bewußtsein als Errungenschaft zu wahren, andererseits aber die unmittelbar Nähe zu den Dingen wieder herzustellen.

---

<sup>1</sup>Heinrich von Kleist: Über das Marionettentheater. In: Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. v. Siegfried Streller in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer u. Wolfgang Barthel, Anita Golz, Rudolf Loch; Berlin, Weimar 1978. Bd. 3, S. 476.

HEGELS *Phänomenologie des Geistes* ist nach diesem Prinzip konzipiert, daß am Anfang eine bewußtlose, dafür aber umfassende sinnliche Wahrnehmung gegeben ist, die aber nichts von sich weiß, nichts von ihrem Reichtum, den sie an sich und an der Welt hat. Erst am Ende eines sehr langen Entwicklungsgangs ist dann ein *Weltgeist* entstanden, der es mit diesem Reichtum wieder aufnehmen kann. Auch HEGEL demonstriert immer wieder, daß nicht nur Bewußtsein als solches, sondern jede neue Stufe auf diesem Entwicklungsgang immer zunächst mit großen Irritationen einhergeht. — KLEIST könnte also diese Inspiration direkt aus der im Jahre 1807 erschienenen *Phänomenologie des Geistes* bezogen haben, denn sein Essay ›Über das Marionettentheater‹ erschien drei Jahre später.

### Iterationen und Irritationen

In seinem *Essay über das Marionettentheater* entwickelt KLEIST ein bemerkenswertes Zwiegespräch darüber, was es eigentlich bedeutet, Bewußtsein zu entwickeln. Dabei erweist sich der Gesprächspartner als ein ideales Gegenüber, weil er eine Erfahrung gemacht hat, die paradigmatisch ist. — Die zuvor noch so bewunderte Anmut geht nämlich augenblicklich verloren, sobald sie als solche bewußt (gemacht) wird. Durch den Akt der Bewußtwerdung wird die ehemals in ihrer Natürlichkeit bewunderte Bewegung zutiefst verstört, so daß sich zeigt, wie sehr *Natur und Kultur*, das *Natürliche und das Künstliche* eigentlich miteinander im Hader liegen.

Der Anlaß zum Gespräch mit dem Fremden ergibt sich, weil dieser vom Ich-Erzähler gleich mehrfach beim Besuch eines Marionettentheaters beobachtet wird. Darauf entspinnt sich das Zwiegespräch über die ›natürliche Grazie‹ der Gliederpuppen des Marionettentheaters, die nichts weiter als ihren Schwerpunkt haben, deren Anmut aber auf die völlige Abwesenheit von Bewußtsein zurückgeführt wird, so die zentrale These des Tänzers. — Trete dann jedoch Bewußtsein hinzu, so gehe die zuvor noch so wunderbare Grazie natürlicher Bewegung im Nu verloren, und je mehr im Anschluß daran auch noch versucht werde, unter der Kontrolle des Verstandes die verlorene Schönheit wieder zu erlangen, um so mehr mißlinge das gesamte Unterfangen.

Der vom Marionettentheater faszinierte Tänzer, der zudem, wie sich zeigt, auch auf der Ebene der Selbstreflexion das Verhältnis zwischen *Körper und*

*Bewußtsein* sehr instruktiv darzulegen versteht, firmiert als Allegorie für die alles entscheidende Möglichkeit, die verlorene natürliche Grazie doch noch wieder zu erlangen. Es muß noch eine weitere Möglichkeit geben, die mit dem Auftreten des Bewußtseins eingebüßte Einheit zwischen Körper und Seele doch noch authentisch wieder herstellen zu können. Und für diese Möglichkeit, einen Weg zu finden, um das verlorene Paradies durch einen Hintereingang wiederzugewinnen, steht der prominente Tänzer mit seiner Person ein, mit seiner Kunst, seiner Beobachtungsgabe, seiner Erfahrung und mit seinen Gedanken.

Der Versuch, die natürliche Grazie erst gar nicht zu verlieren, ist dagegen ein für Menschen offenbar hoffnungsloses Unterfangen. Es müßte schon jedes Bewußtsein wieder abwesend geworden sein und damit auch keine Möglichkeit mehr, sich auf sich selbst oder auf die eigene Körperlichkeit noch beziehen zu können. — Stellen wir uns einen solchen Menschen nicht als ein Kind, sondern als einen Erwachsenen vor: Es wäre Jemand, dem jedes *Schamgefühl* fehlen müßte, nicht nur das Bedürfnis, die eigene Blöße zu bedecken, sondern weit mehr noch als das. Die völlige Abwesenheit des Bewußtseins der eigenen Körperlichkeit, die fehlende Wahrnehmung der Differenz zwischen Körperhaben und Leibsein, dürfte dagegen beim Betrachter geradezu verheerende Konsequenzen haben. Die beim Akteur fehlende Peinlichkeit würde sich sogleich hundertfach verstärkt beim Beobachter wieder einstellen.

Die Verletzung der *Schamgrenze* ist demnach ein wechselseitiges Geschehen, ein soziales Ereignis. Es ist eine Rechnung, die Darsteller und Zuschauer gemeinsam aufmachen. Das gilt interessanterweise nicht unbedingt für interkulturelle Begegnungen, wenn man etwa an das legendäre Zusammentreffen von europäischen Seefahrern mit den angeblich so natürlich schamlosen Bewohnern von Südsee-Inseln wie Haiti denkt. — Zugleich zeugt es von einer erbärmlichen Naivität, weil Nacktheit als solche wirklich kein ernstzunehmender Garant sein kann für paradiesische Verhältnisse. Es zeigt sich, wie sehr uns die Bilder der Mythen auch fehlleiten können, wenn und solange keine *Anthropologie* sämtliche Deutungen kritisch reflektiert.

## Scham und Schuld

MULTIPERSPEKTIVITÄT — DER ÜBERDRUSS DES STEPPENWOLF — BURG-  
FRIEDE IM PANTHEON — VOM BÖSEN GEWISSEN ZUR UMFASSENDEN PSY-  
CHE — HIRTENIDYLLE UND MODERN TIMES — SISYPHOS ALS GLÜCKLI-  
CHER MENSCH — LOSSPRECHUNG VON ÜBERBORDENDER VERANTWOR-  
TUNG — TIERISCHER KÖRPER UND GÖTTLICHES BEWUSSTSEIN — DAS AB-  
SURDE MENSCHLICHER EXISTENZ — VERLUST DER KINDHEIT — LEIB ALS  
GEFÄNGNIS DER SEELE — DER KÖRPER ALS MEDIUM — VOYEURISMUS  
UND EXHIBITIONISMUS — GÖTTER UND IHRE KÖRPER — WIE DER ZAUBER  
IM NU VERFLIEGT — NEUGIER UND SELBSTBESPIEGELUNG — DAS SPIEL  
MIT DEM BLICK — MENSCHLICHE INTUITION UND TIERISCHER INSTINKT  
— SOGAR DIE HÖLLE WURDE INTERNALISIERT — WENN DIE GÖTTER IM  
INNEREN MITEINANDER KÄMPFEN — FATALE ROCHADE ZWISCHEN INNEN-  
UND AUSSENWELT — MENSCHEN SIND WESEN DER ZWISCHENWELT

---

<b>Der Held des Absurden: Sisyphos . . . . .</b>	<b>78</b>
Kein Burgfriede im Pantheon . . . . .	78
Hybris der Schuld . . . . .	86
Leib und Seele . . . . .	91
<b>Die Spaltung in Subjekt und Objekt . . . . .</b>	<b>96</b>
Körper haben und Körper sein . . . . .	96
Scham und Begierde . . . . .	101
Innenwelt und Außenwelt . . . . .	109

---

### Der Held des Absurden: Sisyphos

#### Kein Burgfriede im Pantheon

Die Empfindung von *Scham* ist von eminenter Bedeutung für das Selbstgefühl. Auch damit zeigt sich wieder, was *exzentrische Positionalität* bedeutet, daß

wir uns nicht nur von innen selbst erfahren, sondern zugleich von außen beobachten und daß wir uns dabei nicht unbedingt mit dem identifizieren, wie wir uns fühlen, wie wir uns wahrnehmen oder empfinden. — Das menschliche Bewußtsein arbeitet nicht nur auf der Grundlage vieler solcher perspektivischer Differenzen, es macht auch alle diese unterschiedlichen ›Stellungnahmen‹ erst als solche überhaupt bewußt.

Wenn etwas bewußt wird, dann ist es eine *Stellungnahme* und womöglich doch nur eine unter vielen möglichen anderen. Mit Hilfe dieser Metaphorik läßt sich eine Modellvorstellung entwickeln, so daß wir uns selbst sehr viel besser vor allem in den inneren und äußeren Widersprüchen verstehen können. — Es zeigt sich, was eigentlich in und um und mit uns vor sich geht, was das menschliche Bewußtsein mit uns und den unterschiedlichen Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühlen, Emotionen und Gedanken eigentlich ›macht‹.

Es geht also um ›Stellungnahmen‹ und das dazu erforderliche ›Stellungnehmen‹ ist durchaus disponibel. Es lohnt sich daher, Positionen und Perspektiven möglichst systematisch einzunehmen, ohne Rücksicht auf die Widersprüche. Jede beliebige Stellungnahme ist ein Akt, vielleicht auch nur *ein* Akt der Bewußtwerdung, eben eine von vielen Perspektiven, die wir einnehmen, wechseln, gegeneinander austauschen und sogar auch gegeneinander ausspielen können.

In seiner *Philosophie des Perspektivismus*, hat der Münsteraner Philosoph FRIEDRICH KAULBACH einen Ansatz entwickelt, der dazu angetan ist, den Menschen als ein Lebewesen zu beschreiben, das *sich selbst* aus vielerlei Perspektiven zugleich erfassen, ergreifen, beschreiben und beurteilen kann. — Für eine derartige perspektivistische Philosophie, so KAULBACH, sei der Gedanke leitend, daß *philosophische Wahrheit nicht den Charakter von Objektwahrheit aufweist*. Vielmehr werde der perspektivistische Philosoph darunter immer nur eine jeweils spezifische Perspektive der Weltdeutung verstehen, um dieser dann abhängig von ihrer

*Eignung, ... dem Denkenden und Handelnden die ihm notwendige Orientierung und Motivation seines Denkens und Handelns, ihm also für dieses einen ›Sinn‹ zu geben. Einer Perspektive wird ›Wahrheit‹ für das Subjekt zugesprochen werden, wenn sie es vermag, ihm eine Welt zu verschaffen, in der er eine dem Charakter seiner Stellung zum Sein und seiner Sinnerwartung gemäße Sinngebung erkennen kann.<sup>1</sup>*

<sup>1</sup>Friedrich Kaulbach: *Philosophie des Perspektivismus*. 1. Teil: Wahrheit und Perspektive bei Kant, Hegel und Nietzsche. Tübingen 1990. Vorwort S. IV.



Der Anspruch auf die so häufig deklarierte allgemein geltende, beweisende ›Wahrheit an sich‹ wird bei KAULBACH zurückgewiesen, weil erst das perspektivistische Denken die Perspektive aller möglichen Perspektiven und auch damit erst die alles übergreifende Multiperspektivität einer *Vernunft* eröffnen kann.

*Wenn perspektivistisches Denken die Wahrheit auf Charaktere des Stellungnehmens zum Sein und der Sinnerwartung relativiert, dann wird es vor die Aufgabe gestellt, die verschiedenen, durch heterogene Interpretation geschaffenen Welten in einen Dialog zu bringen und nach der gemeinsamen Vernunft zu fragen, von welcher dieser Gebrauch macht. So führt perspektivistisches Denken zur Anerkennung einer Gestalt übergreifender und umfänglicher Vernunft, einer Perspektive der Perspektiven. Dieser eignet selbst Sinnwahrheit für den philosophischen Willen zur Einheit in der Vielheit der Weltperspektiven.<sup>1</sup>*

Das Bewußtwerden unterschiedlichster Wahrnehmungsperspektiven ist zweifelsohne ein großes menschliches Talent, aber es gehen eben damit auch bedeutende Probleme einher. Das Bewußtsein des eigenen Bewußtseins und dazu alle erdenklichen und auch verwirrenden Hinsichten auf das eigene *Selbst* und *Sosein*, auf die *Würde* der eigenen Person, auf die eigene *Leiblichkeit* und die *Verwundbarkeit*, dann noch das Bewußtsein, schlußendlich auf Basis eines *Tierleibs* zu existieren, der womöglich ganz urtümliche Bedürfnisse spürbar werden läßt, das alles ist zu viel der Vielfalt. Und gleichwohl sind ganze Gesellschaften oft gerade dazu angetan, das alles zu überspielen, zu verleugnen, was dann wiederum den Abscheu gewisser Zeitgenossen, wie etwa den des *Steppenwolf* nach sich zieht:

*Denn dies haßte, verabscheute und verfluchte ich von allem doch am innigsten: diese Zufriedenheit, diese Gesundheit, Behaglichkeit, diesen gepflegten Optimismus des Bürgers, diese fette gedeihliche Zucht des Mittelmäßigen, Normalen, Durchschnittlichen.<sup>2</sup>*

Wenn sich die ewigen Kämpfe der antiken Götter als Allegorien aller erdenklichen Perspektiven inzwischen in unserem eigenen Bewußtsein abspielen, dann

<sup>1</sup>Ebd. S. X.

<sup>2</sup>Hermann Hesse: Der Steppenwolf. Frankfurt am Main 1974. S. 22.

ist es fraglich, wie sich die verwirrende Vielfalt aller Perspektiven bei allen daraus resultierenden Widersprüchen überhaupt noch integrieren läßt. Wir haben nämlich im Zuge der *Psychogenese* immer mehr der vormals externen Instanzen in uns hineingenommen und internalisiert, was zuvor nicht selten als einer von vielen Göttern verehrt worden ist.

Was ehemals die Aufgabe eines jeden Gemeinwesens war, aller Göttern zu gedenken, ihre Feste so zu feiern, so wie es ihnen gebührt, um derweil sorgsam darauf zu achten, daß die Ehre, die dem einen zuteil wird, nicht zugleich den Zorn eines anderen hervorrufen darf, ist im weiteren Verlauf der Kulturgeschichte allmählich ins Innere der *Psyche* verlegt worden. Wir tragen seither nicht nur die Götter in uns, sondern auch deren Konflikte, die natürlich, da es sich ohnehin um Projektionen handelt, unsere Konflikte sind. Aber es ist hilfreich, mit diesen Figuren über Allegorien zu verfügen, die ihrerseits eben dazu angetan sind, einzelne Perspektiven nicht nur zu verkörpern, sondern in aller Eigentümlichkeit auch zu vertreten.

Dieses Modell vom Pantheon im modernen menschlichen Bewußtsein vor dem Hintergrund einer eigentlich absurden *Existenz des Menschen*, läßt alte Fragen in gänzlich neuem Licht erscheinen: Was ist dann *Identität* und was kann dann als *Selbst* aufgefaßt werden? Wir müssen uns schließlich mit alledem identifizieren und auch identifizieren lassen, auch wenn wir es selbst vielleicht nicht einmal zu verantworten haben. — Daher rührt dann wohl auch die tiefe Sehnsucht, endlich die ewigen *Kämpfe der Götter* im eigenen Inneren vielleicht doch noch zu befrieden, wenn erst einmal für alle diese so unterschiedlichen Aspekte doch noch so etwas wie ein Gefüge, ein Zusammenhang gefunden worden sein sollte, eben ein *Pantheon*, der schließlich alle Götter in sich aufnehmen und miteinander versöhnen soll.

Im Zuge der *Psychogenese* sind immer mehr der zuvor noch gesamtgesellschaftlich wahrgenommenen Zwistigkeiten unter den Impulsen und Motiven, wie sie die Götter repräsentieren, in uns, in die Psyche eines jeden Einzelnen überführt, also internalisiert worden. *Kultur* ist unter den Bedingungen der *Zivilisation* nicht mehr an der *ewigen Wiederkehr des Immergleichen* orientiert, sondern auf die Dynamik einer ständigen Veränderung hin ausgerichtet. Wo vorher nach Möglichkeit stets Ausgeglichenheit herrschen soll, wird mit zunehmender Dynamik die Unruhe zum Prinzip.

Kultur und Zivilisation sind nicht dasselbe. *Kultur* ist immer dort, wo Menschen miteinander leben. Bis zum Beginn der *Zivilisation* vor etwa 10.000 Jahren gab es nur solche Lebensweisen, die auf zyklische, ständig wiederkehrende Routinen setzten. Mit der *Zivilisation* kommt jedoch eine stetig zunehmende *Dynamik* in die Welt. Es sind nicht mehr Zyklen, die absolviert werden, damit schlußendlich alles wieder beim Alten ist und auch bleibt, es sind Dynamiken, die auf etwas hinauslaufen, das selbst noch niemals war und auch bald schon nie wieder sein wird. — Das hat vor allem auch für die Psychologie ganz erhebliche Konsequenzen. Nicht von ungefähr wandeln sich die Göttervorstellungen von Anfang an, wobei es schon bezeichnend ist, wie sehr gerade die »ewigen Götter« sich im Verlauf weniger Jahrtausende ganz erheblich verändern.

Der Götterhimmel wird zum Modell für die Vielfalt aller erdenklichen Perspektiven, wie sie in einer Gesellschaft üblich werden, die sich immer weiter ausdifferenziert. Je vielfältiger die Welt erscheint, umso komplexer muß auch der Götterhimmel werden. Und doch haben die großen Mythagogen HOMER und HESIOD hier eine Ordnung geschaffen, die nicht von ungefähr mit dem Chaos beginnt. Dieses uranfängliche Chaos wurde gelichtet durch Mythen, die wie *Meistererzählungen* immer wieder das Allegorische zu wahren verstanden, das dabei im Hintergrund stehen muß. — Es geht nicht darum, irgendwelche Geschichten zu erzählen, sondern eben solche, die etwas zu sagen haben, die von Bedeutung sind und Bedeutsamkeit verleihen können. Ganz entscheidend ist dabei stets die Revolution der Medien, die sich im Hintergrund ereignet, etwa, ob mündlich überliefert wird oder ob das Überlieferte in Textform übertragen wird, also aufgezeichnet wird. Beim Übergang von einem auf das nächste Medium verändert sich die Story selbst, sie wird nicht selten etwas mehr vereinheitlicht, vielleicht sogar kanonisiert.

Wenn die ewigen Kämpfe der Götter im Verlauf der letzten Jahrhunderte ganz allmählich in die Innenwelten neuzeitlicher, aufgeklärter, romantischer und vor allem moderner Menschen verlagert worden sind, dann folgt daraus, daß wir nun das Gefühl haben, selbst für sämtliche Zwistigkeiten, die sich *in uns* abspielen, verantwortlich zeichnen zu müssen. Das wäre allein noch nicht ganz so verheerend, wenn nicht ab etwa 1780 zugleich eine stetig zunehmende gesellschaftliche Dynamik hinzukäme. — Es wäre bedeutend leichter, wie zu vormaligen Zeiten alle Zwistigkeiten durch Riten, Opfer und exorbitante Feste

immer wieder neu zu befrieden, so daß sämtliche Unterschiede systematisch gegeneinander ausgewogen werden.

Wo sich eine Kultur immer wieder erneuert, wenn nach einer gewissen Zeit sämtliche zwischenzeitlich aufgekommenen Unterschiede wieder ausgeglichen werden, vielleicht durch ›ruinöses‹ Feiern, wie es manche Indianer-Stämme betreiben, dann erscheint die Geschichte wie ein Brettspiel, das von Zeit zu Zeit wieder ganz von vorn beginnt. Solange sie keine *Historizität* zulassen, keine Veränderung, mit der Dynamik aufkommen würde, vor allem keine Rang- und Statusunterschiede an Eigentum oder macht, so lange gelingt es solchen Kulturen, zu bleiben wie sie sind. — Wenn auf jeden Anfang irgendwann ein bereits feststehendes Ende folgt, mit immer wieder demselben Anfang, bei dem nur die Akteure ausgetauscht sind, nicht aber die uralten Rollen, die dabei gespielt werden, dann erscheint die Welt dem Einzelnen im Zustand einer vollkommenen kosmischen Ausgewogenheit, mit allem was lebt, was jemals gelebt hat und allem was sichtbar oder auch unsichtbar ist.

Unter solchen Umständen sind individuelle Orientierungsprobleme geradezu aberwitzig, denn regelmäßig erfolgt schließlich die *Apokatastasis panthon*, die Wiederherstellung des himmlischen Zustands einer Ausgewogenheit, den die später aufkommenden Zivilisationen aber im Namen der Götter ins Jenseits verlegt haben. Nach dem Dafürhalten des neuen Regimes soll Ruhe, Ausgeglichenheit, himmlischer Friede, Gerechtigkeit und die Tröstung aller derer, die aus irgendwelchen Gründen von Trauer erfaßt sind, nicht von dieser Welt sein. Alles, was im Namen des christlichen Gottes verkündet und versprochen worden ist, soll erklärtermaßen erst *nach* dieser Welt denen zuteil werden, die sich dafür qualifiziert haben. So konnte immer mehr himmlisches Glück in Aussicht gestellt werden, weil ja die Priesterschaft und die Kirchen nicht selbst einlösen mußten, was sie als Vorbild späterer Zentralbanken alles an Schuldverschreibungen herausgaben, ohne selbst dafür haften, ohne selbst davon etwas auch nur anteilig einlösen zu müssen. — So konnte die Erde als Jammertal eingerichtet werden, als Hort von Verhältnissen, die sich eigentlich nicht rechtfertigen lassen.

Seit Anbeginn der Zivilisation herrscht dieser Nexus zwischen Politik und Religion und der Glaube an himmlische Banken, die beizeiten alle Konten wieder ausgleichen würden. Die schlimmsten Befürchtungen, sich auf solche Unsicherheiten überhaupt einlassen zu können und die religiös motivierte

Zuversicht bei dieser Umschuldung aller Heilsversprechen auf ein himmlisches Nirgendwo, halten sich nur selten die Waage. Das ist es dann, was den *Fortschritt* entfacht hat, das gerade Gegenteil des Prinzips von der ewigen Wiederkehr. — Die mit der Zivilisierung einhergehende Selbstdomestikation des Menschen greift immer weiter um sich. Nunmehr wird eine individuelle Psyche davon erfaßt, die anfangs erst selbst internalisiert werden mußte. Der Anfang war mit der Idee vom bösen Gewissen gemacht worden durch die Berufung von Gerichtsgöttern am Ende der Zeit.

Im weiteren Prozeß der Zivilisation wurde alles outgesourct, was ehemals himmlisch erschien. Inzwischen ist mit dem Zeitgeist der Moderne die Unrast zum Prinzip erhoben worden. Bevorzugt wird die um sich greifende Unruhe, die alles erfassende Veränderung, die grundstürzende Innovation, ja vielleicht auch der Umsturz als solcher und um seiner selbst willen. Das Alte, das Herkömmliche, das Sich-Selbst-Genügende soll sich rechtfertigen, daß es noch immer ist. Eigentlich darf und soll es gar keine Gelegenheit mehr finden, sich überhaupt noch irgendwo zu halten oder sich zu etablieren.

Mit der zunehmenden Individualisierung gehen zugleich dem entgegen gesetzte Prozesse einher, die auf eine umfassende Überwachung zielen. Was MICHEL FOUCAULT als System von Überwachen und Strafen beschrieben hat, ist inzwischen weiter ausgebaut worden zu einem geheimdienstlich observierten Gottesstaat, der wie weiland der Allmächtige alles aber auch wirklich alles weiß, der überall zugegen ist und der zur Not auch Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen versteht. — Der moderne Individualismus ist inzwischen nichts weiter als ein Vorwand, untertänigst im Sinne von Vorschriften zu verfahren, die um ihrer selbst willen einzuhalten sind, so wie die Opferrituale längst vergangener Epochen.

Dem vermeintlichen Befund, daß allenthalben eigentlich ein schrecklicher Niedergang herrscht, korrespondierte lange Zeit die entgegengesetzte Erwartung einer Hoffnung auf bessere Zeiten, die noch kommen oder kommen könnten. Diese Dialektik zwischen Aufstieg und Niedergang, zwischen Utopie und Mythos und die Unentschiedenheit, ob die ideale Zeit nun in einer besseren Vergangenheit oder in einer noch sehr viel besseren Zukunft vermutet werden müsse, wird aber mit dem Aufkommen der *Moderne* ins Gegenteil verkehrt. — Wo HESIOD einen Niedergangsprozeß attestiert, dort erwartet der Zeitgeist der

Moderne fortan das gerade Gegenteil, wenn das Heil nicht mehr in einer idealen Vergangenheit gesucht, sondern nur noch von einer strahlenden Zukunft erwartet werden soll, die nicht von dieser Welt sein kann.

War man zuvor ganz allgemein darum besorgt, die Vergangenheit immer wieder zu erneuern, so ist nun das entgegengesetzte Regime am Werk, dem es darauf ankommt, möglichst alles, was nicht neu ist, ›revolutionär‹ zu überwinden. So erscheint dann in der politischen Rhetorik alsbald das, was sich im Namen des Traditionellen dem Innovativen überhaupt noch in den Weg stellt, als ›reaktionär‹ zu denunzieren. Die Ideologien im Hintergrund haben in der Tat etwas Religiöses, was aber nicht gern eingestanden wird. — Allein schon dieses Mißverständnis, die ›revolutionäre‹ Umdeutung des Begriffs ›Revolution‹ spricht Bände, denn es geht dabei eigentlich nur um eine astronomische Beobachtung, daß ein Planet auf seiner Bahn einfach nur *einen* Umlauf vollendet hat und soeben mit dem nächsten Zyklus beginnt.

Das Neue war das Alte, immer wieder neu, so war es eigentlich immer. Der Respekt vor den Traditionen, vor der *Vergangenheit* und nicht zuletzt vor den Ahnen stand auf der einen Seite und auf der anderen die Hoffnung, die Zuversicht aber auch die Sorge, was die *Zukunft* wohl bringen möge, die man sich aber niemals als offener Prozeß vorstellen mochte. — Die *Moderne* ist jedoch ohne Vorbild, sie operiert blind ins Blaue hinein. Das Prinzip der Hybris, es den Göttern gleich tun zu wollen, ist konstitutiv. Die Intention ist nicht Ausgleich, Harmonie, Gerechtigkeit, Einmütigkeit und Idylle, sondern Kampf, Himmelsstürmerei, Ambition um jeden Preis.

Ob und inwiefern die alten *Götter* der Antike alle diese Intentionen überhaupt noch verkörpern, darüber zu spekulieren, muß zukünftigen Studien überlassen bleiben. Es gilt, die Idee des *Monotheismus* mit hinzuzudenken, nur dann kann dieser *Pantheon* überhaupt vollständig sein. Es gilt, alle erdenklichen Verwerfungen mit in Betracht zu ziehen, die sich im Gefolge der Technikgeschichte ereignen, bei der vor allem die *Geschichte der Medien* von einer alles überragenden Bedeutung ist. — Auf jeden Fall folgt für den Einzelnen daraus eine unendliche, nie abgeschlossene Arbeit, immer wieder für einen Ausgleich zwischen den vielen einzelnen, einseitigen und miteinander hadernden Perspektiven zu erreichen.

## Hybris der Schuld

Womöglich rühren viele Erfahrungen seelischen Unglücks gerade daher, daß wir noch immer *Idylle* erwarten, eine Harmonie innen wie außen, so wie sie einmal als bukolisches Hirtenidyll von Arkadien geradezu aberwitzig gefeiert worden ist. Gleichwohl ist diese Sehnsucht nach heiliger Einfachheit nicht nur groß, sondern geradezu unerreichbar unter den gegebenen Bedingungen. — Ständig Ausgleich unter den Göttern mit ihren vielen unterschiedlichen Ansprüchen schaffen zu müssen, um dann einen *Burgfrieden* zu erreichen, der doch nicht von langer Dauer sein kann, das ist offenbar die Selbstwahrnehmung der individuellen Psyche unter den Bedingungen der Moderne.

Bemerkenswerterweise gibt es aber gerade dazu wieder eine dieser ganz bedeutenden Meisterzählungen, denn diese nie zu Ende gehende Arbeit entspricht derjenigen des SISYPHOS: Es geht schließlich darum, alle verschiedenen Hinsichten, wie sie von den einzelnen Göttern so vorzüglich repräsentiert werden, tatsächlich in einen doch immer nur vorübergehenden Ausgleich miteinander zu bringen. Es gilt, den Stein immer wieder neu den Berg hinaufzurollen, wobei der von den Göttern mit diesem — von außen betrachtet, unsinnigen Geschäft betraute Held, laut Auskunft von ALBERT CAMUS in Wahrheit ein glücklicher Mensch sei.

*Man entdeckt das Absurde nicht, ohne in die Versuchung zu geraten, irgendein Handbuch des Glücks zu schreiben.* Mit dieser Sequenz leitet ALBERT CAMUS die Schlußpassage seines weltberühmten Essays über den *absurden Menschen* ein, der tatsächlich ein glückliches Licht wirft auf die absurde Situation. — Glück und Absurdität, wird zu Bedenken gegeben, entstammten ein und derselben Erde und seien untrennbar miteinander verbunden.

*Irrtum wäre es, wollte man behaupten, daß das Glück zwangsläufig der Entdeckung des Absurden entspringe. Wohl kommt es vor, daß das Gefühl des Absurden dem Glück entspringt. (...) Es lehrt, daß noch nicht alles erschöpft ist, daß noch nicht alles ausgeschöpft wurde. (...) Es macht aus dem Schicksal eine menschliche Angelegenheit, die unter Menschen geregelt werden muß. Darin besteht die ganze verschwiegene Freude des Sisyphos. Sein Schicksal gehört ihm. Sein Fels ist seine Sache. (...) Unbewußte, heimliche Rufe, Aufforderungen aller Gesichter bilden die unerläßliche Kehrseite*

*und den Preis des Sieges. Ohne Schatten gibt es kein Licht; man muß auch die Nacht kennenlernen. Der absurde Mensch sagt Ja, und seine Mühsal hat kein Ende mehr. (...) Darüber hinaus weiß er sich als Herr seiner Zeit. Gerade in diesem Augenblick, in dem der Mensch sich wieder seinem Leben zuwendet (ein Sisyphos, der zu seinem Stein zurückkehrt), bei dieser leichten Drehung betrachtet er die Reihe unzusammenhängender Taten, die sein Schicksal werden, seine ureigene Schöpfung, die in seiner Erinnerung geeint ist und durch den Tod alsbald besiegelt wird. Überzeugt von dem rein menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ist er also immer unterwegs — ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat. Der Stein rollt wieder. Ich verlasse Sisyphos am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder. (...) Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.<sup>1</sup>*

Die Darlegungen von CAMUS wirken ganz offenbar sehr heilsam gerade in Krisensituationen, was immer wieder mit Erstaunen berichtet worden ist. Auch die dunklen, melancholisch anmutenden Bassläufe von EBERHARD WEBER sind dazu angetan, Verzweiflung zu wenden und ins gerade Gegenteil zu verkehren. — Nicht in der Verleugnung, sondern gerade in der Anerkennung dessen, daß wir absurde Wesen sind, liegt ganz offenbar eine Botschaft, mit der sich sehr wohl leben läßt.

Während auf der einen Seite der Hang zur Anpassung zur *Neurose* dazu angetan ist, alles was irritiert möglichst im Sinne der guten Sitten einfach zu überspielen, verlangt dagegen auf der anderen Seite der Hang zur Rebellion durch *Psychose*, daß man sich das Befremdliche einverleiben solle. Das eine gelingt in der Regel ebenso wenig wie das andere. — In der Gruppe läßt sich allerdings weit besser alles überspielen, was irritiert. Währenddessen ist der Versuch des Einzelnen, nach Art des *Steppenwolfs*, jenen überbordenden Anspruch auf individuelle Verantwortung tatsächlich umzusetzen, nicht minder zum Scheitern verurteilt. Man möchte wie ein Schamane, wie ein Sündenbock

---

<sup>1</sup>Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Übers. von Vincent von Wroblewsky; 12. Aufl., Hamburg 2010. S. 159.



das ganze Negative sich einverleiben, um es zu neutralisieren und der Welt auszutreiben, was aber nicht gelingen kann, weil sich solche Negativität gar nicht greifen, nicht erfahren und auch nicht einverleiben läßt.

Es ist kein Dämon, kein Geist und kein Gott, es kann daher keinen Ort geben für diese *Negativität*, die wir nur als solche empfinden, weil wir Fragen stellen nach dem Sein und dem Sinn und dem Selbst, die uns der Kosmos, die Natur oder die Vorstellung einer Schöpfung nur schwerlich beantworten können. Das ist es, was die *schwere Melancholie* so gefährlich macht, weil sie jede Kraft raubt und zugleich der Eindruck vorherrscht, man habe diesen überbordenden Anspruch einer persönlichen *Schuld* tatsächlich abzuleisten. Dabei ist es nur eine *Hybris der Schuld*, sich auch verantwortlich zu fühlen für das, wofür jede Verantwortung dem Menschen nicht zufällt.

Durch die Intervention von CAMUS wird nun dieser vermeintliche Kausalzusammenhang unterminiert. Das Glück wird wieder möglich, sofern, sobald und solange die *Absurdität des menschlichen Daseins* als Kontrafaktum anerkannt wird. Es ist ein Akt der Selbstheilung, eine *Philosophische Therapie*, die sogar zu spontanen Umschwüngen führt. — Wenn es nämlich gar nicht mehr darauf ankommt, den falschen Schein einer Zuversicht zu wahren, die gar nicht sein kann. Wenn man vor allem auch vor sich selbst nicht mehr gehalten ist, diese Stimmung um jeden Preis aufrechtzuerhalten, dann gibt es auch kein Grund mehr, mit sich selbst zu hadern. Der Urgrund aller dieser Mißstimmungen ist eigentlich ein Ungrund, den wir weder überspielen, noch uns überantworten können.

Die Darlegungen von CAMUS wirken wie eine *Lossprechung von der überpersönlichen Verantwortung* für das, was gar nicht von Menschen verantwortet werden kann und vermutlich nicht einmal von den Göttern. Daß wir in uns keine ultimative Ausgewogenheit finden, ist der Preis dafür, daß wir einerseits über einen *tierischen Körper*, andererseits aber zugleich ein *göttliches Bewußtsein* verfügen. Beides zusammen ist in der Tat ein wenig gewagt, wie es scheint. Dazwischen tun sich Welten auf, die wir vielleicht sogar zu schätzen beginnen, sobald das *Absurde* als solches zum Prinzip erhoben wird.

Somit wird durch die Formel vom glücklichen SISYPHOS, der es doch tatsächlich wieder geschafft hat, die Götter ein weiteres Mal an der Nase herumzuführen, um nicht sterben zu müssen, tatsächlich ganz generell das Gefühl der Gewor-

fenheit nicht nur aufgegriffen sondern zutiefst verändert. Ja, wir stehen fast andauernd unter Spannung, weil immer wieder neue Dämonen der Unausgewogenheit die Bühne der Innenwelten betreten. Das wird sich selbst niemals ändern, solange wir leben. Es läßt sich aber gleichwohl einiges tun, sich dieser Arbeit, den Ausgleich zu schaffen, also erst einmal zu verstehen, was vor sich geht, welches *Selbstverhältnis*, welches *Fremdverstehen*, welche wahren oder falschen Ideale im Spiel sind.

SISYPHOS wälzt gar nicht denselben Stein, sondern immer wieder einen anderen. Es geht immer um den *Pantheon* und darum, jene ausgewogene paradiesische Ordnung wieder herstellen zu wollen, die als solche doch nur wenige Augenblicke stabil ist. Wir sind in der Tat nie fertig damit und vermutlich wird es weder ein Ziel noch einen höheren Sinn des Ganzen tatsächlich geben. Der Typ des absurden Menschen läßt sich nicht davon tangieren. — Das Gefühl von Scham und Schuld und das Gefühl in der Selbstwahrnehmung, doch eigentlich abgrundtief unperfekt zu sein, weil genau daran viel zu sichtbar gearbeitet wird, läßt sich mit diesem Beispiel überwinden und ins Gegenteil verkehren. Die Sprache erlaubt es darüber hinaus, genau jene Differenzen selbst und als solche zur Sprache zu bringen, auf die es tatsächlich ankommt.

Es ist, als würde der letzte, der radikalste aller Zweifel, der an sich selbst, am eigenen Sinn, an der eigenen Mission, zu guter Letzt ins gerade Gegenteil verkehrt. SISYPHOS arbeitet nicht, er meditiert. Als *Trickster* wurde er von den Göttern bestraft, weil er unsterblich sein wollte wie sie. Aber dann ist er zum Vorbild aller Menschen geworden, die sich ihrer Absurdität bewußt geworden sind. Und dieser absurdeste aller Menschen hat auf diese Weise ganz offenbar genau das erreicht, was die Götter ihm nicht zugestehen mochten, er hat seine Unsterblichkeit erlangt im *Mythos vom Sisyphos*, unentwegt bei seiner Arbeit zu sein, aber nicht einfach nur immer wieder, sondern immer wieder neu.

Seltsamerweise kehrt damit unversehens und unverhofft zugleich auch jene Unschuld wieder zurück, die anfangs verloren wird, sobald sich ein Mensch seiner selbst bewußt zu werden beginnt. Der absurde Mensch bei CAMUS ist eine Antwort auf die Frage bei KLEIST, wie es wohl möglich sein könnte, auf dem Umweg über die ganze Welt wieder zurückkehren zu können ins Paradies, es gilt, die Widersprüche im eigenen Inneren nicht zu überspielen, auch nicht zu

negieren, sondern zum Ausdruck zu bringen, um zu verstehen, daß und warum wir so sind und auch so sein müssen, wie wir es sind. Dann übrigens läßt sich manches verändern, weil ja nun der Grund zur Schamempfindung über die Grenzen der eigenen Person kein wirkliches Hemmnis mehr sein kann.

Bemessen am Hirten-Idyll arkadischer Gefilde sind die Zustände ständiger Unausgewogenheit im Inneren eigenen psychischer Welten allerdings abenteuerlich. Das Ideal ist selbst hochproblematisch, zumindest unter den Bedingungen einer Zivilisation, die es auf den Wandel aber nicht auf den Bestand abgesehen hat. Daher irren auch die meisten derer, die im Namen des *Hedonismus* das Leben auf niedrigem Niveau unter möglichst großem Verzicht auf alle erdenklichen Ambitionen nahelegen zu können glauben. — Allein das menschliche Bewußtsein selbst ist bereits ein Quelle der Beunruhigung.

Mit dem menschlichen Bewußtsein wird eine zuvor noch ungetrübte, unbewußte, vielleicht auch kindlich naive Einheit nicht nur ausdifferenziert, sondern als innere Zerrissenheit schmerzlich bewußt. Wir möchten die inneren Widersprüche gern wieder auflösen, die Wunde des Bewußtseins heilen und stellen daher immerzu Fragen nach den inneren Instanzen. Wir erwarten ernsthaft, daß es das *Ich*, das *Selbst*, das *Selbstbewußtsein* oder auch das *Es* oder das *Über-Ich* tatsächlich ›gibt‹, ebenso wie die *Seele*, die *Ratio*, den *Intellekt* oder auch das Herz oder den Bauch als *Sitz der Emotionen*. Das alles sind aber zunächst einmal nur äußerst problematische Metaphern, die falsche Vorstellungen und vor allem ungebrachte Erwartungen suggerieren. — Es scheint dann, als müsse man *das wirklich wahre Selbst* tief im eigenen Inneren einfach nur finden, wie einen Schatz in einem Bergwerk, der von einem Drachen bewacht wird.

Auch wenn gerade die märchenhaften Metaphern so unsäglich schön sind, sie sollten zunächst nicht darüber hinwegtäuschen, daß es nicht Einheiten, sondern Differenzen sind, mit Hilfe derer unser Bewußtsein operiert. Daher müssen auch diese vermeintlich so entscheidenden Instanzen so etwas sein wie manifeste Differenzen, dann, vielleicht genau dann, ließe sich auch wieder damit umgehen. Demnach ist das *Selbst* nicht, es wird vielmehr stets neu gebildet, im Spannungsverhältnis zwischen dem Ich oder vielmehr dem, was ich selbst dafür halte und dem Blick von außen, mit dem ich mich selbst zum Objekt von Beurteilungen mache, die womöglich völlig unabhängig von mir selbst sind. Und natürlich können wir uns selbst in allen diesen seltsamen Spannungsverhältnissen

unheilvolle Gewalt antun, wir können ungerecht gegenüber uns selbst sein, können uns selbst falsch- oder mißverstehen. Allein das zeigt bereits, daß es mit Instanzen wie dem *Selbst*, die dann doch auftreten müßten, um zu deklarieren, was es mit uns auf sich hat, nicht weit her sein kann.

Bewußtwerdung ist ein ständiger Prozeß der Eroberung von imaginären Gestalten, die bedeutend wichtiger sind als alles was sich messen und anfassen läßt. Schließlich muß erst einmal die Idee aufkommen, überhaupt messen zu wollen, um es dann auch zu tun und zu können. Wir haben den Zugang zu den Quellen seit geraumer Zeit verloren. Wir erneuern uns nicht mehr, sondern verausgaben alles, was noch da ist an Substanz, die sehr viel besser eingesetzt wäre, würden wir besser verstehen, was sich da in und mit uns eigentlich abspielt.

Daß auch immense Verluste mit allen diesen Eroberungen einhergehen, wird geflissentlich überspielt. Die dumme Rede, man müsse auch die Chancen sehen, nicht nur die Risiken, wird schon geraume Zeit nicht mehr zu Gehör gebracht, es scheint, als sei alles das inzwischen auch bereits internalisiert worden. Sang- und klanglos werden die Verluste hingenommen, es wird aber nicht unterschieden zwischen denen, die natur- bzw. kulturbedingt sind und denen, die von der Zivilisation oder aber von einer der Abirrungen im Prozeß der Moderne erzeugt worden sind. Es wäre aber hilfreich zu wissen, woran man eigentlich leidet und vor allem wozu.

### **Leib und Seele**

Im Mythos vom Sündenfall ist *Scham* von signifikanter Bedeutung, wenn es heißt, von nun an hätten sie gewußt, daß sie nackt sind. Das ist nicht nur ein weiterer, ganz radikaler Unterschied zum Tier, das sich seiner Nacktheit nicht schämt, weil es sich dessen gar nicht bewußt ist. Es verhält sich noch viel dramatischer mit dieser Empfindung, denn daran erkennt der Paradies-Gott den Übertritt, den Genuß vom Baume der Erkenntnis, dabei geht es weniger um die *Scham*, der Nacktheit des Körpers wegen, sondern vielmehr um das bedrängende Gefühl von *Schuld*, verantwortlich zu sein aber gar nicht anders zu können als eben zu ›sündigen‹.

Kurz nach der vermeintlichen Freveltat sind Schritte im Garten zu vernehmen und ADAM verbirgt sich, wohl aus Gründen des schlechten Gewissens. Als

GOTT den ADAM dann ruft und dieser nur zögerlich antwortet, kommt die Frage: Warum verbirgst Du Dich? — Die darauf gegebene Antwort, *weil ich doch nackt bin*, ist einfach nur selbstverräterisch. Ohne Scham zu sein, sich ganz ohne Schamgefühl zu zeigen, völlig ungezwungen, wie es dann heißt, ist in der Regel nur Kindern und Tieren erlaubt. Und nur unter Ausnahmsbedingungen ist es noch in der Kunst gestattet, wo über lange Epochen hinweg mythische Motive erhalten mußten, um das Tabu nackter menschlicher Leiber unter einem Vorwand doch umgehen zu können.

Seltsamerweise tritt auch die Disposition zur Schamempfindung automatisch auf, ganz offenbar unabhängig davon, wie freizügig die soziale Umwelt tatsächlich ist. Im Zuge der Pubertät wird diese seltsame, zusätzliche Differenz unangenehm bewußt, daß die eigene Identität in Spannung steht dazu, diesen und keinen anderen, vielleicht auch, überhaupt einen Körper zu haben. Es kann äußerst problematisch werden, mit diesem ganz bestimmten Körper identifiziert zu werden, als *dieser* Mensch, der eben *so* und nicht anders aussieht, beschaffen ist und nach dem jeweils herrschenden Geschmack eine bestimmte Attraktivität hat, also mehr oder weniger ansprechend ist auf andere. Genau das aber, mit dem eigenen Körper identifiziert und dann genau darauf auch reduziert zu werden, bereitet ganz große Probleme.

Es gibt aber auch eine Phase, in der sich Kindheit und Adoleszenz noch überschneiden. Dann kommt es zu einem bemerkenswerten Iterieren, denn der Jüngling tritt selbstvergessen auf wie ein Kind, aber er ist doch längst keines mehr, so daß die Ungezwungenheit des Auftritts, wenn sie denn authentisch ist, den Betrachter überwältigen muß.

Kindsfrau und männlicher Knabe sind — von außen betrachtet, in sich widersprüchlich. Während im Inneren die Selbstwahrnehmung noch kindlich verträumt ist, zeichnet sich im Äußeren bereits ab, daß die Zeit reiner, naiver und ungetrübter Kindlichkeit bald schon zur Neige geht. Die Sicht von außen und die von Innen treten dann noch weiter auseinander, — die exzentrische Positionalität wird radikal.

Das ist dann auch der Verlust der Kindheit, dieser Zwang, sich selbst objektivieren zu müssen. Nunmehr ist auch der eigene *Körper* zu etwas Äußerlichem geworden, obwohl er doch eigentlich zugleich das *Selbst* ausmacht. Aber wen oder was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen: *Das bin ich?* Was ist dieses

Das und wer ist das *Wer*? Ist es der Körper, den ich mir nicht ausgesucht habe, der ich aber bin? Jedenfalls scheint es so. — Die Selbstreflexion im magischen Dreieck zwischen *Leib*, *Seele* und *Geist*, um es in dieser klassischen Konnotation als Modell vor Augen zu führen, bereitet immer wieder Schwierigkeiten. Und oft sind Problem weniger der *Seele* oder dem *Geist*, sondern eher dem *Körper* angelastet worden.

Auf diesen unausgewogenen Nexus zwischen *Leib und Seele* ist PLATON wiederholt und mit geradezu berausenden Metaphern zu sprechen gekommen. Ganz besonders kritisch, dem eigenen Leib gegenüber, wird das Verhältnis im *Phaidon* zum Ausdruck gebracht. Hier scheint es, als wäre der *Körper* tatsächlich nur das *Gefängnis der Seele*, zumal dieser sie doch im Diesseits bindet und davon abhält, daß sie nicht längst wieder aufsteigen kann zum Reich der Ideen;

*solange wir noch den Leib haben und unsere Seele mit diesem Übel im Gemenge ist, wir nie befriedigend erreichen können, wonach uns verlangt; und dieses, sagen wir doch, sei das Wahre. Denn der Leib macht uns tausenderlei zu schaffen wegen der notwendigen Nahrung; dann auch, wenn uns Krankheiten zustoßen, verhindern uns diese, das Wahre zu erjagen, und auch mit Gelüsten und Begierden, Furcht und mancherlei Schattenbildern und vielen Kindereien erfüllt er uns; so daß recht in Wahrheit, wie man auch zu sagen pflegt, wir um seinetwillen nicht einmal dazu kommen, auch nur irgend etwas richtig einzusehen. Denn auch Kriege und Unruhen und Schlachten erregt uns nichts anderes als der Leib und seine Begierden: denn über den Besitz von Geld und Gut entstehen alle Kriege, und dieses müssen wir haben des Leibes wegen, weil wir seiner Pflege dienstbar sind, und daher fehlt es uns an Muße, der Weisheit nachzutrachten um aller dieser Dinge willen wegen alles dessen. Und endlich noch, wenn es uns auch einmal Muße läßt und wir uns anschicken, etwas zu untersuchen, so fällt er uns wieder bei den Untersuchungen selbst beschwerlich, macht uns Unruhe und Störung und verwirrt uns, daß wir seinetwegen nicht das Wahre sehen, können. Sondern es ist uns wirklich klar, daß, wenn wir je etwas rein erkennen wollen, wir uns von ihm losmachen und mit der Seele selbst die Dinge selbst schauen müssen. Und dann erst offenbar werden wir haben, was wir begehren und wessen Liebhaber wir zu sein behaupten, die Weisheit, wenn wir tot sein werden, wie*

*die Rede uns andeutet, solange wir leben aber nicht. Denn wenn es nicht möglich ist, mit dem Leibe irgend etwas rein zu erkennen, so können wir nur eines von beiden: entweder niemals zum Verständnis gelangen oder nach dem Tode. Denn alsdann wird die Seele für sich allein sein, abgesondert vom Leibe, vorher aber nicht. Und solange wir leben, werden wir, wie sich zeigt, nur dann dem Erkennen am nächsten sein, wenn wir so viel wie möglich nichts mit dem Leibe zu schaffen noch gemein haben, was nicht höchst nötig ist, und wenn wir mit seiner Natur uns nicht anfüllen, sondern uns von ihm rein halten, bis der Gott selbst uns befreit. Und so rein der Torheit des Leibes entledigt, werden wir wahrscheinlich mit eben solchen zusammen sein und durch uns selbst alles Ungetrübte erkennen, und dies ist eben wohl das Wahre. Dem Nichtreinen aber mag Reines zu berühren wohl nicht vergönnt sein.<sup>1</sup>*

Es ist ein Widersinn, den wir in uns tragen, der, je nach Perspektive immer im Hader mit der einen oder anderen Sicht auf die Welt, auf uns selbst, die eigene Identität oder auch auf den eigenen Körper liegt. Man ›ist‹ das alles und zugleich auch wieder nicht. Tatsächlich werden wir mit dem Körper, mit der eigenen Erscheinung, eben als diese Person identifiziert, wobei es eben durchaus möglich ist, daß manche dieser ›Identitäten‹ miteinander im Hader liegen. Hinzu kommt ein weiteres, ausgesprochen exklusives Phänomen: Da wir nicht nur einerseits mit dem eigenen Körper identisch sind, sondern andererseits auf eine exzentrische Weise auf uns — von außen betrachtet zurückkommen können, ergibt sich die Möglichkeit, daß wir unsere eigenen Wahrnehmungen als solche noch einmal wahrnehmen können. Es sind dann nicht mehr einfache Sinnesdaten, vielmehr handelt es sich um einen bewußten Prozeß einer körperlichen Wahrnehmung, die gleichsam etwas bezeugen kann. Dabei wird dann der eigene Körper zum *Medium*, wenn er gleichsam zur Zeugenschaft aufgerufen wird.

Erst was ›wahrhaftig‹ auch spürbar geworden ist, darf tatsächlich höchst persönlich als geltend und gültig betrachtet werden. Insofern dürfen wir annehmen, daß die erste *Idee von Wahrheit* schon sehr früh am eigenen Leib erfahren wird. Einerseits können die Sinne täuschen, andererseits kann aber der Körper sehr wohl dazu etwas bewahrheiten, eben durch Selbstbeobachtung der eigenen Leiblichkeit. — Das viel berufene Beispiel vom ›heißen Ofen‹ hat insofern eine

<sup>1</sup>Platon: Phaidon. In: In: Sämtliche Werke; Berlin [1940]. Bd. 1, S. 743.

noch sehr viel tiefere Bedeutung. Gemeinhin werden diejenigen als die Klügeren betrachtet, die sich selbst der schmerzhaften Erfahrung nicht aussetzen, die eben darauf ›vertrauen‹, was gesagt worden ist. Dagegen ließe sich allerdings auch behaupten, daß die vermeintlich Klügeren vielleicht auch nur die Ängstlicheren sind. Und sollten sie sich außerdem noch generell mit solchen vermeintlichen Wahrheiten aus zweiter Hand begnügen, dann wären sie nicht einmal klug, sondern einfach nur kleinmütig. Die vermeintliche Weisheit dieses Spruchs ist gar keine, weil der Blick darauf verstellt wird, daß der eigene Körper als Medium eingesetzt werden kann, daß eben bei kontrollierter Annäherung an ein Feuer die zunehmende Hitze eigens spürbar und selbständig erfahren werden kann, ohne sich unbedingt verletzen zu müssen.

Wie so oft liegt einiges im Auge des Betrachters, das gilt ganz besonders auch für die Wahrnehmung eigener oder fremder Körperlichkeit. Das gilt insbesondere für den Typ der LOLITA, die eigentlich noch zu jung ist, um bereits als ›frühreif‹ sein zu können. In der Überschneidung von Kindlichkeit und Weiblichkeit, von Knabenhaftigkeit bei gleichzeitig bereits durchscheinender Männlichkeit, liegt offenbar auch ein ganz besonderer Reiz im Auge des einschlägigen Betrachters. Während der Jüngling gleichsam unbedacht ist, schlüpft die LOLITA, so scheint es, ganz aktiv ganz bewußt in ihre Rolle. Sie kokettiert damit, zu sein, was sie nicht ist, eine Frau, mehr noch, ein Vamp. Es ist aber eine Rolle, die ihr eigentlich noch nicht auf den Leib geschrieben sein kann.

In beiden Fällen, beim Jüngling ebenso wie bei der LOLITA, liegt ein beträchtlicher Anteil für die Wirkung des so erotisierenden Anblicks ganz gewiß im Auge des Betrachters, denn dieser nutzt den unbedachten Augenblick beim in sich versunkenen Jüngling für seinen indiskreten *Voyeurismus*. Und der LOLITA wird vom Betrachter gleich ein exaltierter *Exhibitionismus* unterstellt, der aber gar nicht ganz der ihre sein kann, denn selbst wenn sie sich schamlos gibt, dürfte sich damit vielleicht auch nur zeigen, daß sie eigentlich noch ein Kind ist. — Aber der Betrachter ist vorentschieden und sieht, was er sehen möchte, im Jüngling den Mann und im Kind bereits die erwachsene Frau.



## Die Spaltung in Subjekt und Objekt

### Körper haben und Körper sein

Gleichwohl zeigen diese Begegnungen etwas Paradigmatisches, es scheint, als käme der Zuschauer beim Anblick der kurz bevorstehenden Metamorphose auf sich selbst und die eigene Situation wieder zurück. So wie dieser introvertierte Jüngling, wie diese extrovertierte LOLITA, so ging es schließlich vor Zeiten auch dem Betrachter mit und in seiner eigenen Erscheinung und seinem Selbstgefühl. Aber dann kam urplötzlich diese Störung auf, durch das Auftreten des individuellen Bewußtseins und durch das Bewußtwerden der eigenen Körperlichkeit.

Dieser Bruch ist ganz offenbar konstitutiv, denn er läßt sich nicht heilen, schon gar nicht, wenn versucht wird, alles, was damit einhergeht, einfach nur zu überspielen, indem man sich etwa bemüht, auch weiterhin möglichst kindlich zu erscheinen. Obwohl sich diese Strategie nicht selten beobachten läßt, ist es nicht möglich, den Bruch auf diese Weise zu unterlaufen, indem man nur vermeidet, sich dessen bewußt zu werden. Es wäre allerdings auch ein Widerspruch in sich, zu wissen, daß man von sich weiß und zugleich so zu tun, als wüßte man nicht. — Die Phase kindlicher Unbefangenheit läßt sich nicht künstlich aufrecht erhalten, auch nicht durch Ignoranz, es wäre doch nur eine gezwungene, nicht selten peinliche Selbstinszenierung. Wenn die Erfahrung, nicht nur einen Körper zu *haben*, sondern dieser Körper auch zu *sein*, bereits gemacht worden ist, dann läßt sich der Bruch zwischen Leib und Bewußtsein nicht wieder in Vergessenheit bringen.

Der lebenserfahrene Tänzer im *Essay über das Marionettentheater* gibt aber ein Beispiel, wie sich die zuvor eingebüßte natürliche Grazie doch noch wiedererlangen läßt. Dabei sind zwei Strategien nicht angebracht, dieser Weg läßt sich weder gegen das *Bewußtsein*, mit dem der Bruch aufgekommen ist, noch gegen den *Körper*, auf den sich der Bruch bezieht, realisieren. — Das ist es, was gemeint war, als es so programmatisch hieß, wenn der Vordereingang zum Paradies verschlossen sei, zur Not den Umweg über die ganze Welt zu nehmen. Diese ›ganze Welt‹ ist eben ein Prozeß der Entwicklung, *Bewußtsein und Natürlichkeit, Körper und Geist, Ich und Welt* doch wieder in einen Einklang miteinander zu bringen.

Die Integration von Körper und Geist läßt sich nur mit Hilfe von einschlägiger Körpererfahrung und zunehmender Bewußtwerdung bewerkstelligen. Genau das ist es dann auch, wofür der Tänzer mit seiner Lebens- und Selbsterfahrung einsteht: Anmut *und* Natürlichkeit kann nur jemand wirklich besitzen, der sich entweder vollkommen unbefangen und unbewußt wie ein Kind verhält oder aber jemand, der mit großer Bewußtheit dem Körper und der eigenen Erscheinung diesen Eindruck wieder erlangt hat. Wo das gelingt, dort ist es Ausdruck höchster Kunst, alles so erscheinen zu lassen, als wäre sie die natürlichste Sache der Welt.

In der Tier-Mensch-Übergangsphase und in jeder Kindheit vollzieht sich eine geheimnisvolle und auch schmerzhaft Spaltung und dieser Bruch zwischen *Natur und Kultur, Sprache und Welt, Bewußtsein und Körper, zwischen Ich und den Anderen* verläuft mitten durch die eigene Selbstwahrnehmung. Mit dem Auftreten des ersten Bewußtseins geht stets eine große Krise einher, von der Tiere allerdings verschont bleiben. — KLEIST übertreibt jedoch, wenn konstatiert wird, gerade die bewußtlosesten Tiere seien in unserer Wahrnehmung auch die grazilsten; dennoch gilt das Prinzip, daß zunehmendes Bewußtsein zunächst einmal ein Störfaktor ist:

*Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt.*<sup>1</sup>

Erst wenn nach dem Verlust der natürlichen Anmut mit dem aufkommenden Bewußtsein ein Weg der Erkenntnis durchs Unendliche gegangen worden sei, um wieder auf sich selbst zurückzukommen, dann finde auch die Grazie sich wieder ein,

*so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott.*<sup>2</sup>

*Gliedermann* und *Gott* sind somit die beiden Extreme in einem Spektrum, bei dem einerseits nur *Materie* und andererseits nur *Geist* entscheidend ist.

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 480.

<sup>2</sup>Ebd. S. 479f.

Spekulationen über die Frage, ob eigentlich Götter, ihrer vermeintlichen Natur zufolge, über einen Körper verfügen müßten, sind dabei weiter führend. Während Menschen zwischen Tier und Gott sowohl zur einen als auch zur anderen Seite hin tendieren, folgt aus dem Idealbild der Götter, daß diese den Menschen ebenso übersteigen müßten, wie dieser das Tier. — Im Essay von KLEIST erfahren wir darüber aber nur, daß Götter es auf jeden Fall in derartigen Dingen zur Meisterschaft gebracht haben.

Da wir uns Götter nicht anders als perfekt vorstellen können, dürfen wir vermuten, daß ihnen ihr Körper, wenn sie denn einen haben, bei nichts aber auch gar nichts im Wege steht, daß er sie keineswegs beschweren oder gar behindern dürfte, sondern vielmehr, daß es doch ein Körper sein muß, der den Bewegungen ihres Geistes in nichts nachsteht. Sie müßten demnach entweder über keinen oder viele, oder wahlweise über Körperlichkeit verfügen, so wie es beliebt. Und tatsächlich erfahren wir anhand vieler einschlägiger Mythen, daß Götter in der Lage sind, in allen erdenklichen Weisen zu erscheinen, — wenn es denn sein muß, auch in Menschengestalt.

So nimmt ZEUS alle erdenklichen Gestalten an, wenn ihn AMOR wieder einmal von der Unwiderstehlichkeit einer Dame überzeugt hat. Und ganz offenbar tut der Gestaltwechsel seinem Tun und Treiben keinerlei Abbruch, so daß es zu guter Letzt schwer wird, eindeutig zu beantworten, ob die Götter nun wirklich einen Körper haben oder ob sie sich nicht vielmehr einfach so lange, so oft und so viel Körperlichkeit zulegen, wie sie es gerade für nötig erachten. Im Übrigen dürften Götter das Handwerk von Dämonen, in fremde Körper fahren zu können, ganz gewiß noch besser beherrschen als diese.

Zu unterscheiden wären also drei Momente, zum einen die nicht bewußte *natürliche Grazie*, zum anderen der Verlust dieser *Natürlichkeit* aufgrund von *Scham* und *Bewußtsein* spätestens in der Adoleszenz, und schließlich die *Wiedergewinnung der Grazie*, obwohl oder vielleicht auch weil dann das Bewußtsein der eigenen, weil körperlichen Unzulänglichkeit vorhanden ist.

Dieses Arrangement weder Geist noch Körper, sondern beides zu sein, was aber nicht ineinander aufgeht, spottet eigentlich jeder Beschreibung. Menschen sind Mängelwesen nicht aufgrund von Minderausstattung, sondern vielmehr, weil sie sich selbst mit ihrem Bewußtsein im Wege stehen und dazu der *Kultur* bedürfen. Wir fallen mit unserem Bewußtwerdungsprozeß aus der Natur heraus,

erheben uns nicht nur über die äußere, sondern auch über die eigene, innere Natur, sind dann aber nicht in der Lage, das alles zu reintegrieren.

Die Situation, in der sich ein Mensch seiner selbst bewußt wird, ist zutiefst absurd. Sämtliche Fragen nach sich selbst, nach dem *Warum* und *Wozu*, werden an eine Welt gerichtet, aber diese bleibt stumm. Das ist das Absurde der menschlichen Existenz, die zwangsläufig spürbar werden muß, wenn und sobald diese Widersprüche bewußt werden, von dem man selbst tatsächlich zutiefst betroffen ist. Wir sind mit unserem Geist in der Lage, uns über uns selbst und über unsere eigene Existenz zu erheben, jedenfalls erscheint es uns so.

Das Ganze geschieht auf der Grundlage eines nur endlichen, niemals vollständig makellosen, bedürftigen, vielleicht attraktiven, dennoch aber mit dem ultimativen Makel der Sterblichkeit behafteten Körpers und spottet dann auch jedem Vergleich mit der vollkommenen Erscheinung und der ultimativen Perfektion eines Gottes. — Das dürfte dann auch der Grund sein, warum so ideale Wesen wie Götter hatten erdacht werden müssen, verkörpern, bewahren und bezeugen sie doch Möglichkeiten, übermenschlich zu sein. Und so erscheint der Mensch vor dem Hintergrund dieser Reflexionen eher wie ein Zwitterwesen, das mit dem eigenen animalischen Körper noch dem Irdischen verhaftet ist, mit dem Geist aber bereits weit darüber hinaus.

Noch instruktiver als die Aussicht darauf, wie sich die verlorene Anmut wieder erlangen läßt, ist der Verlust selbst, eben jener Augenblick, in dem dieser eklatante Bruch zu Bewußtsein kommt, zunächst beim Zuschauer, dann aber vor allem auch im *Ich* derer, denen das geschieht. — Für diesen existentialistischen Moment werden bei KLEIST spektakuläre Fallbeispiele aufgeführt, alles in Anspielung auf das dritte Kapitel im ersten *Buch Moses*, so daß der Sündenfall zum paradigmatischen Beispiel wird, weil sich die Vertreibung aus dem Paradies eben nicht einmal, sondern immer wieder ereignet.

Beide Gesprächspartner erzielen Einmütigkeit darüber, welche Unordnungen das Bewußtsein in der *natürlichen Grazie* des Menschen anrichtet. Dann kommt das eigentliche, so instruktive Beispiel: So habe etwa ein junger Mann durch eine bloße Bemerkung, noch im selben Augenblick vor den Augen des Betrachters, die Unschuld der Ungezwungenheit und damit das Paradies unbewußter Grazie verloren und habe es trotz aller Bemühungen nachher niemals wieder finden

können.<sup>1</sup> — Ein weiteres Beispiel wird vorgebracht in diesem Dialog, der sehr an ein sokratisches Gespräch denken läßt, nicht nur, weil auch hier das Motiv des unwiderstehlich schönen Jünglings anklingt, sondern weil der Dialog vom gemeinsamen Prüfen einer Hypothese geprägt wird. Und die These vom *Bewußtsein als Störung der natürlichen Grazie* wird von dem Fremden im Fortgang der Unterredung konsequent weiter ausgeführt, während der Ich-Erzähler wie zur Bestätigung der Hypothese immer mehr Begebenheiten als illustrierende Beispiele anbringt.

In der Schlüsselerzählung verliert der schöne Jüngling augenblicklich seine Anmut, einfach nur, weil er darauf aufmerksam gemacht wurde und weil er sich ihrer bewußt geworden ist. Sobald er sich nunmehr selbst in seiner vermeintlichen Anmut in den Blick nimmt, verfliegt der Zauber wie von Geisterhand und kehrt auch nicht wieder, nicht jedenfalls auf die vormals so unbefangene Weise. Eben diese Unbefangenheit war aber genau das, was der Betrachter an seiner Erscheinung so schätzte, nun ist jedoch die Ungezwungenheit verschwunden, stattdessen bekommt alles etwas Gewolltes. — Der auf sich selbst und die eigene Erscheinung zurück gewendete Blick ist es, der die Unschuld nimmt. Es ist nicht nur die einfache Subjekt-Objekt-Spaltung, sondern eben jene, die sich selbst aufspaltet.

Der Jüngling prüft also seine Wirkung im Spiegel, er versucht sich gleichsam selbst zu betören auf eine narzißtischen Weise, die an sich selbst zu erleben versucht, was sie doch nur einem außen stehenden Beobachter bereitet. Das eigene Subjekt kann nicht unmittelbar die eigene Person zum Objekt einer eigenen Betrachtung machen. Es gelingt nicht, tatsächlich zu vergessen oder wenigstens davon abzusehen, daß es doch das eigene Selbst ist, daß da nunmehr objektiviert werden soll.

Das eigene Bewußtsein ist weit mehr als ein ›Spiegel‹, es beruht auf einer Differenz, die sofort spürbar wird, wenn sie noch im selben Augenblick einen Keil treiben wird zwischen graziler Wirkung nach außen und naiver Selbstvergessenheit nach innen. Der narzißtisch motivierte Blick zurück auf sich selbst, der abenteuerliche Versuch, sich selbst zum Objekt der eigenen Wirkung zu machen, wirkt sich verheerend aus auf das, was zuvor noch selbstverständlich schien, als alles noch unbewußt war.

---

<sup>1</sup>Ebd. vgl. S. 477.

Es ist eine spezifische Form der Neugier, dieser Blick zurück auf sich selbst und auf das, was andere da an Wirkung verspüren. Dieser Impuls wird sehr gern eher den Frauen, jedenfalls dem Weiblichen zugeschrieben, ob es sich nun um EVA oder PSYCHE oder auch PANDORA handelt, stets ist es der Versuch, gleichsam sich selbst auf die Spur zu kommen, in der Wirkung auf andere. Das kann nicht gelingen, weil es dazu erforderlich wäre, zu wissen und zugleich nicht zu wissen. — Die Ambition, verbotene Früchte zu essen, gefährliche Behältnisse zu öffnen oder die Anonymität nicht zu wahren, das alles sind bereits Bewußtseinsprozeduren, die zumeist als reine, vor allem weibliche Neugier verschrien wird. Dabei sind alle diese Konstellationen und Situationen wohl eher pure Allegorien darauf, was das aufkommende Bewußtsein mit und aus uns macht, daß wir gar nicht umhin kommen, daß wir uns dem gar nicht erwehren können, wissen zu wollen, ja wissen zu müssen, was ›dahinter‹ steckt.

Die Szenerie vom sich spiegelnden Jüngling, worauf im Nu der ganze Zauber verfliegt, ähnelt dem verbotenen Blick der PSYCHE. Sie wurde angestachelt von ihren neidischen Schwestern, gar nicht zu wissen, mit wem sie des Nachts das Liebeslager teilt. Also übertritt sie das Verbot und identifiziert im Schein einer Öllampe ihren schlafenden Geliebten als den schönsten aller Liebhaber, AMOR, den Gott der Liebe höchstpersönlich. Doch ein Tropfen von heißem Öl weckt den zum Objekt weiblicher Neugier herabgewürdigten jungen Gott, und so verspielt sie in einem einzigen unbedachten Moment die Zuneigung ihres Geliebten, der sich flugs von ihr abwendet. — PSYCHE wird darauf einen verzweifelten, sehr langen Lebens-Weg gehen, der sie nicht zuletzt auch durch die Unterwelt führt, bis sie schlußendlich die verlorene Liebe doch noch wieder erlangt, worauf sie sogar in den Olymp eingeführt wird.

### Scham und Begierde

*Exhibitionismus* und *Voyeurismus* haben es ganz offenbar auf diesen ganz besonders intimen Augenblick abgesehen, in dem *Subjekt und Objekt* auseinanderfallen. Waren wir als Kinder zuvor noch eins, so sind wir danach immer nur entweder das eine oder das andere. Das kann wechseln, also changieren, einmal sind wir Subjekt und im nächsten Moment schon selbst wieder Objekt, nur nicht beides zur gleichen Zeit. Es ist insofern nicht wirklich überraschend, daß ein gewaltiger Reiz davon ausgeht, sich auf solche Situationen immer wieder,

vielleicht sogar zwanghaft, einlassen zu wollen. Das Geheimnis bleibt, daß die verlorene Einheit sich aus den beiden Hälften nicht wieder herstellen läßt.

Verstehen läßt sich das alles nur mit Hilfe von *Philosophie*. Auch freie, souveräne, also selbstbewußte und auch selbstbestimmte Menschen werden von dieser dunklen Begierde ergriffen. Daher ist es weiter führend, tatsächlich dann auch zu verstehen, was mit uns geschieht, was wir da mit anderen machen oder auch mit uns machen lassen. — So viel Abstand zur eigenen Person, zur eigenen Körperlichkeit und zur eigenen Begierde ist nicht nur möglich, sondern hilfreich.

Während der *Exhibitionist* die eigene Scham und damit die Integrität des schockierten Betrachters verletzt, sucht der *Voyeur* die Schamverletzung insgeheim, indem er unbemerkt in die Privat- und Intimsphäre anderer eindringt, um sie zum Objekt anzüglicher Blicke zu machen. — Stets ist es ein *Spiel mit dem Blick* und mit dem, was er anrichtet, wenn die Spaltung zwischen Subjekt und Objekt einsetzt, wenn ein einziger Augenblick genügt, jemanden zum Objekt zu machen, ob dieser es will oder nicht.

In der Schlüsselerzählung bei KLEIST wird exemplarisch demonstriert, was Subjekt-Objekt-Spaltung bedeutet. Es geht um einen schönen Jüngling, der von einem Augenblick zum nächsten seine Anmut verliert, sobald er sich



Abb. 2: Unbekannter Künstler:  
Kapitolinischer Dornauszieher.  
Konservatorenpalast, Rom. Foto:  
JEAN-POL GRANDMONT via @  
[Wikimedia.org](https://commons.wikimedia.org/), Creative Commons 3.0  
(CC-BY-SA 3.0).

selbst in den Blick nimmt, um die eigene Wirkung selbst zu erleben. Das ist beileibe keine Unschuld mehr. Er verliert damit seine Unbefangenheit, denn nunmehr ist nicht mehr nur eine, sondern es sind zwei Reflexivitäten im Spiel.

Wir können eben nicht davon absehen zu wissen, daß wir es doch selbst sind, wenn wie hier der hilflose Versuch unternommen wird, die eigene Attraktivität mal auf sich selbst wirken zu lassen. Daher ist es um die Anmut, derentwegen andere ihn so gern betrachteten, genau in diesem Augenblick bereits geschehen. — Ein wenig maniert und viel zu inszeniert wirkt dann das, was bei KLEIST als Erlebnis angeführt wird; dennoch ist es interessant, sich diesen eigentlich höchst dramatischen Augenblick vor Augen zu führen:

*Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren, mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war. Er mochte ohngefähr in seinem sechszehnten Jahre stehn, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit*



Abb. 3: GUSTAV EBERLEIN: *Dornauszieher* (1879f). Alte Nationalgalerie, Berlin. Foto: JAMES STEAKLEY via [Wikimedia.org](https://commons.wikimedia.org/), Creative Commons 3.0 (CC-BY-SA 3.0).<sup>1</sup>

<sup>1</sup>Das Motiv ist klassisch, es geht um den Moment unschuldiger Selbstvergessenheit, wie ihn nur Kinder wirklich erleben. Der Grad zwischen unschuldiger Schamlosigkeit und schamloser Nacktheit ist schmal. So trägt dieser ›Dornauszieher‹ bereits markante Züge, die ihn als potentielles Lustobjekt ausweisen.



*erblicken. Es traf sich, daß wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch eine Entdeckung er gemacht habe. In der Tat hatte ich, in ebendiesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte — er sähe wohl Geister! Er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehen lassen, mißglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen — was sag ich? die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten...<sup>1</sup>*

Von diesem Tage, von diesem Augenblick an, sei eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor sich gegangen:

*Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem anderen verließ ihn. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Netz, um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergötzt hatte.<sup>2</sup>*

Auch diese Begebenheit wird nochmals überboten durch eine weitere Erzählung, in der die Anmut bester und elegantester Fechtkunst einen unerwarteten Meister findet, in der Begegnung mit einem Bären. — Auf einer Reise in Rußland sei es beim Besuch auf einem livländischen Anwesen mit einem der Edelleute zu einem freundschaftlichen Fechtkampf gekommen, bei dem der Ich-Erzähler seinem Gastgeber offenbar haushoch überlegen war.

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 478.

<sup>2</sup>Ebd. S. 479.

*Wir fochten; doch es traf sich, daß ich ihm überlegen war; Leidenschaft kam dazu, ihn zu verwirren; fast jeder Stoß, den ich führte, traf, und sein Rapier flog zuletzt in den Winkel. Halb scherzend, halb empfindlich, sagte er, indem er das Rapier aufhob, daß er seinen Meister gefunden habe: doch alles auf der Welt finde den seinen, und fortan wolle er mich zu dem meinigen führen. Die Brüder lachten laut auf, und riefen: Fort! fort! In den Holzstall herab! und damit nahmen sie mich bei der Hand und führten mich zu einem Bären, den Hr. v. G..., ihr Vater, auf dem Hofe auferziehen ließ.*

*Der Bär stand, als ich erstaunt vor ihn trat, auf den Hinterfüßen, mit dem Rücken an einem Pfahl gelehnt, an welchem er angeschlossen war, die rechte Tatze schlagfertig erhoben, und sah mir ins Auge: das war seine Fechterpositur. Ich wußte nicht, ob ich träumte, da ich mich einem solchen Gegner gegenüber sah; doch: stoßen Sie! stoßen Sie! sagte Hr. v. G..., und versuchen Sie, ob Sie ihm eins beibringen können! Ich fiel, da ich mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt hatte, mit dem Rapier auf ihn aus; der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parierte den Stoß. Ich versuchte ihn durch Finten zu verführen; der Bär rührte sich nicht. Ich fiel wieder, mit einer augenblicklichen Gewandtheit, auf ihn aus, eines Menschen Brust würde ich ohnfehlbar getroffen haben: der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parierte den Stoß. Jetzt war ich fast in dem Fall des jungen Hr. von G... Der Ernst des Bären kam hinzu, mir die Fassung zu rauben, Stöße und Finten wechselten sich, mir triefte der Schweiß: umsonst!<sup>1</sup>*

Auf Finten ging der Bär gar nicht erst ein, wird konstatiert,

*Aug in Auge, als ob er meine Seele darin lesen könnte, stand er, die Tatze schlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernsthaft gemeint waren, so rührte er sich nicht.<sup>2</sup>*

Wir müssen nicht so weit ausgreifen, die geschmeidige Bewegung einer Katze demonstriert bereits, daß es auch die ultimative Meisterschaft menschlicher Körperbeherrschung nicht aufnehmen kann mit der natürlichen Anmut eines

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 479f.

<sup>2</sup>Ebd. S. 480.

Tieres. Es zeigt sich ferner, daß unser Bewußtsein, so sehr es sich auch um ein Vermögen handelt, zunächst einmal nichts weiter darstellt als eine Belastung. Der Bär ist schneller, weil er eben — wie wir über uns sagen würden, intuitiv reagiert. Und genau das ist es auch, was Sportler, Tänzer aber auch Kämpfer systematisch trainieren, daß die Impulse unmittelbar erfolgen und nicht den Umweg über das Bewußtsein nehmen sollen.

Das Kind, der Knabe und auch das frühreife Mädchen können noch einiges von dieser Unmittelbarkeit wahren aber nicht halten. Gerade die Ambivalenz erscheint reizvoll, als Weder–Noch, als Sowohl–als–Auch, läßt sich einiges für eine kurze Weile in der Schwebe halten. — Spätestens, wenn das eigene Begehren wirklich erwacht, fällt gerade auch der Blick auf die eigene Person nicht mehr unvoreingenommen aus. Man beginnt sich selbst zu bewerten, was die vormals so einnehmende ganz unbewußte Schönheit augenblicklich zerstört, weil alles nunmehr inszeniert wird oder in seiner neuen Unbeholfenheit inszeniert wirkt.

*So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.*<sup>1</sup>

Es ist von großer Bedeutung, sich vor allem auch philosophisch vor Augen zu führen, warum es eigentlich so schwer fällt, die zuvor noch unbewußte Anmut, wenn sie denn einmal durch Selbstbetrachtung eingebüßt wurde, später auf irgendeine Weise wieder zu erlangen. Die Innenwelten unsere Psyche entwickeln sich, vor allem seit dem Einsetzen der Zivilisierung, ausgesprochen rasant.

Unter den Bedingungen überschaubarer Clangesellschaften ist individuelles Orientierungsvermögen gar nicht erforderlich. Erst mit dem *Prozeß der Zivilisation* setzt dann die *Psychogenese* ein und mit ihr die ›Ausgründung‹ psychischer Innenwelten. In größeren gesellschaftlichen Agglomerationen, wie es etwa die frühen Städte bereits sind, wird es nämlich unabdingbar, so etwas wie ein *persönliches Gewissen* und damit ein *individuelles Orientierungsvermögen* zu entwickeln.

Vormalige externe Instanzen werden darauf Zug um Zug internalisiert, bis allmählich immer mehr *Selbstorientierung* auf der Grundlage vormaligen Autoritäten internalisiert worden ist. Seit der *Reformation* wurde bereits ein ganz beträchtlicher Teil zuvor noch extern lokalisierter Verantwortlichkeiten an die

---

<sup>1</sup>Johann Wolfgang Goethe: Torquato Tasso. Ein Schauspiel. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden; Hamburg 1948ff. Bd. 5, S. 99.

persönliche Identität der eigenen Psyche geknüpft und gegen etwa 1800 wird *Individualität* zum Prinzip erhoben. — Die Frage nach Innen- und Außenwelt, nach Fremdbestimmung und Selbstorientierung, ist im Zuge dieser Kulturgeschichte von zunehmender Bedeutung. Zugleich wird Orientierung, nunmehr verstanden als Selbstorientierung, immer anspruchsvoller.

Dabei werden manche zu anderen Zeiten gar nicht vorstellbaren Fragen auf eine problematische Weise offen. Wenn es nunmehr unabdingbar geworden ist, sich selbst umfassend orientieren zu können, dann stellt sich die Frage: Woran sollen wir uns halten, wovon unsere Orientierung, unser Selbstbild, unsere Selbstkritik abhängig machen, von äußeren oder nur noch von inneren Autoritäten? Und wenn gerade die inneren, die ehemals internalisierten Autoritäten von so großer Bedeutung sind: Worum handelt es sich eigentlich, wenn uns ehemalige Götter in der eigenen Psyche wieder begegnen? — Alles wurde internalisiert, sogar die Hölle bereiten wir uns selbst. Auch die Prügelstrafe scheint nicht überwunden, wo zuvor der Körper gestraft wurde, um den Widerspruchsgeist zu züchtigen, dort werden nun psychotrope Substanzen flächendeckend bereits Schulkindern gegeben und auch Erwachsene greifen flächendeckend zu Psychopharmaka, um Anpassung, Disziplin und Leistungsvermögen zu steigern.

Sowohl bei der *Depression* als auch bei der *Psychose* ist ganz offenbar ein unausgewogenes Verhältnis zwischen *Innenwelt und Außenwelt* von größter Bedeutung. In beide Fällen wird unentwegt versucht, eine angeblich spürbare Verschwörung in der Außenwelt ausfindig zu machen, tatsächlich führen beide Syndrome eine Verschwörung gegen das eigene Selbst im Schilde. — Dagegen beruht jede *Lebenskunst* auf der alles entscheidenden Trennung zwischen Innen- und Außenwelt. Die Grundlage ist aber ein einigermaßen gesichertes Selbstverständnis. Es gilt, einerseits die Probleme mit und in der Außenwelt und andererseits die Nöte, Sorgen und Zwistigkeiten in der Innenwelt sorgsam auseinanderzuhalten, ganz im Sinne des römischen Mahnworts: ›Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.‹

Mit dem philosophischen Blick erhalten wir tiefere Einblicke in die Hintergründe aller dieser Belastungen für das eigene *Selbst*, wie sie mit dem *Bewußtsein* aufkommen und niemals wieder gehen. Wer Perfektion auf Dauer erwartet, wird schon darüber unglücklich werden, daß nichts so schnell vergeht wie ein gewonnenes Gleichgewicht aller Kräfte in uns und um uns herum. — Es

sind vielfache Differenzen, die da mehr oder minder als offene Widersprüche erlebt, und oft als persönliches Ungenügen erfahren werden. Immer wieder neu muß vermittelt werden zwischen *Ich und Du*, *Selbst und Körper*, *Subjekt- und Objektsein*, zwischen *Innen- und Außenwelt*. Nichts ist von Dauer, alles ist nur vorübergehend wie der Burgfriede unter den auf einer Burg notgedrungen zusammen lebenden Familien, die einfach aus Konkurrenzgründen einander nicht gewogen sein können.

Bereits die *Ideale*, an denen das eigene Selbstverständnis ausgerichtet wird, können korrupt sein. Oft wird auf naive, vor allem unreflektierte Weise das Unmögliche erwartet, etwa ein vollkommenes Selbst, das man zu finden oder zu heben versucht, als wäre es wie ein versunkenes Schiff, wie der Schatz in einem Berg, der von einem eifersüchtigen Drachen bewacht wird. — Viele der einschlägigen Ideale bedürfen der philosophischen Kritik, sie kommen irgendwoher, stellen maximale Ansprüche und werden doch nie und nirgends befragt, woher sie eigentlich ihre Autorität und ihren Anspruch auf Geltung nehmen. Dagegen ist es erst einmal von Interesse, ganz allgemein zur Kenntnis zu nehmen, was sich eigentlich so alltäglich im *Selbst* abspielt, welche Konflikte immer wieder neu entschieden werden müssen.

Wenn mit dem Ende der Kindheit auch noch das persönliche Reflexionsvermögen hinzukommt, wenn also dieser höhere Bewußtseinsgrad dann auch noch beherrscht werden soll, so wird schnell Chaos daraus. Schamgefühle, Ängste, Irrationalismen kommen auf, die sich gar nicht so einfach beherrschen lassen. — Nicht nur die *Ideale* sind problematisch, auch werden falsche *Erwartungen* gehegt. Und alles, was sich nicht erreichen läßt, wird womöglich zum Anzeichen einer persönlichen Unzulänglichkeit, die schlichtweg so gar nicht attestiert werden kann.

Wer glaubt, ein für allemal mit diesen Problemen fertig werden zu können und sich schämt, weil es immer noch nicht gelungen ist, diesem Ideal zu entsprechen, macht sich selbst unglücklich. Wer innere Probleme in der Außenwelt oder äußere Probleme in der Innenwelt anzugehen versucht, der irrt nicht nur, sondern ist per se falsch orientiert. Persönlich zu verantwortendes, psychisches oder soziales Unglück entsteht auch dann, wenn die Ideale korrupt sind, wenn wir von der Lösung eine falsche Vorstellung haben, wenn wir mit falschen Mitteln agieren oder etwas Unmögliches versuchen, vor allem aber, wenn wir Innen-

und Außenwelt gegeneinander setzen. — Wir sollten uns die vielen Fronten vor Augen zu führen, an denen die Konfliktlinien verlaufen, an denen immer wieder neue Kämpfe ausbrechen müssen, von Augenblick zu Augenblick, um zu verstehen, welche Orientierungsleistungen ohnehin bereits erbracht werden.

Es ist gar nicht verwunderlich, daß sich inzwischen Anzeichen mehren, die mehr und mehr auf eine *Erschöpfung des Selbst* verweisen. Noch fehlt der philosophische Blick für die erstaunlichen Weiten unserer Innenwelten und vor allem fehlt noch jegliches Verständnis dafür, was sich ohnehin schon so alles ereignet, wenn die Götter in uns wieder einmal die uralten Streitigkeiten aufleben lassen. — Wenigstens eines wäre mit diesem ersten Blick nicht mehr ganz so ungewiß. So wird zunächst einmal erahnbar, wie viele Belastungen eigentlich auszuhalten, auszuhandeln, auszuleben sind, die allesamt mit der Subjekt–Objekt–Spaltung und mit der hoch differenzierten Welt einhergehen. Je gezwungener und verzweifelter die Versuche werden, auch unter den Belastungen, die der eigene Blick auf sich selbst mit sich bringt, umso verzweifelter werden die Reaktionen. — Die vormalige Naivität läßt sich nicht wieder herstellen, sämtliche Versuche, auf die ehemals so natürlich Weise auch weiterhin ganz ungezwungen und anmutig erscheinen zu wollen, sind zum Scheitern verurteilt. Es ist ein Prozeß, dem kein Mensch entgeht, denn dieses Bewußtsein erwacht in jedem von uns, stets am Ende der Kindheit.

### **Innenwelt und Außenwelt**

Jede Gabe, allen voran das menschliche Bewußtsein, bringt zunächst einmal Probleme mit sich. Unser eigener Blick wendet sich gleichsam gegen uns, die Instinkte, die Unbedachtheit und das einfältige Ruhen in sich, sind dann die ersten ganz prominenten Opfer. Gleichwohl bringt das menschliche Bewußtsein zugleich ungeheure Entfaltungsmöglichkeiten, so daß wir Tieren eigentlich vorkommen müßten, als wären wir in der Tat bereits Götter. — Die Freiheit von allen erdenklichen Naturzwängen könnte kaum größer sein. Die Instinkte zu verlieren, hat auch ein Gutes. Wir sind nicht mehr auf ganz bestimmte Biotope angewiesen, sondern darauf programmiert, auf nichts programmiert zu sein, vielmehr uns selbst zu programmieren durch Kultur, Erziehung und Bildung. Dieser immense Zugewinn an Eigenständigkeit ist jedoch erkaufte durch große Verluste. So verlieren wir im Verlaufe unserer Entwicklung nicht nur den

unmittelbaren, magischen, jedem Kind noch selbstverständlich erscheinenden Zugang zu Dingen und Tieren, sondern schlußendlich verlieren wir auch noch die Einheit mit dem eigenen Körper. — Der Bruch mit der äußeren, ja sogar mit der eigenen, inneren ›Natur‹ ist ganz offenbar konstitutiv für unser Menschsein. Es kommt mit dem Menschen ein Riß in die Natur, der quer durch jeden Einzelnen verläuft, daher sind wir so selten harmonisiert und ausgeglichen, denn wir stehen häufiger eher in einem Widerspruch mit uns selbst.

Das verlorene Gleichgewicht zwischen *Körper und Bewußtsein*, zwischen *Leib und Seele*, zwischen *Psyche und Physis*, läßt sich nur vorübergehend erlangen, es muß wieder und wieder neu ausbalanciert werden. Wird dagegen einseitig nur das Körperliche oder nur das Geistige hervorgehoben, so dürfte das Resultat weniger der Ausgleich als vielmehr eine Verschärfung der Gegensätze sein. — Ganz verheerend ist die *Hybris der Schuld*, wie sie für die *Depression* kennzeichnend ist oder die Vertauschung von Außen- und Innenwelt, wie sie für die *Psychose* so typisch ist.

Bei der *Psychose* kommt erschwerend hinzu, daß nicht einmal mehr bewußt werden kann, was tatsächlich vor sich geht. Ein ganz bestimmter Blick zurück auf sich selbst steht nicht zur Verfügung. Infolgedessen wird die Selbstwahrnehmung aus einer ganz entscheidenden Perspektive nicht realisiert. Es kommt zu einer fatalen Vertauschung von Innen und Außen, die *Psyche* wird in der Welt und die *Welt* wird im Inneren der eigenen Psyche lokalisiert. Darauf wird das eigene Innere in der Welt da draußen gesucht aber nicht gefunden. — Tatsächlich erscheint dann alles wie verhext. In der Tat könnte der Eindruck entstehen, man sei das Opfer einer ganz ausgekochten globalen Verschwörung.

Diese seltsame Rochade, daß die Außenwelt ins Innere und die eigenen Seelenzustände wiederum ins Äußere projiziert werden, hat ganz fatale Folgen. Die Orientierungslosigkeit ist ungeheuerlich, weil generell falsche Maßstäbe angelegt werden, was aber nicht bewußt werden kann, weil da keine Außenperspektive wahrgenommen wird, die den Irrtum bemerkbar machen könnte. — Dabei sind dann nicht mehr nur wie bei der *Neurose*, zentrale Ideale korrupt, sondern die ganze Auffassung von Welt und das ganze Selbstbild ist nicht so gegründet, daß sich darauf aufbauen ließe. Die Verwerfungen bei solchen Konstellationen sind verheerend, denn so kann es nicht zu den alles entscheidenden Korrespondenzen zwischen der Welt und der Psyche kommen, weil das eigene Innere fälscherli-

cherweise als Welt und weil die tatsächliche Welt da draußen, irrtümlicherweise als Psyche erscheint.

Mensch sein bedeutet, Unausgewogenheiten nicht als Ausnahme, sondern als Regel betrachten zu müssen, denn Ungleichgewichte sind konstitutiv für den Menschen. Wenn wir uns aber nicht über die Quelle von Irritationen die nötige Klarheit verschaffen können und etwas, das aus der eigenen Psyche kommt, glauben der Welt da draußen zuschreiben zu müssen, dann kann vieles einfach nicht aufgehen. — Es scheint, als wäre im Prozeß der *Psychogenese* individuell zu einem Atavismus gekommen. Wenn die eigene Psyche in der Außenwelt gesucht wird, und die Welt im eigenen Inneren, dann müssen die Bezüge äußerst verwirrend sein, dann kann eigentlich kaum etwas aufgehen. Und so kommt es dann zu Wahnvorstellung, sie stehen fast schon hilfreich zu Gebote, sollen den richtigen ›Sinn‹ projizieren, der vergeblich im Falschen gesucht worden ist. Aber alles bleibt falsch und kann gar nicht ›richtig‹ werden, weil die entscheidende Metaperspektive, die in der Lage sein würde, die Psyche dem eigenen Inneren und die Welt dem Äußeren zuzuschreiben, gar nicht eröffnet worden ist.

Es ist in der Tat der reine Wahnsinn, wollte man die eigenen *Emotionen* noch in der Außenwelt verorten. Genau das aber vollzieht sich hier, genau das war es seinerzeit auch, was Götter mit Menschen anstellten, etwa wenn sie Menschen von einem Moment zum anderen in andere Zustände versetzten, als sie noch in der Außenwelt lokalisiert wurden. Vermutlich verstanden sich die Menschen anderer Epochen weit mehr als *Medium* für Geister und Götter und weit weniger als individuelle Akteure des eigenen Selbst, so wie wir uns nach unserem Verständnis seit wenigen Jahrzehnten verstehen.

Die Fähigkeit, maßgeblich unterscheiden zu können, zwischen Außen und Innen, zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Welt und Psyche, ist ebenso anspruchsvoll wie grundlegend für menschliches *Glück*, für seelische und körperliche *Gesundheit*. Wo es anderen Zeiten ganz eindeutig schien, daß Geister, Götter oder Dämonen *in* der Welt sind, um rein äußerlich von Menschen Besitz zu ergreifen, dort schreiben wir im Stil der Zeit alles uns selbst und unserem eigenen Innenleben zu.

Während in archaischen Zeiten eigentlich nichts Individuelles und insofern auch kaum etwas Persönliches relevant zu sein schien, betrachten wir alles und jedes individuell und nehmen es auch persönlich. Es scheint, als wäre das Pendel mal



wieder zu weit ausgeschlagen: Während vormalige Zeiten die Ursachen stets im Äußeren suchten, schreiben wir uns höchst persönlich inzwischen eigentlich alles selbst zu. Das scheint aber auch nicht angebracht zu sein, denn es ist durchaus die Frage, wie es sich mit den *Emotionen* tatsächlich verhält. — Wir nehmen wie selbstverständlich an, daß es doch *unsere* Gefühle sind, aber es ist die Frage, ob wir sie oder ob sie nicht mitunter eher uns ›haben‹. Vermutlich gibt es nicht einmal die klare Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, sehr viel angemessener wäre daher ein differenzierender Blick, der zu unterscheiden versteht, zwischen dem mehr oder minder Eigenen und dem mehr oder minder Fremden.

Menschen sind Wesen einer Zwischenwelt. Wir sind metaphysisch ausgesprochen zwielichtige Gestalten. Mit uns stimmt einiges nicht. Als Tier vor Urzeiten nun einmal aus der Rolle gefallen, sind wir weder Tier noch Gott. Zu viel *Bewußtsein* und somit nicht mehr in der Lage, mit der eigenen Physis dauerhaft eins sein zu können aber zu wenig *Geist* und körperliche Unabhängigkeit, wirklich ein Gott sein zu können. Was bleibt, ist einzig, den Weg weiterzugehen, weil eine einfache Rückkehr ins Paradies vormaliger Kreatürlichkeit ausgeschlossen ist. Die Menschheitsgeschichte wird also einen unendlichen Umweg nehmen müssen, wie ihn HEGEL bereits vorgezeichnet hat, Bewußtsein, zunehmendes Reflexionsvermögen, nicht zuletzt die Medien und schlußendlich eine immer weiter ausdifferenzierte Sprache werden dabei weiter helfen, bis schlußendlich vielleicht jener *geheime Plan* in Erfüllung gehen könnte, der sich KANT zufolge als regulative Idee hinter allem vermuten läßt, obwohl auch das selbstverständlich wieder nur eine Projektion ist.

## Empathie und Theorie

DAS PARADIES: KEIN ORT FÜR FREIE MENSCHEN — KULTUR ALS BIOTOP — MENSCHEN UND GÖTTER IM GLÜCK — PHILOSOPHIE UND PORNOGRAPHIE DÜRFEN NICHT INS PARADIES — HAPPY PILLS — MENSCHEN SIND GARTENFLÜCHTLINGE — SELBSTBEHERRSCHUNG AUF DER EROTIK-INSEL DER KIRKE — FREMDGESTEUERTE MENSCHEN KÖNNEN SICH NICHT BEHERRSCHEN — ODYSSEUS ALS NEUER MENSCH — ZWEI WEISEN DER SELBSTVERGESSENHEIT — DIE KÖNIGSDISZIPLIN: SELBST-MODERATION — ›BIPOLAR‹ IST ALLES, WAS ZU BEWUSSTSEIN KOMMT — WENN VERHALTENSTHERAPEUTEN AUF EMOTIONEN SETZEN — WIR TRAGEN NICHT NUR DIE GÖTTER, SONDERN AUCH DIE HÖLLE IN UNS — MARIA MONTESSORI BEOBACHTET KINDER BEI DER ARBEIT (SIC!) — SELBSTERFAHRUNG UND SELBSTMODERATION — BILDUNG STATT AUSBILDUNG — HUMANISTISCHE BILDUNG: SICH SELBST ALS FREMDER BETRACHTEN DER MENSCH LEBT NICHT VOM BROT ALLEIN — SELBSTERFAHRUNG DURCH SELBSTVERGESSEN — KOLONIALISIERUNG DER KINDHEIT — BEWUSSTSEIN IST IMMER BEWUSSTSEIN VON ETWAS — DER HYPE UM DIE SPIEGELNEURONEN — DIE METAPHORIK VOM SPIEGELN — VOM WETTLAUF ZWISCHEN HASE UND IGEL — SELBSTKONSTITUTION VOR DEM SPIEGEL

---

<b>Fremdbestimmung und Selbsterfahrung</b> . . . . .	<b>114</b>
Melancholieverbot im Paradies . . . . .	114
Selbstvergessenheit und Selbsterfahrung . . . . .	118
Bildung, nicht Ausbildung . . . . .	123
<b>Selbstvergessenheit und Selbst-Moderation</b> . . . . .	<b>132</b>
Verlust der Kindheit . . . . .	132
Die Spiegel-Metapher als Bewußtseinsmodell . . . . .	139
Götter und Metaphern als Projektionen . . . . .	142

---

## Fremdbestimmung und Selbsterfahrung

### Melancholieverbot im Paradies

Wo auch immer die viel berufene *Natur des Menschen* beschworen wird, sollte postwendend entgegnet werden, daß wir diese doch schon vor langer Zeit eingetauscht haben gegen Kultur, seit der Affe zum Menschen, das Kind zum Jugendlichen, der Wildbeuter zum Bauern, seit Mann und Frau *zivilisiert* worden sind. — Es wäre interessant, den Begriff der *Entfremdung* in diesem Zusammenhang neu zu verwenden, denn wir sind seither unserer vormals tierischen Natur entfremdet worden, die Natur des Menschen beruht stattdessen auf Kultur. Als Tier vor Urzeiten aus der Rolle gefallen, sind Menschen seit Anbeginn der *Anthropogenese* durch und durch künstliche Wesen. Wir sind selbst Artefakte und keine Naturtatsachen, daher ist jede Berufung auf Natur oder Natürlichkeit obsolet.

Manche esoterisch motivierte Rhetorik glaubt dagegen, in unerschütterlichem Glauben verkünden zu dürfen, daß es das gäbe, ganz tief in uns: Die wirklich wahre, ganz individuelle *Natur* eines jeden Einzelnen von uns, eben das wahre *Selbst*. Man müsse sich nur auf den Weg machen zurück zum seelischen Urzustand, von dem unterstellt wird, daß sich dort diese ewige Wahrheit finden und wieder herstellen ließe. — Aber so einfach geht das nicht, der Weg ins Paradies führt nämlich nur auf einem Umweg wieder zurück, auf einem Umweg durch die ganze Welt, was eben bedeutet, daß die *Psychogenese* noch lange nicht ans Ziel gelangt ist. Der verlorene Zustand paradiesischer Unschuld wird sich, wenn überhaupt, erst am Ende der Geschichte wieder einstellen und damit auch das, was wir als vormalige Baumbewohner haben hinter uns lassen müssen.

Es kann nicht gelingen, einfach so wieder ins *Paradies* zurückkehren zu wollen, und erhobenen Hauptes geradewegs durch den Haupteingang wieder hereinzuspazieren, denn wir selbst haben uns verändert. Das Paradies mit seiner entmündigenden Fürsorglichkeit ist kein Ort für freie Menschen, die sich selbst finden, erproben und vielleicht auch beweisen möchten. Selbst wenn uns ein Gott, der vielleicht eine Freude an einem solchen Menschenversuch hätte, den Zugang zum Paradies wieder verschaffen würde, die Konsequenzen wären höchst bemerkenswert, denn wir würden uns alsbald zu Tode langweilen.

Gerade die *Erfüllung* stellt Menschen vor größte Probleme, denn mit wirklich großem *Glück* können die wenigsten wirklich umgehen. Wir setzen uns alle erforderlichen Grenzen eben normalerweise nicht selbst, vielmehr verlassen wir uns darauf, daß uns Grenzen gesetzt sind. Vieles, vor allem das, worauf es ei-

gentlich ankommt, Selbstvertrauen, Anerkennung, Liebe und eben Glück, kann gar nicht geschenkt und schon gar nicht gekauft werden, wenn es ›echt‹ sein soll. — Wir sind es gewohnt uns innerhalb gewisser Grenzen zu bewegen, wie sie durch die Lebensumstände, durch die Beschränktheit der Mittel und der eigenen Fähigkeiten und nicht zuletzt durch den begrenzten Mut, wirklich aus der Reihe zu tanzen, vorgegeben sind.

Die Insassen im Paradies sind nicht autonom, denn dort werden Menschen wie Tiere gehalten. Dementsprechend sind sehr enge Grenzen gesetzt, die sich eigentlich nur durch Übertretung bewältigen lassen. Das Glück und die Seligkeit paradiesischer Verhältnisse, ist insofern seltsam getrübt, weil die Autonomie ganz offenbar nicht mit dazugehört. In der realen Welt ist es dagegen eher möglich, über sich selbst zu verfügen, sich vielleicht sogar immer mehr selbst zu bestimmen. — So nimmt die Autonome der Gattung aber auch die des Einzelnen ständig zu, sowohl in der Orientierung als eben auch in der Selbstbestimmung. Dazu ist es aber erforderlich, manche dieser Grenzen sich nicht mehr einfach nur vorgeben zu lassen, sondern sich selbst zu setzen, um die eine oder andere davon vielleicht auch ganz bewußt zu überwinden.

Die Naturgeschichte des Menschen ist sehr früh bereits als Kulturgeschichte weiter fortgesetzt worden, im Zentrum steht dabei die Sprache als Universalmedium der Verständigung. Das zieht im Verlaufe der Zeiten allmählich eine Herausbildung von Innenwelten nach sich, denn erst diese machen es möglich, sich nicht mehr nach Art der Tiere an ein bestimmtes Biotop gebunden zu sein. Von Anfang an geht es also um eine Zunahme der Autonomie und genau steht immer wieder auf der Agenda der *Psychogenese*. — Inzwischen lautet die Frage: Wie ist es möglich, sich selbst zu moderieren, sich selbst Grenzen zu setzen oder gesetzte Grenzen bewußt zu überwinden, aber auch, mit Stimmungsschwankungen umgehen zu können. Zu alledem ist noch sehr viel mehr Souveränität erforderlich. Vor allem ist eine eigene Lebensphilosophie unerlässlich, denn alle Maximen müssen nicht mehr nur verallgemeinerbar sondern eben auch individuell angemessen sein. Das Biotop des Menschen ist ein Soziotop, von Anfang an, das Biotop des Menschen ist die Kultur.

Die Inseln der Seligen, das Paradies oder gar der Olymp sind Jenseits-Vorstellungen, die erst im Zuge der Schriftreligionen aufkamen. Zuvor waren die Vorstellungen vom Leben nach dem Tod denkbar unspektakulär, alles ging im Prinzip einfach nur weiter, ein wenig leichter, etwas idealer und vor allem sehr viel glücklicher vonstatten. Allmählich werden aber die Ansprüche ans Leben danach immer spektakulärer und zugleich unvorstellbarer, denn Glück, Freiheit, Liebe und Autonomie stehen ganz offenbar in Widerspruch zueinander,

sie können nicht geschenkt, wie müssen auch errungen werden. Und außerdem, wenn sich das alles nicht immer wieder erneuert, wird auch das größte Glück alsbald sehr schal. — In solchen Fällen ist es oft hilfreich, mit demselben Problem die Götter zu konfrontieren, um in Erfahrung zu bringen, wie diese denn mit der Langeweile umgehen.

Götter verstehen sich nun einmal darauf, mit Fülle und Perfektion, ja sogar mit dem Absoluten umzugehen, denn sie sind schließlich auf eine kleine Ewigkeiten hin angelegt. — Wir müßten also, um dem erfüllten Augenblick wirklich nicht einfach nur zu erliegen, entweder so bewußtlos sein wie die Tiere oder aber so stark wie die Götter. Das ist dann auch einer der besten Gründe, sich in vielem an ihnen ein Beispiel zu nehmen. Gerade in *Paradiesen* herrscht nämlich das Diktat radikaler Perfektion. Es wäre ein ausgewogener Endzustand außerhalb jeder Bewegung, wie er gerade nicht für Zivilisationen typisch ist, sondern eher für deren Vorläufer, für schriftlose Kulturen, die sich noch außerhalb der Einzugsgebiete von Zivilisationen befinden.

Alles, was Historizität auslösen würde, wird daher in solchen Gesellschaften ganz bewußt vermieden. Es wäre ein Sakrileg, etwas zu tun, womit die Ordnung in Bewegung gerät. So hätte auch die Freiheit der Gedanken ganz gewiß im Paradies nichts zu suchen, ebenso wenig wie Philosophie und Pornographie. Die *Philosophie* ist nämlich dem Prinzip nach ketzerisch, sie entsteht, NIETZSCHE zufolge, wenn die Götter schlecht gedacht werden. Und die *Pornographie* nimmt der bukolischen Idylle ihre kitschige, vorpubertäre Einfältigkeit. Zwar sind alle nackt, es ist aber ganz entscheidend, daß sie nichts davon wissen und auch nichts damit anzufangen verstehen ...

Jede *Utopie* in Vollendung ist nolens volens so etwas wie ein Endzustand, im Guten wie im Schlechten, also wird man an nichts mehr rühren dürfen. Niemand wird sich noch an irgendetwas stoßen können, also muß alles gut sein. Alles was die Idylle stört, wird einfach weggedacht, wird durch Konstruktion überwunden, so gehört der lüsterne Blick auf nackte Leiber ebenso wenig ins Paradies wie das Begehren, die Erotik oder gar die Lust auf puren Sex. Das alles wird herausdefiniert, so daß die Verhältnisse nichts anderes mehr sind, als eine fürsorgliche Bevormundung, die mit Mündigkeit, Selbstbestimmung, Lustgefühlen oder auch mit Autonomiestreben nicht zu vereinbaren ist. — Es scheint, als wären die meisten Paradiese nicht nur unreal, sondern künstlich. Solches Glück kann gar nicht authentisch sein.

Im Endzustand sind Utopien in der Regel streng totalitär. Alle, die dann noch irgendetwas auszusetzen haben, werden einfach entmündigt. Im Paradies herrscht ein radikales *Melancholieverbot*, wie es ALDOUS HUXLEY mit seinem

Roman *Schöne neue Welt* vor Augen geführt hat.<sup>1</sup> — Es ist allerdings zweifelhaft, was das selig machende denn sein soll, wenn Freiheit und Autonomie, wenn Lust und Liebe nicht mehr individuell zugestanden werden. Das einzige, was dann noch bleibt, wäre die Medikalisierung der ganzen Gesellschaft. Wenn es nicht darauf ankommt, daß sie echt ist, sondern nur, daß sie sich echt anfühlt, dann läßt sich diese intellektuell höchst bedrückende Form der Glückseligkeit auch künstlich herstellen, durch Drogen nach Art der *Happy Pills*.

Da uns mit den Göttern der Antike äußerst interessante Kontrastfiguren von ganz bedeutender Idealität zur Verfügung stehen, können wir die Frage stellen, wie es dagegen eigentlich im *Olymp* zugeht. Von Göttern muß schließlich erwartet werden, daß sie so viel Glück umgehen können, daß sie vor allem ihre Freiheit und Autonomie dabei nicht verlieren. — Götter müssen eigentlich immun sein gegen die Melancholie, gegen die Langeweile im Paradies. Gerade sie wissen sich zu betätigen, indem sie sich über mögliche Welten unterhalten oder aber, wie weiland die Ahnen, immer wieder dieselben uralten Kämpfe untereinander ausfechten.

Es wäre die Frage, wie sich die antiken Götter heute verhalten würden, wenn wir sie als Idealfiguren mit den Wünschen und Sehnsüchten moderner Menschen konfrontieren würden. Es ist überhaupt die Frage, ob wir uns die antiken Götter nicht inzwischen verändert vorstellen müssen, so daß sie noch immer, aber eben auch immer wieder neu, dafür einstehen, uns Ideale zu repräsentieren, die für uns selbst einfach zu ideal und daher nicht menschlich sind. Götter stehen insofern für etwas ganz Entscheidendes ein, als Mahnung, daß *sie* die Götter und *wir* selbst eben Menschen sind.

Menschen sind Gartenflüchtlinge, sie geben vor, das Perfekte zu suchen, schätzen aber das Imperfekte, weil sie gern Hand anlegen, denn nur dadurch erfahren sie sich selbst als schöpferisch. — Mag das Paradies noch so perfekt eingerichtet sein, das Leben darin dürfte dem unruhigen Geist mancher Menschen alsbald eintönig werden. Dagegen gibt es allerdings auch Strategien der Selbstbetäubung. Es scheint, als wäre das auch eine mögliche Antwort, mit inneren Widersprüchen umzugehen: Man überspielt, unterminiert und desavouiert einfach das Ganze. Sämtliche Bedenken werden ignoriert, alle Zweifel, überhaupt alles, was irritiert, und dann stürzt man sich kopfüber ins Getriebe ohne Sinn

---

<sup>1</sup>Aldous Huxley: *Schöne neue Welt*. Darmstadt 1981. — In dieser Vision einer konsequent verwirklichten Wohlstandsgesellschaft des 26. Jahrhunderts, sind alle Krisen, Krankheiten und persönliche Sorgen endgültig überwunden. Nur die Art, wie das vonstatten geht, ist alles andere als beruhigend. Die Originalausgabe erschien 1932 unter dem Titel *Brave new World*.

und Verstand. Aber so entkommt niemand wirklich dem unruhigen menschlichen Geist, indem man den Körper betäubt oder sich selbst systematisch in Rauschzustände versetzt mit dem Ziel, möglichst gar nichts mehr zu spüren von allen inneren Widersprüchen und von alledem, was in der Gesellschaft und der Welt im Argen liegt.

### Selbstvergessenheit und Selbsterfahrung

Die Lösung innerer und äußerer Konflikte darf nicht darin bestehen, einfach nur das Gespür dafür zu betäuben. Ebenso problematisch ist es, alle Hemmungen fallen zu lassen, nur weil sich eine Gelegenheit bietet. Wir beobachten und selbst und das ist konstitutiv für unser Menschsein, wer sich betäubt oder selbst vergißt, gibt den Teil ab, der die eigene Würde, die Individualität und das Besondere am Menschen ausmacht. — Aber viele dieser Hemmungen sind eben noch längst nicht internalisiert, sondern fremdbestimmt. Sie kommen von außen und nicht als intrinsische Motivation, daher wird die Selbstbeherrschung oft gerade dann aufgegeben, wenn es eigentlich darauf ankäme.

Solche Abstinenz vom Geist hat allerdings eine klassische Referenzstelle, es ist eine Episode aus der *Odyssee*: Der Besuch des ODYSSEUS bei einer Zauberin auf einer Zauberinsel, die durchaus aktuelle Anklänge an die All-Inclusive–Urlaubsdomizile unserer Tage vorzuweisen hat. — Es hat etwas von einem erotischen Utopia, was den Gefährten des ODYSSEUS auf dieser Insel so verlockend dargeboten wird. Tatsächlich handelt es sich aber um eine Probe der Selbstbeherrschung, die es zu bestehen gilt. Wie bei den *Ägyptischen Totenbüchern* gilt es auch hier, sich ggf. beherrschen zu können, dabei ist die Fallhöhe des Geistes alles entscheidend. Es kommt darauf an, im Moment höchster Verlockung bei der Aussicht auf größtes Glück noch innehalten zu können und sich eben nicht ›gehen‹ zu lassen, sondern die eigene Integrität zu wahren.

Stattdessen zeigen sich die Früchte repressiver Erziehung genau in solchen Momenten: Sobald die Katze aus dem Haus ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch herum. Es zeigt sich vor allem, was Außensteuerung nicht leistet, sie versagt immer dann, wenn es wirklich darauf ankommt. Sobald sich nur die geringste Gelegenheit bietet, brechen die zuvor fremdgesteuerten und nicht selten bewußt gedemütigten Menschen aus und tun anderen an, was ihnen angetan wurde oder tun anderen auch einfach nur an, was sie schon immer mal anderen hatten antun wollen, weil sie es doch jetzt können ...

Und so kommt es, wie es kommen muß: Die Gefährten können den dargebotenen Lustbarkeiten partout nicht widerstehen, verlieren augenblicklich den Kopf

und stürzen sich hastig ins erotische Getümmel. Das ganze Arrangement ist aber eine raffinierte psychologisch motivierte Falle, die genau darauf ausgelegt ist, jene zu identifizieren, die sich nicht zusammeneinander nehmen, die sich nicht beherrschen, die sich nicht selbst reflektieren können, vor allem dann nicht, wenn es wirklich darauf ankäme, sich selbst von außen zu betrachten. — Die tatsächliche Größe eines Menschen zeigt sich in solchen Ausnahmesituationen. Gerade dann, wenn es gilt, dem Rausch zu frönen, gerade dann braucht es einen Kopf, der dabei eben nicht ausgeschaltet, betäubt oder gar verhöhnt wird. Ansonsten greift gräßliche Primitivität um sich, die einen Menschen der Anmutung nach bis weit unter die Tiere fallen läßt, und genau das geschieht auf dieser Zaubersinsel: Die Gefährten werden versetzt in den Zustand, dem sie sich allegorisch längst anverwandelt haben, sie werden in Schweine verwandelt.

Diese Weise der *Selbstvergessenheit* ist eben ganz und gar nicht unschuldig. Die Zaubersinsel, dem Prinzip nach eine frühe, mythisch motivierte Utopie der Erotik und der Verführungskunst, dient keinem anderen Zweck als der Prüfung auf Selbstbeherrschung und Reflexionsvermögen angesichts der allergrößten Verlockungen. Und die Gefährten verfallen in einem einzigen Augenblick allesamt den exquisiten Versuchungen, den erlesensten Verlockungen auf der Insel der KIRKE, bis auf den EURYLOCHOS, der die Gefahr ahnt. — Er war *Steuermann* des Schiffes, auf dem ODYSSEUS reiste, also eine sehr bedeutende Funktion, bei der es interessant scheint, sich vor Augen zu führen, was das wohl für eine Instanz sein würde, die diese Aufgabe in unserer Psyche auf dieselbe Weise wahrzunehmen in der Lage sein würde.

EURYLOCHOS hatte bereits manche Erfahrung auf anderen Fahrten gemacht und vorsichtig geworden. Er hielt sich zurück, also er mit dem Spähtrupp auf der Insel *Aiaia* auf den Palast der KIRKE stieß und beobachtete von draußen, was sich drinnen abspielte, so daß er dem ODYSSEUS davon berichten konnte. — Bezeichnenderweise ist EURYLOCHOS auch mit von der Partie, wenn ODYSSEUS in den Hades geht, um dort mit dem THERESIAS zu sprechen.

Gleichwohl wird EURYLOCHOS eine Freveltat initiieren, die allen Gefährten mit Ausnahme des ODYSSEUS das Leben kosten wird: Als sie nämlich auf der Insel *Thrinakia* wegen ungünstiger Winde einen Monat lang festsaßen und die Nahrungsvorräte verbraucht waren, da

*überredete EURYLOCHOS seine Gefährten, entgegen ODYSSEUS ausdrücklicher Anweisung, die auf der Insel weidenden Rinder des HELIOS zu schlachten. ODYSSEUS hatte sich zum Beten zurückgezogen und war eingeschlafen, so daß er nicht einschreiten konnte. Als HE-*



LIOS die Tat von ODYSSEUS Gefährten bemerkte, wandte er sich an ZEUS, der das Schiff auf hoher See in ein Sturm geraten ließ und mit einem Blitz zerschmetterte. EURYLOCHOS und alle Gefährten kamen dabei ums Leben. Lediglich ODYSSEUS konnte sich als einziger retten.<sup>1</sup>

Auch ODYSSEUS wird auf der Zauber-Insel der schönen Halbgöttin gefangen, jedoch eher weil die KIRKE nicht nur eine große Zauberin, sondern eine bezaubernde Liebhaberin ist. Aber der Listenreiche sieht sich vor: Zum Schutz gegen ihre Zauberkünste hat er von HERMES eigens das legendäre Zauberkraut MOLY erhalten, nebst näherer Anweisungen zum Umgang mit der ebenso bezaubernden, wie gleichwohl aber auch einsamen Herrscherin über eine Insel, auf der alle erdenklichen, zuvor bereits in Tiere verwandelten potentiellen aber doch eben abgelehnten Liebhaber ihr erbärmliches Dasein fristen.

ODYSSEUS bleibt, weniger gezwungen als vielmehr auch gewollt ein ganzes Jahr, wobei sich dieser Aufenthalt im Paradies der ebenso heftig liebenden, wie auch vereinnahmenden Zauberin später als ausgesprochen hilfreich erweisen wird. Erst KIRKE verrät ihm den Weg ins Reich des HADES, den er noch vor sich hat. Er wird dort die Toten befragen und manchen seiner toten Kriegsvasallen von Troja wieder begegnen. Er will vor allem den blinden Seher THERESIAS sprechen, um ihn zu fragen, wie er nach Hause, nach *Ithaka* gelangen und endlich sesshaft werden könne.

Die verführerische und hoffnungslos verliebte Zauberin verspricht ihm ewiges Leben und Glück, wenn er nur bei ihr bliebe, ODYSSEUS aber muß gehen, weil er diesen inneren Drang verspürt, dorthin gelangen zu müssen, wohin es ihn zieht. Und so verrät ihm die KIRKE auch noch, welche Vorkehrung zu treffen sind, um sich ohne schlimme Folgen am Gesang der *Sirenen* zu erfreuen. — Er läßt sich an den Schiffsmasten binden und den Vasallen auf dem Boot die Ohren verstopfen, so daß diese seine Wahnsinnsbefehle, die zum Untergang des Schiffs führen würden, nicht vernehmen und auch ausführen können.

So zeigt sich, was gerade ODYSSEUS beherrscht, er weiß um seine Schwächen aber auch um die der anderen. Er weiß sich zu arrangieren und setzt Techniken ein, wenn es gilt, sich etwas zuzumuten, das eigentlich zu mächtig ist, als daß es von Menschen ertragen werden könnte. *Odysseus* ist nicht mehr einer aus

---

<sup>1</sup>Eurylochos (Gefährte des Odysseus). In: [Wikipedia](#).

der Riege der alten Helden, die noch ganz außengeleitet waren, um sich dann in Todesverachtung, einzig aus der Sucht um Anerkennung, Ruhm und Ehre für alles Erdenkliche zu verkämpfen. Der Listenreiche verfolgt eigene Interessen und arrangiert sich im Kräftefeld der Götter. Er ist keineswegs beratungsresistent und schreckt auch vor Finten, Tricks und Betrügereien nicht zurück.

Gerade aber die *Odyssee* zeigt wieder und wieder, daß sich der Rückweg nur durch eine Fahrt nach vorwärts bewältigen läßt. Wir sind weder Wesen reiner *Physis* noch sind wir Wesen reiner *Psyche*, vielmehr sind wir Mischwesen, metaphysische Wechselbälger. Wir können nur vorübergehend aber nicht dauerhaft mit unserer *Physis* eins sein, ebenso wenig sind wir in der Lage, uns dauerhaft auf der Ebene der *Psyche* zu halten. Wir sind eben keine Götter, die eins sein dürften mit ihrer *Psyche*, die sich dann jedweder Körperlichkeit bedienen können, frei nach Belieben. — Eine Heilung dieser metaphysischen Gespaltenheit läßt sich weder durch rein physische noch durch rein psychische Anstrengungen erreichen. Jeder Versuch einer Heilung im Metaphysischen einzig durch den Geist und auf Kosten des Körpers dürfte ebenso aussichtslos sein, wie der Weg über geistloses körperliches Training.

Was bleibt ist der Versuch, auf einem langen Umweg durch die Welt und nicht zuletzt auf dem Weg durch eine weitere Entwicklung, die uns und den nachfolgenden Generationen noch bevorsteht, irgendwann einmal vielleicht durch einen Hintereingang sich das verlorene Paradies wieder neu zu erschließen, was aber nur bei vollem Bewußtsein vonstatten gehen kann. Dabei ließ ich spekulieren, ob dieser vermeintliche Hintereingang als Umweg über die ganze Welt nicht eher das Hauptportal eines wahren Utopia darstellen müßte. — Die Lösung dieses Daseinsrätsels wird im *Essay über das Marionettentheater* bei KLEIST bereits vorweggenommen, wir müßten dann schon werden wie Gott. Erst damit wäre dann die Paradiesgeschichte allerdings aufgegangen, wenn wir es dann wirklich auch wären, wenn wir nicht immer nur so tun würden, als ob.

Zu unterscheiden sind zwei Weisen der *Selbstvergessenheit*, eine, die empfehlenswert ist und eine, von der dringend abgeraten werden muß, weil sie nur der Ausdruck von Haltlosigkeit ist, sofort außer Kontrolle zu geraten, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bietet. — Da nun aber *Zivilisation* wesentlich mit *Domestikation*, also mit Ordnung und Fremdbestimmung einher geht, ist

es kaum verwunderlich, daß die Zurückhaltung in der Regel gerade nicht selbst motiviert ist, ebenso wenig wie die Ausgelassenheit. Wenn aber weder Pflichtgefühl noch Ausgelassenheit selbstbestimmt, sondern eben fremdbestimmt sind, dann kann eine solche Person gar nicht integer sein, wenn Integrität bedeutet, im Sinne aller eigenen inneren Widersprüche zu agieren.

Wenn wir die gesamte Menschheitsgeschichte mit einem Blick überschauen, von der Menschwerdung des Affen über Aufrichtung, Einsatz von Feuer und Werkzeug, schließlich bis zu Zivilisation und zur Moderne, dann scheint eines von Bedeutung zu sein, das sich immer mehr entwickelt, es ist die Selbstorientierungsfähigkeit des Individuums. Insofern ist es keine große Kunst, darüber zu spekulieren, wohin die Reise geht, was da an Entwicklung auf der Agenda steht, es ist die weitergehende Bewußtwerdung, eine noch umfassendere Reflexion, die noch besser ausgefeilte Fähigkeit, sich mit sich selbst ins Verhältnis zu setzen. Das ist dann auch die Königsdisziplin, sich selbst zu moderieren, in allen Ups and Downs, mitten durch die Verzweiflung oder auch mitten durchs lustvollste Tun und Treiben. Wer sich nicht selbst gefunden hat, wird sich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit ganz gewiß einfach nur verlieren. Wer sich von außen leiten läßt, wird sich von innen selbst gar nicht einschätzen und schon gar nicht selbst orientieren können. Wer die persönlichkeitsbildende Form der Selbstvergessenheit nicht kennen gelernt hat, wird glauben, es käme wirklich darauf an, sich einfach nur zu betäuben, um nichts mehr spüren zu müssen. Nichts ist verheerender als diese Form der Selbstverachtung, so daß es kaum verwunderlich ist, woher der Haß auf andere, vor allem auf Fremde dann wirklich kommt.

Wir sind, um es mit einem dieser seltsam grassierenden Psycho-Phrasen unserer Tage zu belegen, wir sind in allem was wir tun und empfinden ›*bipolar*‹. Das ist keine Diagnose, das ist ein Prinzip, denn alle Bewußtseinsakte, insbesondere Selbstbeobachtung, Selbstbewußtsein und schlußendlich auch die Selbstmoderation fußen darauf, daß wir einerseits erleben und andererseits über das eigene Erleben nochmals handeln oder auch verhandeln können, wenn und sobald etwas reflektiert vonstattengehen soll.

Dabei sind stets zwei einander entgegengesetzte Perspektiven im Spiel, eine im Inneren und eine im Äußeren; eine, die agiert und eine die beobachtet. Demnach ist auch das sogenannte Manisch-Depressive, dieses Auf und Ab zwischen

Hochstimmung und Niedergeschlagenheit, zunächst einmal konstitutiv für den Menschen. — Die Höhen und Tiefen können allerdings sehr extrem ausfallen, aber solange dabei nicht ganze Sektoren ausgeblendet werden, das Körperliche oder aber das Geistige, solange dürfte es sich eigentlich *moderieren* lassen, was da an Stimmungsschwankungen natürlicher ist, als der Psycho-Sprech dieser Tage uns glaubt einreden zu müssen.

### **Bildung, nicht Ausbildung**

Im Namen der *humanistischen Psychologie* werden dieser Tage Ansätze vertreten, die alles andere sind als das, was mit dieser Etikettierung in Aussicht gestellt wird. Wenn die *Verhaltenstherapie* endlich die *Emotionen* für sich entdeckt, so ist das kein Anlaß zur Hoffnung, sondern eher ein Grund zur Besorgnis. Man wird nämlich keine *Selbstmoderation* im Auge haben, sondern physisch-technische Manipulation. So wird fortgesetzt, worauf der *Prozeß der Zivilisation* von Anfang an setzt, Repression, Gewalt und Unterdrückung. — Forschungen dieser Richtung führen fort, was MICHEL FOUCAULT so eindringlich beschrieben hat, die Disziplinierung der Delinquenten, an denen im Sinne der Gesellschaft ein Exempel statuiert werden muß.

Als im Katholizismus endlich die *Hölle* wieder abgeschafft wurde, hat sich hinterrücks ereignet, was erst durch eine *Theorie der Psychogenese* in den Blick kommen kann, daß wir sie inzwischen längst uns selbst bereiten, die Hölle. Auf dem Weg zu ihrer Internalisierung, wurde sie zuvor noch öffentlich zelebriert, die vermeintliche Läuterung der Delinquenten. Dabei verstanden sich die Hauptdarsteller bei den öffentlichen Folterzeremonien im Mittelalter tatsächlich im Sinne ihrer Funktion, als Sündenbock dem Heil des Ganzen zu dienen, wenn sie sich zu Beginn der Darbietungen vor dem Publikum zu verneigen pflegten. — Krank im Sinne der Anklage ist jede Gesellschaft, die solche Schauspiele und Ähnliches betreibt, weil sie dann allen Ernstes glaubt, nicht selbst gesunden zu müssen, solange andere für krank erklärt werden können, die einfach nur Symptomträger sind für die Bigotterie des Ganzen.

Wie die Priester vormaliger Epochen, genauso machen sich inzwischen ganze Wissenschaftsdisziplinen dienstbar. Man gibt sich kaum mehr Mühe, noch zu verdecken, daß es rein wirtschaftliche Interessen sind, die den Ton und auch das Geld vorgeben.

Mediziner standen schon immer im Dienst der herrschenden Regimes, nicht anders als die Priester und Schriftgelehrten vormaliger Zeiten. Sie treten mit militärischem Schneid über ganze Epochen hinweg im Zuge des Militarismus als Medizinalräte auf, um genau auf dieselbe Art wie zuvor noch die Priester vor den Gesundheitsgefahren durch Sex zu warnen. Die Macht ist immens: Sie schreiben die Geburts- und Totenscheine, krank oder wehrtüchtig, sie gutachten über Zurechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit, attestieren Flugfähigkeit und Fahrtüchtigkeit, Krankheiten, Invalidität, Arbeitsfähigkeit, Todesursachen oder auch Behinderungen. Sie befinden darüber, welche Therapie wirkungsvoll, sinnvoll und finanzierbar ist und welche nicht. Es sind in der Tat Halbgötter, weil sie Buch führen über die Schicksalsschläge des Lebens.

Das Feld aller Disziplinen im Gesundheits-, Erziehungs- und Bildungssektor ist vielfältig. Gleichwohl geben Medizin, Pharmazie und Krankenkassen den herrschenden Ton an und entscheiden, was krank oder gesund ist und wie damit umgegangen wird. Und auch *Pädagogik* und *Psychologie* machen sich dienstbar; ganz besonders kritikwürdig war und ist aber die Rolle der *Psychiatrie*. — Viele solcher Disziplinen segeln unter falscher Flagge, es ist längst nicht mehr der Anspruch auf *Wissenschaft und Forschung*, die da am Werke ist, es ist nur noch Auftragsforschung, die ganz marginalen Interessen dient.

Überall wird Konzentration, Aufopferung, ja sogar Hingabe erwartet, tatsächlich wird sie aber systematisch gestört. Das Regime der Aufmerksamkeit und der Zeitregulation duldet keine Individualität, schon gar nicht die nötige Ruhe, die dazu erforderlich wäre, sich selbst überhaupt erst einmal zu finden und Persönlichkeit zu entwickeln. Der Terror der Leistung und die Vorgabe von Zielen, die fast nur noch von Wirtschaftsinteressen geprägt sind, unterminiert das, worauf es eigentlich ankommen sollte, *Bildung*, nicht Ausbildung. — PETER BIERI hat diesen ganz entscheidenden Unterschied einmal auf den Punkt gebracht:

*Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden — wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.*

*Bildung beginnt mit Neugierde. Man töte in jemandem die Neugierde ab, und man nimmt ihm die Chance, sich zu bilden. Neugierde ist der Wunsch, zu erfahren, was es in der Welt alles gibt. (...)*

*Gebildet zu sein, heißt auch, sich bei der Frage auszukennen, worin Wissen und Verstehen bestehen und wie weit sie reichen: Was für Belege habe ich für meine Überzeugungen? Wie verlässlich sind die Prinzipien, mit denen man von den Belegen zu den Behauptungen kommt, die über sie hinausgehen? Was sind gute Argumente, was ist trügerische Sophisterei? Welche Formen des Verstehens gibt es, und was sind ihre typischen Hindernisse? Es geht darum, zwischen bloß rhetorischen Fassaden und echten Gedanken zu unterscheiden. Zwei Fragen sind leitend: ›Was genau heißt das?‹, und: ›Woher wissen wir, dass es so ist?‹ Was uns diese Fragen geben, ist gedankliche Selbständigkeit. Sie definiert Bildung im Sinne von Aufklärung.*

*Zu Bildung gehört Einsicht in die historische Zufälligkeit der Art, wie wir denken, fühlen, reden und leben: Es hätte alles auch anders kommen können. Dieses Bewußtsein drückt sich aus in der Fähigkeit, die eigene Kultur aus einer gewissen Distanz heraus zu betrachten und von dem naiven und arroganten Gedanken abzurücken, die eigene Lebensform sei den anderen überlegen und einem angeblichen Wesen des Menschen angemessener als jede andere. Solche Anmaßung ist ein untrügliches Zeichen von Unbildung.*

*Einfühlungsvermögen ... ist ein Gradmesser für Bildung: Je gebildeter jemand ist, desto besser kann er sich ausmalen, wie es wäre, in der Lage Anderer zu sein, und dadurch vermag er, ihr Leid zu erkennen. Bildung macht präzise soziale Phantasie möglich, und in dieser Form ist Bildung tatsächlich ein Bollwerk gegen Grausamkeit.*

*Ausbildung ist stets an einem Nutzen orientiert: Man erwirbt ein Know-how, um etwas machen, etwas erreichen zu können. Mit Bildung ist es anders ...<sup>1</sup>*

Auf den Wechsel der Perspektiven kommt es dabei an, sich nicht nur selbst von außen betrachten und in verallgemeinernder Weise beurteilen zu können,

---

<sup>1</sup>Peter Bieri: *Bildung beginnt mit Neugierde*. Zeitmagazin, No. 32/2007 vom 2. September 2008.

wie es KANT gefordert hat, sondern tatsächlich auch aus der Perspektive fremder Kulturen die eigene Weltanschauung als eine unter vielen betrachten zu können. — Zwischen Ideal und Wirklichkeit zeigen sich allerdings beträchtliche Differenzen, so daß die Unterschiede und Entwicklungen seit der Zeit von KANT bis hin zur Gegenwart deutlich werden. Die Verhältnisse seinerzeit waren andere, wenn KANT im Sinne des kategorischen Imperativs fordert:

»Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.«<sup>1</sup>

Diese Formel vom Selbstzweck eines *jeden Menschen* läßt sich sehr gut als Kontrastmittel verwenden, denn sie war seinerzeit ebenso ehrenwert wie weltfremd. — Das ist es ja gerade, möchte man entgegenhalten, was nicht gesehen wurde, weder zurzeit der Sklavenhaltergesellschaften, noch zu Zeiten des Kolonialismus und auch heute noch immer nur bedingt, solange keine wirtschaftlichen, militärischen, weltanschaulichen oder politische Interessen dem entgegen stehen.

Wenn so überaus verallgemeinernd bei KANT von *Menschheit* die Rede ist, dann lassen sich die Grenzen ahnen, wer zu diesem exklusiven Kreis überhaupt dazu gezählt wird. Selbstverständlich nicht die Feinde, nicht Andersgläubige und auch nur begrenzt die Andersdenkenden. Seinerzeit gehörten Frauenzimmer, Bedienstete, Bauern und überhaupt, das gemeine Volk ganz gewiß nicht dazu, obwohl die Formel eigentlich etwas anderes fordert.

Zwar geht es um die Person eines jeden anderen, aber keineswegs um die des Fremden, um die Vertreter anderer Religionen, Kulturen oder Lebensweisen. Dazu gehören ganz exklusiv nur Angehörige des Abendlandes, für die lange Zeit noch das Christentum obligatorisch war, ebenso wie Bürgerlichkeit und das angestammte Sexual- und Geschlechterrollenverhalten. Alles andere kommt perspektivisch nicht in Betracht. — Diese Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit, die sich erst allmählich aufzulösen beginnt, etwa bei den Erfahrungen mit dem Genozid, mit Sklaverei und Apartheid, stellt insofern gleichwohl so etwas wie einen gewissen Fortschrittsgradmesser dar. Dabei war die Entdeckung und der Nachweis der *Abstammung der Arten* durch DARWIN eigentlich verheerend, denn die Zeit war nicht reif für diese Entkopplung.

<sup>1</sup>Immanuel Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Ausgabe der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1900ff, Bd. IV. S. 429.

Galt zuvor noch das Prinzip von der *Ebenbildlichkeit Gottes*, so hatte eigentlich ein jeder, der dem Augenschein nach wie ein Mensch aussah, auch Anspruch auf dementsprechende Würde und Rechte. Immerhin ist das *Christentum* im Sinne der Nächstenliebe mit der Suche nach der Nähe zum Leid und zu den Leidenden, immer wieder sozial innovativ, zumindest jedenfalls Leid mindernd aufgetreten. Im Zuge des Diskurses über den *Darwinismus* wurde dieses Kriterium jedoch obsolet, so daß der Grad von *Entwicklung* im Sinne von *Fortschritt* an dessen Stelle trat. — Nun ließ sich urplötzlich legitimieren, was man ohnehin bereits tat: Die Ausbeutung von Menschen und Kulturen, die getrost abgestempelt werden konnten, auf der Stufe der Entwicklung weit abgeschlagen zu sein.

Hier geht es uns nicht so sehr um das begangene Unrecht, um die systematische Ausbeutung ganzer Völker und um die brutale und gewissenlose Verletzung ihrer Würde. Hier geht es darum, anhand dieses Beispiels nachvollziehbar zu machen, wie anspruchsvoll es ist, sich selbst und das eigene Tun und Treiben aus distanzierter, anderer oder vielleicht sogar aus fremder Perspektive betrachten zu können. — Ganze offenbar ist ein weiterer *Prozeß der Psychogenese* erforderlich, bis wir bereit, willens und auch in der Lage sind, im Andersdenkenden und Fremden, ja vielleicht sogar im Feind immer noch den Menschen zu sehen.

*Die ersten Arbeiten, die systematisch den Gebräuchen und Glaubensvorstellungen der wilden Völker gewidmet waren, erfolgten kaum vor 1850, so der Anthropologe und Ethnologe CLAUDE LÉVI-STRAUSS, ... als DARWIN die Grundlagen der biologischen Evolutionstheorie legte, der im Geist seiner Zeitgenossen der Glaube an eine sozial und kulturelle Evolution entsprach. Und noch später, im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts wurde den sogenannten ›Neger‹ oder ›primitiven‹ Gegenständen ein ästhetischer Wert zuerkannt.<sup>1</sup>*

Eine besondere Rolle spielt da die Befassung mit der Antike: Gesellschaftliche Eliten führen nämlich ihre geistige und oftmals sogar ihre biologische Abstammung sehr gern auf Urzeiten zurück. Der antike Uradel sieht sich in direkter Verwandtschaft mit Helden und Halbgöttern, was spätere Zeiten seit der Renaissance nicht anders zelebrieren, wenn sie sich auf Römer und Griechen beziehen.

---

<sup>1</sup>Claude Lévy–Strauss: Anthropologie in der modernen Welt. A. d. Franz. von Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main 2012. S. 40.



Es waren schließlich siegreiche Zivilisationen, die über viele andere Völker geherrscht haben. — Jede *Zivilisation* entwickelt auf diese Weise früh bereits ganz erstaunliche systematische Züge, sich die Literatur untergegangener Reiche und Epochen nutzbar zu machen. Auf diese Weise entsteht tatsächlich eine kultur- und epochenübergreifende Tradition des Wissens und der Auseinandersetzung mit Menschen und Zeiten, die anders waren.

Man führt sich gern auf ruhmreiche Zeiten zurück, sucht, sieht und findet dann so etwas wie Vorläufer, die ein Beispiel geben sollen, obwohl sie doch völlig anders dachten, waren und lebten. Aber auf diese Weise werden die Perspektiven für das Fremde eröffnet, von dem man sich Nützliches, Sinnstiftendes und nicht zuletzt auch Legitimität erhofft. Und so begründet die Befassung mit der Antike die *humanistische Bildung*. — Was das wiederum tatsächlich bedeutet, hat der Anthropologe und Ethnologe CLAUDE LÉVI-STRAUSS auf eine sehr instruktive Weise zum Ausdruck gebracht:

*Als in Europa die Menschen der Renaissance die griechisch-römische Antike wiederentdeckten und die Jesuiten das Latein als Grundlage der schulischen und universitären Ausbildung machten, war das nicht bereits ein anthropologischer Schritt? Man erkannte, daß eine Zivilisation sich nicht selbst denken kann, wenn sie nicht über eine oder mehrere andere verfügt, die ihr als Vergleichsterme dienen. Um die eigene Kultur zu kennen und zu verstehen, muß man lernen, sie vom Standpunkt einer anderen aus zu betrachten ..., sich selbst so zu sehen, als wäre er der Zuschauer.<sup>1</sup>*

Die Kunst besteht ganz offenbar darin, zu sich selbst und der eigenen Art auf Abstand zu gehen, sich aus der fremden Perspektive zu betrachten, ja, sich als Schauspieler zu sehen, der sich selbst mit den Augen seiner Zuschauer betrachtet. Es gilt, die eigene Kultur von fern zu betrachten, als gehörte man selbst einer anderen Kultur an. — Dabei kommt das Motiv von KLEIST wieder auf, wenn der Anthropologe das Arrangement des Perspektivwechsels mit dem Blick des Schauspielers vergleicht, *der sich selbst so betrachtet, als wäre er das Publikum.*<sup>2</sup> Dann folgt eine höchst instruktive Erklärung, was *humanistische Bildung* tatsächlich bedeutet:

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 41.

<sup>2</sup>Ebd. S. 42.

*Auf die gleiche Weise haben uns die Denker der Renaissance gelehrt, unsere Kultur mit anderen Augen zu sehen, unsere Bräuche und Glaubensvorstellungen denen anderer Zeiten und anderer Gegenden gegenüberzustellen. Mit einem Wort, sie haben die Werkzeuge dessen geschaffen, was man eine Technik des Fremdverstehens nennen könnte.<sup>1</sup>*

Dabei hängt der Unterschied zwischen klassischer und *anthropologischer Kultur* mit den Ausmaßen der zu jenen Zeiten bekannten Welt zusammen. So war zu Beginn der Renaissance

*das menschliche Universum von den Grenzen des Mittelmeerbeckens abgesteckt. Die Existenz alles übrigen ahnt man nur. Aber man hatte bereits verstanden, daß kein Teil der Menschheit danach streben kann, sich selbst zu verstehen, wenn er sich nicht auf andere bezieht.<sup>2</sup>*

Dieser Blick, der von außen, aus der Distanz, aus der Perspektive anderer, vielleicht sogar aus derjenigen von Fremden auf uns selbst zurück geworfen wird, ist ganz offenbar eine später Errungenschaft der *Psychogenese*. Dabei ist es aber ganz offenbar konstitutiv, sich selbst nur auf dem Umweg über das ganz Andere vielleicht sogar das Fremde verstehen zu können. — Ganze offenbar erfolgt eine Erweiterung des Bewußtseins stets durch neue *Bipolarität*. Das Eigene muß überhaupt erst einmal zur Disposition gestellt werden können, gerade der Umgang mit Relativismus und Konstruktivismus ist daher noch immer eine große Herausforderung.

Um sich selbst zu finden, ist es erforderlich, sich zu riskieren. Um sich selbst zu erfahren, ist es erforderlich, andere zu verstehen, und um andere zu verstehen, wäre es angebracht, bei sich selbst nachzuforschen. — Solche neuen Eindrücke sind allerdings nicht nur eine Herausforderung, sie können auch als Bedrohung aufgefaßt werden. Der Haß auf alles Andere und Fremde kommt dann zustande, wenn und weil man sich selbst eigentlich fremd geblieben ist. Wer sich selbst von außen nicht betrachtet, kann sich nicht selbst verstehen, muß befürchten, sich zu verlieren, weil gar nicht klar ist, was denn dieses eigene Selbst überhaupt

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 43.

<sup>2</sup>Ebd.

ausmacht. So wird dann das beliebige andere nicht nur fremd sondern als feindlich gesinnt aufgefaßt. Die Angst vor den Ressentiments zeugt eigentlich davon, daß man nicht gern selbst zum Opfer der eigenen Vorurteile werden möchte.

Aber sogar die Protest-Aktionen gegen jene, die fremdenfeindlich auftreten, zeugen ihrerseits wiederum von einer Angst, die allen ernstes von sich glaubt, wenn man nur die, die solche Ängste vertreten, zum Schweigen bringen würde, dann wären die Ängste selbst beseitigt. Es geht darum, sich gar nicht erst auf das, was da irritieren könnte, einlassen zu müssen. Die Exkommunikation findet längst außerhalb der Kirche statt und genau das, worum es angeblich geht, um *Toleranz* dem Anderen und Fremden gegenüber, wird zunichtegemacht. Im Namen der Toleranz wird dann für Intoleranz demonstriert.

Den Horizont zu erweitern ist allerdings gar nicht so einfach. Die *Erweiterung des Bewußtseins*, wie sie seinerzeit in den Flower-Power-Zeiten verkündet worden ist, hat niemals gehalten, was man sich vom Einsatz angeblich bewußtseinsweiternder Drogen versprach. — Allerdings ist mit diesem Zeitgeist eine Sensibilität für *Alternativen* aufgekommen, Alternativen für alles, was bis dato unumstritten etabliert war.

Tatsächlich wird man im Rückblick auf die Gründerzeiten der 70er Jahre in Musiker- und Künstlerszenen, Landkommunen, alternativen Stadtteilen, Sektoren, Zeitungen, Theater-, Veranstaltungs- und Weiterbildungszentren eines konstatieren müssen: Schlußendlich hält nur die *Bildung*, was man sich von Drogen, Fernreisen oder auch Gurus so inbrünstig versprochen hatte. — *Bildung* ist etwas anderes als *Ausbildung*, sie unterscheidet sich auch von dem, was von Bildungsbürgern so gern demonstriert wird. Es geht aber nicht um Distinktionsgewinne im Sozialen, so daß man sich abheben kann, wie es PIERRE BOURDIEU mit dem Konzept vom *Habitus* dokumentiert und analysiert hat.<sup>1</sup>

*Bildung*, eben nicht verstanden in diesem Sinne als *Habitus*, wäre zu verstehen als Bildung von Persönlichkeit, von Urteilsfähigkeit und vor allem von Ausdrucksvermögen. Es kommt schlußendlich auf zweierlei an: Gibt es überhaupt die erforderlichen Sensibilitäten um erfahren, um überhaupt sehen und einsehen

---

<sup>1</sup>Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982 (franz. erstmals 1979 erschienen).

zu können, was auch wichtig wäre? Und: Spielt die Sprache, die Verständigung, das Dialogverhalten überhaupt mit?

Die Anforderungen an die näheren Umstände, unter denen sich Selbsterfahrung, Selbstvertrauen und Selbst-Moderation tatsächlich herausbilden, sind denkbar anspruchsvoll. Man kann lediglich die Umstände schaffen, man sollte vor allem die, die da im Namen peripherer Interessen reglementieren wollen, ins Leere laufen lassen. *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.*

Bei MATHIAS CLAUDIUS ist diese Sentenz noch durch und durch christlich geprägt. Wenn wir aber die Position, in der vom *Christlichen Gott*, vom *Christentum* den *Aposteln* und von den *Vätern* die Rede ist, einfach unbesetzt lassen, dann läßt sich erahnen, daß die *Psyche* in Zeiten der Moderne gehalten ist, sich selbst das zu sagen, was sie nur zu gern gesagt bekommen würde. — Dieser Sinn kann allerdings nicht dadurch erschlossen werden, wenn ganz pragmatisch einfach nur Wirtschaftsinteressen, wenn ganz utilitaristisch einfach nur Ausbildung anstelle von Bildung geboten wird.

Wir sollten uns nicht um das Beste bringen lassen, was das menschliche Leben zu bieten hat: Neue Einsichten, Erfahrungen, Glücksmomente der Erkenntnis, Verstehen, Liebe, Hoffnung, Zuversicht, eben Dialoge und Diskurse, die keine Kampfplätze sind, sondern Orte der Einkehr und der Verständigung.

Der im Folgenden zitierten Stelle geht eine Sentenz des Mystikers ANGELUS SELESIIUS vorher. Dieser schrieb im 17. Jahrhundert provokante Zeilen über den Glauben, wurde dabei aber in seiner protestantischen Heimat zensiert, wandte sich darauf dem Katholizismus zu und konvertierte. — In seinem *Cherubinischen Wandersmann* lautet der Sinnspruch Nr. 173:

*173. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein*

*Das Brot ernährt dich nicht: was dich im Brote speist,  
Ist Gottes ewigs Wort, ist Leben und ist Geist.<sup>1</sup>*

Bei MATHIAS CLAUDIUS findet sich dann weniger eine mystische als vielmehr einer eher institutionelle Verbundenheit, wobei es eben von Interesse ist, die dort genannten Autoritäten sich so vorzustellen, als wären sie im Zuge der *Psychogenese* inzwischen bereits internalisiert. — Da war dann eigentlich der

---

<sup>1</sup>Angelus Selesius: Cherubinischer Wandersmann. In: *Sämtliche poetische Werke* in drei Bänden, hrsg. u. engl. von Hans Ludwig Held, München 1952. Bd. 3, S. 26.

Mystiker näher dran, weil er bereits im eigenen Inneren suchte. Dennoch sind die Bilder, nach denen da gefahndet wird, selbst fremdbestimmt. Es sind nicht die eigenen Einsichten, es sind kanonisierte Bild- und Vorstellungswelten, die da reinszeniert werden.

*Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, das die Gelehrten einbrocken; sondern ihn hungert noch nach etwas andern und Bessern, nach einem Wort das durch den Mund Gottes gehet. Und dieses andre und Bessere; dies Wort, das uns auf der Zunge schwebt und wir alle suchen, ein jeder auf seine Art, finde ich zu meiner großen Freude im Christentum wie es die Apostel und unsre Väter gelehrt haben.<sup>1</sup>*

## Selbstvergessenheit und Selbst-Moderation

### Verlust der Kindheit

Wenn in der Moderne allerdings tatsächlich einmal ein glaubhaft humanistischer Ansatz vorliegt, dann wird es philosophisch interessant: So finden sich in der Reformpädagogik von *Maria Montessori* interessante Hinweise, die noch einmal sehr viel tiefer ausloten, was es mit der Selbstversunkenheit auf sich hat, wie sie bei KLEIST in seinem *Essay über das Marionettentheater* so von Bedeutung ist. — Bei KLEIST wird das alles aber nur von außen betrachtet, was wirklich innerlich vonstattengeht, gerät nicht in den Blick.

Hautnah wird demonstriert, wie der Zauber verfliegt, sobald Selbstbeobachtung, Bewußtsein und der Wille aufkommt, die eigene Wirkung selbst zu spüren und zu beeinflussen, ja kontrollieren zu wollen. Das ist aber im Prinzip nur der Anfang, nur der erste Schritt eines langen Prozesses, bei dem am Ende ja nun das Wiedererlangen der verlorenen Anmut steht, die dann nicht trotz, sondern eben mit Bewußtsein möglich sein wird. — Dabei haben wir das Rätsel der Selbstversunkenheit nicht gelöst, wir haben nur gerade einmal erfahren, was geschieht, wenn sie gestört wird, wenn der Knabe oder das Mädchen aus diesem Traum erwachen. Versuchen wir also, diese kindliche Selbstversunkenheit von innen her betrachten, denn dann zeigen sich noch ganz andere Dimensionen.

---

<sup>1</sup>Mathias Claudius: Gedichte aus »Asmus omnia sua secum portans«. In: Werke in einem Band. Hrsg. v. Jost Perfahl, München [1976].

*Bildung* beginnt früh bereits mit der *Selbstfindung*, die nicht erzwungen werden kann, wie so vieles von dem, woran uns wirklich gelegen ist. Das Prinzip beruht ganz offenbar auf *Bipolarität*, anfangs ist immer nur ein Pol, eine einseitige Perspektive präsent, wenn dann die Außenperspektive, die Selbstspiegelung hinzukommt, so stört sie erst einmal die innere Einfalt, sie zerbricht die vormalige Einheit.

Jedes neue Bewußtsein, jede Erweiterung des Horizonts, jede wirkliche Bildung der eigenen Person geht mit einer Ausdifferenzierung der *Psyche* einher, was auch bedeutet, daß fortan alles noch komplexer und eben auch komplizierter wird.

Gerade die Götter repräsentieren durch ihren jeweiligen Charakter immer wieder auch solche Polaritäten, wenn wir etwa nur an ZEUS und HERA denken. Einerseits führen beide eine schreckliche Ehe, andererseits verkörpert ZEUS eben das zeugende, die Schwester und Gattin HERA dagegen das vernichtende Prinzip der Natur. — Wir können uns also, recht besehen, gar nicht auf eine Seite schlagen, weil es die andere eben auch braucht. Diese Einsicht ist selbst aber wieder die einer höheren Ordnung, dazu müssen die Widersprüche als solche erkannt und reintegriert werden.

Vieles entwickelt sich auf diese Weise sehr oft auf dem Umweg durchs gerade Gegenteil: Um sich selbst zu finden, um überhaupt ein Gespür für das eigene mögliche Selbst zu entwickeln, dazu ist es erforderlich, sich selbst zu vergessen, um dann wieder neu auf dieses mögliche eigene Selbst zurückkommen zu können. — *Bipolarität* im positiven Sinne bedeutet, daß wir tatsächlich zunächst nur das *eine* und darauf auch nur das *andere* sind. Die Vereinigung der Widersprüche kann nur stattfinden, wenn beide Seiten entwickelt worden sind. Dann aber lassen sich die Differenzen von einem Bewußtsein der nächst höheren Eben wahrnehmen, so daß sie im Sinne der Dialektik von HEGEL ›aufgehoben‹ sind.

Jede *Bipolarität* bildet insofern wieder eine spätere Einheit zweier Widersprüche auf einer ganz spezifischen, eben auch höheren Bewußtseinsebene, die ihrerseits wiederum in ein bipolares Verhältnis auf einer nächsten und höher reflektierten Stufe eintreten kann und auch eintreten sollte. Es kommt nicht darauf an, die Widersprüche aufzuheben oder auszugleichen, es kommt vielmehr darauf an, sie auszuhalten. Es gilt, sowohl in der Wahrnehmung von außen als auch im

Erleben von innen, möglichst das ganze Spektrum bis hin zu den Extremen zum Ausdruck und zu Bewußtsein kommen zu lassen. — Das erst ist *Selbsterfahrung* und diese beginnt tatsächlich in der Kindheit, insbesondere im Zustande dieser phänomenalen *Selbstvergessenheit*, die auch später noch im Erwachsenenalter wirklich glücklich machen kann, als *Flow*, im Nachhinein, wenn und sobald man wieder ›zu sich‹ kommt.

*Selbstaufgabe* ist etwas anderes als *Selbstversunkenheit*. Im einen Fall entäußern sich die Bootsgesellen des ODYSSEUS angesichts von Verlockungen, mit denen sie nicht klarkommen, weil sie sich nicht selbst beherrschen können, sondern stets auf Disziplinierung von außen angewiesen sind. Genau das entspricht auch dem Prinzip von Zivilisation, die Formung von Untertanen, die selbsttätig funktionieren sollen, die sich aber so fremdbestimmen lassen, daß für sie Disziplin so etwas wie selbstverständlicher Selbstzweck ist. — Insofern läßt sich ein *Selbst*, das noch gar nicht gebildet worden ist, eigentlich auch noch nicht verlieren. Es sind zwar namhafte Helden, die sich da in der Gesellschaft von ODYSSEUS auf dem Heimweg nach *Ithaka* finden. Nur, gerade darin zeigt sich der Unterschied zwischen Selbstbeherrschung und Außensteuerung.

Das tagtägliche Gerede über die menschliche *Psyche* ist problematisch, weil dabei unterstellt wird, alle diese vermeintlichen Instanzen, wie *Ich*, *Es*, *Über-Ich* oder *Selbst* wären irgendwo vorhanden, hätten so etwas wie ein Adresse im Hirn, die sich scannen läßt. — Es gilt, der eigenen Innenwelt, in der das eigene *Selbst* sich bilden kann, überhaupt erst einmal Raum und Zeit zu gewähren. Wie diese Selbstfindung durch die bipolare Spannung zwischen *Selbsterfahrung* und *Selbstvergessenheit* eigentlich vonstatten geht, dazu lassen sich interessante Beobachtungen von MARIA MONTESSORI rekapitulieren. Das Prinzip dieser humanistischen Pädagogik lautet:

»Hilf mir, es selbst zu tun.«<sup>1</sup>

Ebenso ließe sich nach demselben humanistischen Prinzip auch von *Psychologie* und insbesondere von der *Psychiatrie* erwarten: »Hilf mir, mich selbst zu moderieren.« — Die Emanzipation des menschlichen Geistes setzt sich aber ganz offenbar allmählich gegen diese Disziplinierungen durch. Während die Gesamtgesellschaft, die Machtregimes und die Bildungs-, und Schulungssysteme

---

<sup>1</sup>Maria Montessori: Kinder sind anders. Stuttgart 1988. S. 274.

darauf aus sind, immer mehr zu standardisieren, individualisiert sich zugleich die Innenwelt immer weiter und differenziert sich immer mehr aus.

Da wär es eigentlich hilfreicher, die tatsächliche Bildung von Eigeninteresse, Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen zu unterstützen. Aber es verhält sich wie weiland mit der *Aufklärung*, in deren Namen gegen Bevormundung protestiert wurde, nur um dann neue Fremdbestimmung zu etablieren, diesmal eben eine ›aufgeklärte‹, die sich ebenso wie alle vorher Gegangenen anmaßt, besser zu wissen, was gut und was schlecht ist für jeden Einzelnen.

Echte, tatsächliche *Erziehung zur Mündigkeit* zielt darauf ab, sich selbst überflüssig zu machen. Das widerspricht aber dem Prinzip moderner Marktgesellschaften, in denen der Patient als solcher nun einmal wie ein Konsument möglichst auf Dauer gebunden werden soll. Dasselbe müßte gelten für eine Psychiatrie, die sich mit ihrem Menschenbild jedoch einem ganz anderem Paradigma verpflichtet hat. Es kommt nicht darauf an, daß Kinder mit vermeintlichen Aufmerksamkeitsstörungen die Gelegenheit erhalten, sich selbst moderieren zu können. Vielmehr gilt es, im Leistungsdruck der Anpassung an die Standards der Bildungspolitik, die von wirtschaftlichen Interessen durchsetzt sind, keine Zeit zu verlieren. Und im übrigen setzt man lieber Substanzen ein, als daß eingeräumt würde, daß die Eltern, die Mittelschicht und schlußendlich die ganze Kultur in ihren Ängsten das eigentliche Problem darstellen, so daß die Kinder zu Symptomträgern werden.

Die *Narkolepsie* auf der einen Seite und das aus pharmazeutischem Interesse weltweit lancierte Syndrom *ADHS* sind wie Demarkationslinien. Alle, die sich dem Diktat der Aufmerksamkeit und der Oberflächlichkeit nicht unterwerfen können oder wollen, gehören nicht dazu und werden für krank gehalten. Es ist ein Aberwitz in einer Zeit, die nicht einmal annähernd verstanden hat, was Bewußtsein ist, was Emotionen eigentlich ausmachen, was Konzentration oder auch Selbstvergessenheit ihrem Wesen nach bedeuten, wird ein Diskurs lanciert, demzufolge alles mit psychotropen Drogen bewältigt werden kann, was sich dem hektischen Zeitgeist und dem aberwitzigen Leistungsdruck nicht vorbehaltlos fügt.

Wer nicht mithalten kann oder will, wird zum Problemfall für Erzieher, Therapeuten und Mediziner und bald schon zum Delinquenten. Wichtige Erfahrungen werden dem Einzelnen vorenthalten, stattdessen werden psychotrope Substan-



zen verabreicht. Viele dieser Drogen sind wie elektronische Fußfesseln, schnell sind Betroffene, Eltern und Lehrer davon überzeugt, daß es ohne diese Präparate einfach nicht geht, sich selbst unter Kontrolle zu haben. — Wie denn auch, wenn die Gelegenheit, einschlägige Selbsterfahrungen zu machen, durch die vermeintliche Therapie mit Hilfe von Drogen, die eigentlich für Militärischen Operationen entwickelt wurden, verhindert wird.

Es kann dann gar nicht zu diesen tiefen Selbsterfahrungen kommen, zu jenen Selbstbegegnungen, die in tiefer, ruhiger und gelassener Selbstversunkenheit erst ihre Basis finden müssen, für eine Identität, die zunehmend mit sich selbst vertraut wird, indem sie sich immer weiter ausdifferenziert. — Wir ›haben‹ nämlich nicht einfach nur irgendeine Identität, vielmehr wird die Ausgestaltung der eigenen Person immer vielfältiger, so daß erst im Verlauf des weiteren Lebens neue Züge hinzukommen können, die ausgewogener, eben reifer, reflektierter und vernünftiger sind, was nicht heißt, daß das Leben dann langweiliger wird, sondern eben *authentischer*, um das Modewort zu bemühen, mit dem so etwas wie Echtheit erwartet wird.

Aber das ist gerade das Problem, worauf sollen wir als Einzelne in Bezug auf uns selbst eigentlich die Sicherheit gründen, genau zu wissen, was wir uns warum und wozu abverlangen wollen und was nicht? Wer niemals oder viel zu selten sich selbst erlebt hat in völlig versunkener Selbstvergessenheit, woher sollte eine solche Person den *Flow* kennen, der das Leben und Arbeiten, der Liebe, Erotik und Sex, der Erfahrung und Einfühlung erst authentisch macht. — Es gibt *kein richtiges Leben im Falschen*, dieser Satz von ADORNO läßt sich im Namen der Erziehungswissenschaften gegen Pädagogik, Psychologie und Psychiatrie einwenden.

Immerhin ist es die Königsdisziplin, um die es hier geht, *Selbstbeherrschung* in höherem Sinne, nicht einfach nur im fremden Auftrag, im Leistungswettbewerb bei Klassenarbeiten, von denen das weitere Leben abhängig gemacht wird als Konzentration um ihrer selbst willen. Es geht um die selbst erfahrene intrinsische Motivation und um das Vermögen, sich selbst zu moderieren. Dazu sind tief greifende Selbsterfahrungen erforderlich, nur dann kann es gelingen, sich auf sich selbst zu verstehen, im offenen Prozeß einer Entwicklung, die eigentlich nie ans Ende kommt. — Die *Kolonialisierung der Kindheit* findet schon seit geraumer Zeit statt und allmählich wird es bedrohlich, wenn wesentliche Selbst-

erfahrungen durch eine weltweite Phalanx von Pharmazeuten und Psychiatern mit Psychologen und Pädagogen im Schlepptau, systematisch unterminiert wird.

Der *Verlust der Kindheit* steht auf dem Plan. Der Leistungsdruck der Bildungssysteme und die Abstiegsängste der Eltern erzeugen ein Klima des Mißtrauens in die Selbstregulierungskräfte einer kindlichen Psyche, die sich in der eigenen Entwicklung erst finden muß. Genau das wird untergraben, man erzeugt Abhängige flächendeckend, spätere Erwachsene, die der festen Überzeugung sind, daß sie ›was brauchen‹, um zu funktionieren, um überhaupt mithalten zu können.

Unter Schutz gestellt wird etwas zumeist, was bereits im Verschwinden begriffen ist. Hier geht es um einen Erlebnis- und Empfindungsraum, um den Schutz einer ganz besonderen Art der Selbstvergessenheit, in die nur Kinder geraten. Interessant ist im folgenden Zitat, wie in vielen anderen Textstellen von MARIA MONTESSORI, daß von *Arbeit* der Rede ist:

*Ein Kind, das konzentriert arbeitet, versinkt gleichsam und entfernt sich von der äußeren Welt. Nichts kann seine Arbeit stören und hört die Konzentration auf, so geschieht es durch einen inneren Vorgang. Dann scheint das Kind nicht ermüdet, sondern ausgeruht und freudig. Beim kleinen Kind zeigt sich die Konzentration immer nur in Verbindung mit einem äußeren Gegenstand. Sie kann sich noch nicht von der Umgebung lösen.<sup>1</sup>*

Diese innere Konzentration, die ja eben auch eine Konzentration auf das eigene Innere ist, sei ganz wesentlich für die spätere Entwicklung. Stattdessen wird aber gerade diese grundlegende Erfahrung der eigenen Innenwelt systematisch gestört. — Dabei ist die *Arbeit* eine Aktivität, die weder der Belehrung bedürfe, noch irgendeiner Beeinflussung von Seiten der Erwachsenen.

*Die Arbeit eint das kindliche Wesen mit der Umgebung. Aber diese Arbeit zeigt sich nur bei Kindern, die in einer Umgebung leben, die ihnen angepaßt ist. Die erzwungene Arbeit schadet dem Kind, weil durch sie der erste Arbeitswiderwille entsteht.<sup>2</sup>*

---

<sup>1</sup>Maria Montessori: Grundlagen meiner Pädagogik. Wiesbaden 1996. S. 17.

<sup>2</sup>Ebd. S. 18.

Diese Arbeitsbegeisterung sei für die Entwicklung des Kindes von größter Bedeutung. Sie könne aber nur in einer Umgebung entstehen, die den Bedürfnissen des Kindes entspricht und auch nur bei einer *Haltung des Lehrers, die helfend und nicht lehrend ist und die nur durch ein langes Studium erworben werden kann.*<sup>1</sup>

*Kein Erwachsener kann ein Kind zu den Äußerungen seines tiefsten Wesens bringen. Ein Kind kann sich nur äußern, wenn eine Position der Ruhe, der Freiheit und Ungestörtheit gegeben ist, die nicht durch den Erwachsenen beeinträchtigt wird.*<sup>2</sup>

Hier zeigt sich, wie verheerend die herrschenden Verhältnisse eigentlich sind, wenn zum einen diese Freiräume genommen werden, wenn zum anderen dann Psychopharmaka gegeben werden, um zu kompensieren, was sich so auch nicht retten läßt. Die Freiheit, die es in der Kindheit zu erproben gilt, wird einfach genommen, dann aber kann es nicht mehr gelingen, *Meister seiner selbst zu sein.*<sup>3</sup>

*Die Freiheit ist dann erlangt, wenn das Kind sich seinen inneren Gesetzen nach, den Bedürfnissen seiner Entwicklung entsprechend entfalten kann. Das Kind ist frei, wenn es von der erdrückenden Energie des Erwachsenen unabhängig geworden ist.*<sup>4</sup>

Jede Förderung kann nur mit und nicht gegen die Natur vonstatten gehen. Da es um die Bildung der eigenen Person, da es um tiefe und basale Selbsterfahrung geht, kann von außen nur Gelegenheit dazu geschaffen werden, und das in einer Welt, die selbst immer hektischer wird. — *Erziehung* habe aber, so MONTESSORI, die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklungsstufen zu beachten. Entscheidend sind dabei die Phänomene des selbstvergessenen Sichversenkens als Schlüssel der ganzen Pädagogik.

Zugleich sind alle diese Pädagogiken wiederum gefährlich, weil die Gefahr besteht, daß sie wiederum nur als Techniken in Dienst genommen werden, noch

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 24.

<sup>2</sup>Ebd. S. 25.

<sup>3</sup>Vgl. S. 26.

<sup>4</sup>Ebd. S. 27.

tiefer einzudringen, um sogar diese Tiefenerfahrungen noch zu kolonialisieren. Nicht mehr nur die Lebenswelten werden kolonialisiert durch die Systemwelten, auch die Innenwelten, die Psyche ist zunehmend der Gefahr ausgesetzt, in Dienst genommen zu werden, für, was auch immer sich Sozial- und Bildungsingenieure im Dienste wirtschaftlicher Interessen einfallen lassen.

### Die Spiegel-Metapher als Bewußtseinsmodell

Menschliches *Bewußtsein* hat seinen Preis, denn dafür mußte die Tierheit aufgegeben werden und damit eine träumerische Existenz, die sich im selbstvergessenen Leben von Augenblick zu Augenblick ihrer selbst gar nicht bewußt werden kann. Es geht damit ein tiefer Riß durch das ursprüngliche Einssein. — Die *Systemtheorie* erlaubt es, solche Prozesse zu modellieren und dabei zeigt sich, daß es immer weiter und tiefer greifende Ausdifferenzierungen sind, von denen solche Entwicklungen über sich selbst hinaus getrieben werden, von einer *Autopoiesis*, die kein Telos braucht.

Bei der Entwicklung eines neuen jeden Menschenlebens wird in den einzelnen Entwicklungsstadien die gesamte Stammesgeschichte noch einmal rekapituliert. Dabei hat sich die *Phylogenese*, also die Entwicklung der Gattung *Homo*, inzwischen längst biologisch etabliert, sie ist selbst ›natürlich‹ geworden. So muß die *Ontogenese*, also die Entwicklung eines jeden Menschen, zunächst alle urtümlichen Stadien individuell noch einmal durchlaufen, um dann die Grenze vom Tier zum Menschen, vom Unbewußten zum Bewußtsein, vom Traum zur Wirklichkeit zu überschreiten. Alle längst vergangenen Stadien werden im Zeitraffer noch einmal durchlebt, das amphibische, das terrestrische Leben, dann die Tierheit als solche, und schließlich kommt es dann zu deren Verlust und darauf auch zum Verlust der Kindheit.

Das sind immense Verluste, *Bewußtsein* hat eben einen sehr hohen Preis. Zugleich eröffnen sich damit aber auch immense Chancen für ein Wesen, das sich fortan seiner selbst bewußt werden kann. Das geschieht auf der Grundlage von immer neuen Differenzen nach demselben Prinzip: Es sind stets zwei Perspektive erforderlich, damit etwas zu Bewußtsein kommen kann, eben durch das, was HELMUTH PLESSNER als *exzentrische Positionalität* beschrieben hat. Auf diese Weise wird nicht nur *Sprache*, sondern auch *Empathie*, also *Selbstbeobachtung* und *Selbstbewußtsein* möglich und schließlich sogar *Selbstmoderation*,

also die Fähigkeit, nicht nur den eigenen Willen, sondern sogar auch noch die eigenen Gefühle und Stimmungen selbst zu lenken.

Da es ganz besonders schwer fällt, sich vor Augen zu führen, wie *Bewußtsein* eigentlich zustande kommt und wie es arbeitet, sind *Metaphern* gerade in diesem Feld hochwillkommen. Nur so gelingt es, die erforderlichen Modellvorstellungen überhaupt zu entwickeln, um sich eingehender vor Augen zu führen, wie menschliches Bewußtsein eigentlich arbeitet. — Die Neurowissenschaften dieser Tage werden uns da allerdings nicht sehr viel weiter helfen, weil sich Bewußtsein als solches nicht beobachten, sondern nur beschreiben läßt.

Dabei hätten wir einige Fragen, wie etwa diese: Was ist Bewußtsein im Einzelnen, wenn wir einmal unterstellen, daß es Bewußtsein im Plural gibt und auch Meta-Bewußtsein? Wie muß man sich darüber hinaus die Innenwelt vorstellen, als Stadt, Landschaft, als Pantheon, als Staat, Welt oder als Kosmos? Die Wahl der richtigen Metapher ist nicht trivial, entscheidet sie doch schlußendlich über die Angemessenheit der Modellbildung. Darüber hinaus wäre es von Interesse, in Erfahrung zu bringen, was es beispielsweise bedeutet, Bewußtsein von etwas zu haben oder auch, von etwas eben kein Bewußtsein zu haben. — Das ist dann auch das Fatale einer jeden *Psychose*, gar nicht um den eigenen Wahn wissen zu können. Anders als der *Neurotiker*, der von sich und seinen Ticks weiß, fehlt dem *Psychotiker* die alles entscheidende Außenperspektive.

*Bewußtsein* ist immer Bewußtsein von etwas: Ohne Welt kein Subjekt, ohne Körper kein Gefühl, keinen Geist, vermutlich nicht einmal Träume. Solche Gegensätze wie der zwischen Körper und Gehirn, Physis und Psyche, Gefühl und Verstand, sind ganz offenbar konstitutiv. *Bewußtsein* entwickelt sich auf Grundlage von Widersprüchen und Wechselwirkungen, wie sie zustande kommen, wenn zwei Polaritäten und Perspektivitäten immer wieder neu miteinander abgestimmt werden müssen. Dazwischen öffnet sich dann ein Spektrum all dessen, was nunmehr bewußt wahrgenommen werden kann. — Dabei ist es immer wieder interessant, daß man in diesem Sinne auch davon sprechen kann, daß Bewußtsein immer erst ›geschaffen‹ werden muß.

Wir tun das, indem wir etwas ›realisieren‹, was bedeutet, daß wir einer bestimmter Wahrnehmung mehr oder minder große Aufmerksamkeit zukommen lassen. Besonders interessant wird es genau dann, wenn sich später erst herausstellt, daß uns und unserer Wahrnehmungen zwar irgendetwas nicht verborgen

geblieben ist, daß wir ein bestimmtes Phänomen also sehr wohl notiert, aber keine größere Bedeutung zuerkannt hatten. Es ist dann irgendetwas in seiner Tragweite oder Bedeutung nicht hinreichend bewußt gewesen, wir haben uns daher auch keinen oder zu wenig ›Kopf‹ darum gemacht und wurden später davon überrascht, uns getäuscht haben. — Auch das ist wieder eine bemerkenswerte Formel, wenn suggeriert wird, daß wir ›uns selbst täuschen‹, als stünde Absicht dahinter.

Tatsächlich sind es mehr oder minder verantwortbare Akte, von denen das Bewußtsein des eigenen Bewußtseins abhängig ist. Daher ist diese Konnotation durchaus berechtigt: Wir hätten uns vielleicht nicht getäuscht, wäre von uns das, wie sich später herausstellen sollte, tatsächlich Relevante realisiert und worden, denn dann hätten wir auch ein anderes, eben ein angemessenes Bewußtsein an den Tag gelegt. — Dabei zeigt sich vor allem eines, daß ein einfaches und einzelnes Bewußtsein selbst wiederum Objekt von ›höheren‹ Bewußtseinsprozessen ist und auch sein sollte. Wir müssen darüber disponieren können, und wir sollten damit sehr viel flexibler umgehen.

Bei alledem wird die physiologische Ebene der so notorisch Aufmerksamkeit heischenden Image-Kampagnen neuer Disziplinen wie der Hirnforschung, die durch den Einsatz von Hirn-Scannern, in Fragen der Philosophie nicht sonderlich weit führen. Selbstverständlich sind da Sinnesdaten, selbstverständlich nehmen wir weit mehr wahr, als uns zu Bewußtsein kommt und noch weit weniger davon läßt sich überhaupt zur Sprache bringen. Aber es ist nicht zu erwarten, daß die *Hirnforschung* auf physiologischer Ebene die bewußtseinstheoretischen Fragen der *Philosophie* wirklich beantworten kann.

Zumeist geschieht, was jede Technisierung mit sich bringt: Die Fragen selbst werden umformuliert und nicht selten tabuisiert, so daß alles, was wichtig ist, durch die jeweils herrschende Façon de parler überblendet, wenn nicht sogar ausgeblendet wird. — Den aufmerksamkeitshaisenden Image-Kampagnen neuer Disziplinen, wie denen der *Hirnforschung*, gelingt es allenfalls, eine Zeitlang die öffentlichen Debatten zu prägen, um dann wieder in der Versenkung zu verschwinden, weil schlußendlich doch alle wirklich wichtigen Fragen offen geblieben sind.

Da ist dann der Hype um die sogenannten *Spiegelneuronen* wieder einmal selbst phänomenal, nicht weil dadurch wirklich Neues über unser Empfinden zum

Ausdruck gebracht worden wäre, sondern weil sich so ersehen läßt, worauf es offenbar ankommt. Wie seinerzeit durch Priester im Namen der Götter geheiligt wurde, was gelten soll und was nicht, so wird derzeit von Neurologen erwartet, daß sie uns verbürgte Antworten auf Fragen nach Bewußtsein, Empathie und Selbsterfahrung geben können, Phänomene, für die sie gar nicht zuständig sind. — Glaubt man der Legende über ihre ›Entdeckung‹, so sind die genialerweise sogenannten ›Spiegel-Neuronen‹ rein zufällig in einer Versuchspause bei Affen entdeckt worden.

Die philosophischen Diskurse über *Empfinden*, *Mitleid* und *Empathie* schon sehr viel älter und von größerer Bedeutung für die Phänomene selbst. Das einzig Geniale an dieser ›Entdeckung‹ ist lediglich die Namensgebung, denn dazu wurde eine der mächtigsten Metaphern bemüht: Es geht immerhin um *die* Metapher der Metaphern, wenn von Neuronen die Rede ist, die angeblich ›spiegeln‹ können, was auch immer das bedeuten mag, denn Denken werden sie sich nichts dabei.

### Götter und Metaphern als Projektionen

Die *Spiegel-Metapher* ist von außerordentlicher Bedeutung, zumal sich auch das *Metaphorisieren* damit selbst nochmals reflektieren läßt. Ein bildlicher Ausdruck ist in diesem Sinne eben eine Spiegelung, besser noch, eigentlich handelt es sich um eine *Projektion*. — Götter und Metaphern haben diese Eigentümlichkeit, sie sind unsere Kreationen, zumeist aber wirklich sehr gelungen, weil sie stets mustergültig verkörpern, worauf es im Fall des Falles immer wieder ankommen dürfte. Gleichwohl ist die Wahl des ›richtigen Gottes‹ für ein Opfer, also für eine Meditation über ganz bestimmte Eigentümlichkeiten nicht minder von Bedeutung, wie die Wahl der ›richtigen Metapher‹. In gewisser Weise sind wir dann auf allen Wegen in ›Gottes Hand‹, weil eben eine *Metapher* im Hintergrund wie ein Gott die Fäden zieht.

Im Anwendungsfall einer Metapher wird das Bild wie eine Idee direkt auf das Spiegelbild der Sache projiziert und dann werden Übereinstimmungen und Differenzen erkennbar. Auch hier wird wieder gleichsam ›bipolar‹ gearbeitet: Auf der einen Seite die Sache selbst, auf der anderen Seite dagegen die gespiegelte Vorstellung von ihr. — Das macht dann auch die Metaphorik vom *Spiegel* so mächtig, weil sich mit kindlicher Phantasie leicht ein wenig Zauberkraft und

Magie unterstellen läßt, so daß es scheint, als würde der Spiegel, indem er spiegelt, gleichsam selbst zu ›sehen‹ beginnen.

Nur zu folgerichtig ist dann die Spekulation, wie es wäre, selbst zum Spiegel zu werden. Wir versuchen dann zu sehen, was der Spiegel jeweils ›sieht‹. Wir sollten dabei aber *phänomenologisch* vorgehen, denn es gilt, nicht nur einen, sondern möglichst viele solcher Spiegelbilder aus allen erdenklichen Blickwinkeln und Perspektiven zu projizieren, die allesamt der Reihe nach als Position eines Betrachters eingenommen werden können. Das ist dann auch das Geheimnis der Zuschauerkunst, das Handwerk des *Phänomenologen*, ständig den ›Point de vue‹ zu verändern, um ganz allmählich herauszufinden, was eigentlich gespielt wird.

Der Spiegel selbst repräsentiert natürlich gar nichts. Dennoch gibt es das Bedürfnis, gleichsam ›mit den Augen eines Spiegels‹ sehen zu wollen, zumal man sich davon die sogenannte so viel berufene ›Objektivität‹ verspricht. Auch das ist natürlich nicht der Fall. Selbst wenn es gelänge, einfach nur abzubilden was sich abbilden würde, wären wir selbst nicht wie ein Spiegel, der auf seltsame Weise die Wirklichkeit einfach nur verdoppelt ohne etwas wegzulassen oder hinzuzutun. — Es geht daher nicht um den Spiegel als solchen, sondern um die *Kunst des Spiegels*, und diese setzt erst ein, wenn Differenzen aufkommen, wie etwa die zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Die wirklich wahre Kunst beim Spiegeln liegt darin, alle erdenklichen und auch widersprüchlichen Stellungnahmen spiegelnd gegeneinander zu setzen und miteinander abgleichen zu können.

Die Metaphorik vom Spiegeln ist so bedeutsam, weil sie mustergültig ist für Philosophie und Kunst, für Verstehen und Bewußtsein. Dabei zeigt sich, daß Kritik, daß also das Verstehen des eigenen Verstehens oder das Sehen des eigenen Sehens, stets selbst wiederum auf bipolare Weise vonstatten geht. Wenn es nämlich um die Frage nach der Verlässlichkeit unserer Vorstellungen und unseres Verstehens geht, dann zeigt sich anhand der Spiegel-Metapher bald, daß nichts auf direkte Weise zu Bewußtsein kommen kann. — Die vermeintliche ›Objektivität‹ eines Spiegels, der gleichsam ohne Verzerrung einfach nur widerspiegeln soll, was sich da vor ihm befindet, wird dann zum metaphorischen *Modellfall des Verstehens*, wenn wir glauben, auf dieselbe oder ähnliche Weise erkennen zu können.



Dabei zeigt sich jedoch, daß beim Erkennen und Verstehen stets noch etwas Drittes im Spiel ist, weil eben alles vom Einsatz der richtigen Sprachbilder und Modellvorstellungen abhängig ist. Das bedeutet, wir erkennen gerade nicht so wie ein Spiegel, der einfach nur wiedergibt, was sich vor ihm zeigt; wir projizieren unsere Vorstellungen vielmehr auf das, was wir sehen, um darauf dann überhaupt erst etwas identifizieren zu können. — Während der Spiegel auf seiner Oberfläche rein optisch einfach nur verdoppelt, was sich vor ihm zeigt, spielen sich beim *Spiegeln* mit menschlichem Auge äußerst komplexe Bewußtseinsprozesse ab. Es geht nicht mehr nur um Optik, sondern um Eidetik.

Etwas als etwas Bestimmtes zu identifizieren, ist ein Akt der Zuschreibung. Wir können uns täuschen dabei, so wie der Hase beim *Wettlauf zwischen Hase und Igel* das Opfer einer bewußten Täuschung wird, eigentlich handelt es sich jedoch eher um einen Betrug. Er wird nämlich systematisch hinters Licht geführt, aber die Story glaubt die Moral auf ihrer Seite zu haben, weil der Hase selbstherrlich auftritt und demonstriert und den Igel gedemütigt hat mit seiner Weltanschauung, wonach es einzig auf schnelle Beine ankommen soll. Er irrt sich nicht darin, daß er der Schnellere ist, wohl aber, wenn er gar nicht darauf kommt, Herrn und Frau Igel voneinander zu unterscheiden. Es kommt eben nicht einzig und allein nur auf Schnelligkeit an.

Derweil sind List und Heimtücke am Werke, aber der Hase kommt einfach nicht ›dahinter‹, wie es so schön heißt, wobei die Spiegel-Metapher unverkennbar wieder einmal Pate steht. — Es ist eben entscheidend, daß wir etwas als ein bestimmtes Etwas oder etwas anderes eben als etwas Anderes erkennen, wenn und nachdem wir bereits Verdacht geschöpft haben. Der Hase aber bleibt arglos, weil er gar keinen Verdacht schöpft, weil er sieht, was er vorgespiegelt bekommt, nicht aber, was dahinter steckt.

Wir projizieren unsere Vorstellung auf die Wirklichkeit und beginnen dann erst zu identifizieren, was wir zu erkennen und dementsprechend zu sehen vermeinen. — Mithilfe neuer Medien-Technik ließe sich diese Konstellation übrigens inzwischen künstlerisch aufbereiten und umgestalten, etwa wenn mit Kameras und hochauflösenden Flachbildschirmen das Spiegeln nochmals gespiegelt wird. So könnte eine spiegeltechnisch manipulierte Projektion für Verwirrung sorgen und für mehr Aufmerksamkeit den Problemen gegenüber,

die wir durch *Spiegeln* bewältigen, wenn wir uns etwas bewußt zu machen versuchen.

Beispielsweise ließe sich die Spiegelverkehrtheit aufheben durch nochmaliges Spiegeln, die Perspektiven ließen sich manipulieren oder es ließen sich auch Gegenstände ins Bild projizieren, die ›real‹ gar nicht vorhanden sind. So würde sehr viel deutlicher werden, daß Spiegel als solche zwar verläßlich sind, unser Blick, mit dem wir in den Spiegel schauen jedoch keineswegs. Vor allem das *Spiegeln* selbst ist ein Bewußtseinsakt, der selbst wiederum von einem Bewußtsein begleitet werden muß.

Wir spiegeln nicht einfach nur, erwartet wird vielmehr ein hoher Grad von *Authentizität*, und dabei wird der Spiegel zum Erkenntnis-Ideal. Es scheint, als wäre das eiskalte Glas nicht nur kristallklar, sondern vor allem eben unbestechlich. Tatsächlich findet aber etwas anderes statt: Die Fähigkeit, im Spiegel etwas als etwas erkennen und identifizieren zu können, um das Ganze dann zu beobachten, ist äußerst anspruchsvoll. Was da vor sich geht, läßt sich selbst wiederum nur ›gespiegelt‹, nur mit Hilfe einer Metaphorik verdeutlichen, die zugleich das Metaphorisieren selbst vor Augen führt.

Wir sehen, erkennen und verstehen nicht einfach nur. Vielmehr müssen wir auch sehen, erkennen und verstehen, daß wir sehen, was wir sehen und daß wir das Gesehene als etwas Bestimmtes identifizieren. Aber gesehen wird nur, was man zu erkennen glaubt. — Es muß daher beim Erkennen etwas Drittes ins Spiel kommen, beispielsweise eine Metapher, mit der wir überhaupt damit beginnen können, zu verstehen zu versuchen. Metaphern sind Verstehensproben, bei denen es gar nicht so sehr auf Übereinstimmungen, sondern vielmehr auf die möglichst exakten Differenzen zwischen Vorstellung und Wirklichkeit ankommt. Es ist auch nicht so, daß auf der einen Seite das Original und auf der anderen Seite die Abbildung steht, so wie es rein optisch von einem seelenlosen Spiegel einfach nur wiedergegeben wird.

In einem lesenswerten Artikel über die Metapher ›*Spiegel*‹ in dem von RALF KONERSMANN herausgegebenen *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* greift KRISTINA KUHN auch auf die feministische Kritik der Spiegelmetapher zurück:

*Die feministische Sichtweise etwas entschärfend, könnte man die Frage stellen, wer es denn überhaupt sei, der einen im Spiegel sieht.*

*Betrachten wir uns nämlich im Spiegel, dann nehmen wir eine ungewohnte Position ein: die eines Fremden. Das würde aber auch bedeuten: Selbstkonstitution ist ein Sich-mit-anderen-Augen-sehen: der Versuch, sich mit fremden Augen zu sehen, um sich selbst besser kennenzulernen.<sup>1</sup>*

Erfrischend undogmatisch und zugleich sehr viel tiefgründiger, wird anhand dieses Beispiels deutlich, daß sich *Bewußtsein* ganz offenbar auf diese Weise gründet, durch Betrachtung von außen, zudem noch aus fremder Perspektive. Dabei ist das Beispiel selbst nicht ohne Hintersinn: Wenn sich also eine Frau, nach Art der gegenwärtigen Kultur in Mitteleuropa, dieser Tage im Spiegel betrachtet, dann stellt sich die Frage, worauf sie dabei achtet, wozu sie und woraufhin sie sich eigentlich spiegelt. Der Blick in den Spiegel wird dann zu einem Akt der Kontrolle, ob das Aussehen so ist, wie es sein soll. — Für einen Beobachter 2. Ordnung stellt sich dabei die Frage, mit welchen oder mit ›wessen‹ Augen sie sich betrachtet, wenn sie den Spiegel zur Hand nimmt.

Es könnte der begehrliche Blick begehrtenwerter Männern sein, den sie mit ihren eigenen Augen dann auf das Spiegelbild projiziert, um Differenzen zu bemerken, die korrigiert werden sollten. Es kann aber auch alles Erdenkliche andere sein, das da warum, woraufhin und wozu kontrolliert und optimiert werden soll. — Wenn wir uns betrachten, dann tun wir das in der Regel in Bezug auf irgendetwas, wir betrachten uns nicht einfach so.

Wir nehmen dabei eine *exzentrische Perspektive* ein. Es ist etwas, das von außen kommt und den eigenen Blick ergreift, um ihn zu lenken, so daß wir auf Differenzen zwischen irgendeinem Ideal und unserer eigenen Wirklichkeit kommen, in diesem Fall beim eigenen Erscheinungsbild. Dabei ist etwas Fremdes im eigenen Blick, wenn wir uns von außen, vielleicht auch mit den Augen oder aus der Perspektive anderer betrachten. — Nicht nur beim Schönsein oder beim Optimieren der angemessenen Erscheinung wird etwas Fremdes in den eigenen Blick genommen. Nur auf der Grundlage bewußt gesetzter Differenzen läßt sich überhaupt zwischen Vorstellung, Ideal und Wirklichkeit unterscheiden.

Der *Blick* auf sich selbst muß erst sensibilisiert werden für das, worauf geachtet werden soll, dann kann überhaupt erst bemerkt werden, worauf es womöglich

---

<sup>1</sup>Kristina Kuhn: ›Spiegel‹. In: Ralf Konersmann (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt 2007. S. 375–388. Zit. v. S. 382.

ankommen könnte. Dieses Fremde im eigenen Blick bei der Selbstkontrolle im Spiegel, dieses sich selbst objektivierende Begutachten der eigenen Erscheinung, ist hoch komplex. — Zugleich haben wir damit ein möglichst einfaches Beispiel dafür, was Bewußtsein genannt werden darf und daß jedes Bewußtsein erst gesetzt werden muß, bevor es mit seiner Arbeit überhaupt beginnen kann. Bewußtsein ist nämlich niemals einfach so, es ist vielmehr immer nur konkretes Bewußtsein von etwas.

An dem hier gesetzten Beispiel einer Frau, die sich ganz bewußt auf eine bestimmte Wirkung hin stylt, läßt sich zeigen, daß es, was auch immer sie macht, schlußendlich ihr Geheimnis bleiben wird, wozu, für wen oder auch woraufhin sie sich gespiegelt und dann für eben diese und keine andere Erscheinungsweise entschieden hat. — Es bleiben dem Beobachter 2. Ordnung nur die Spekulationen über ihre tatsächlichen Beweggründe, mag der Auftritt selbst noch so unzweideutig erscheinen. Über das, was sich im Inneren tatsächlich abspielt, kann ein Betrachter 2. Ordnung nur spekulieren, weil es eben eine Vielfalt von Möglichkeiten gibt, ein- und dieselbe Erscheinungsweise mit den tatsächlichen Motiven und Beweggründen zu unterlegen. Oft wüßten wir es nicht einmal selbst, was uns wozu motiviert, oft ist das, wovon wir uns lenken und leiten lassen, nicht einmal bewußt geworden. Dabei sind gerade Idealvorstellungen von ganz besonderer Bedeutung.

KRISTINA KUHN kommentiert die Konstellation dieser weiblichen Selbstoptimierung der eigenen Erscheinung mit hintergründiger Kritik am Anspruch auf vermeintliche *Natürlichkeit*, die ebenso wie jede *Authentizität* eine Frage ihrer Inszenierung ist. Wir sind ganz offenbar darauf aus, daß Ideale wirklich werden sollen, wir sind weit weniger interessiert, wenn und wo dem nicht so ist.

*Denn es ist tatsächlich zunehmend wichtiger, ein bestimmtes Bild von sich zu vermitteln, das in einen entsprechenden Funktionsrahmen paßt, und je nach Rahmung dieses Bild zu variieren oder gar ein neues zu generieren. Das große Welttheater hat auch einen weiteren Vorteil: Man braucht sich selbst nicht zu erkennen. Da es die Menschen einer schwierigen Aufgabe enthebt, entlastet es ihren alltäglichen Umgang miteinander.*

*Der Nachteil ist: Die Rollen sind bereits verteilt. Sie sind es in einem so erheblichen Maße, daß der Ruf nach Authentizität zur*

*Farce wird. Gelegentlich bemerkt man die Anstrengung, die es kostet, so natürlich zu wirken, wie man zu sein vermutet oder — im besseren Falle — wie man sich zu sein wünscht. Das Problem ist ungeschlechtlich. Feministische Kritik hat es jedoch besser sichtbar werden lassen. Tatsächlich scheint es mit der Frage anzuheben, für wen Frauen sich zurechtmachen und warum sie sich unter bestimmten Umständen so oder anders verhalten.<sup>1</sup>*

Wenn wir in einen Spiegel sehen, dann tun wir es zumeist, weil wir etwas ganz Bestimmtes vornehmen wollen. Der Blick in den Spiegel dient keineswegs der Selbstvergewisserung, daher sind wir es auch nicht selbst, den wir da erblicken, vielmehr betrachten, bewerten und begutachten wir uns immer nur auf bestimmte Aspekte hin. Erst wenn unser Blick rein zufällig auf unser Spiegelbild fällt, erst dann nehmen wir uns ›ganz‹ war, als eben diese Person und zumeist kommen eher seltsame Gefühle auf, die sofort zusammen mit dieser unwillkürlichen Selbstbegegnung einhergehen. — Da ist es schon sehr bemerkenswert, wenn mitunter von Personen mit schweren psychischen Störungen der Blick in den Spiegel bewußt vermieden wird. Man kann, will und möchte sich nicht selbst in die Augen schauen und findet es offenbar unerträglich, sich selbst betrachten, sich mit sich selbst identifizieren zu müssen ...

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 382.

## Die Metaphorik vom Spiegeln

SPIEGLEIN, SPIEGLEIN AN DER WAND — DER ZERBROCHENE SPIEGEL ALS BÖSES OMEN — VON ZAUBERSPIEGELN — SELBSTBESPIEGELUNGEN — EINVERNEHMEN MIT SICH SELBST — EMPATHIE UND THEORIE — EMOTIONALITÄT UND RATIONALITÄT — GEFÜHL UND DENKUNGSART — DIE KUNST DER SELBSTREFLEXION — VOM GESPRÄCH DER SEELE MIT SICH SELBST — ›O FREUNDE, NICHT DIESE TÖNE!‹ — NAHERWARTUNGEN IM DIESSEITS — DAS WESEN DES MENSCHEN NACH FEUERBACH: BEWUSSTSEIN — VERNUNFT, WILLE, LIEBE UND HERZ — RELIGION ALS ENTZWEIUNG — VON FALSCHEN UND RICHTIGEN GÖTTERN — WAS HAT NARZISS GESEHEN? — ›EASY RIDER‹ UND ›BEZAUBERENDE JEANNIE‹ — IDENTITÄT UND SELBSTFINDUNG — MAX FRISCH UND DIE PROBLEME DER IDENTITÄT — IDENTITÄT ALS ÜBERHOLTES KONZEPT — NARZISS VERSTEHEN

---

<b>Sich selbst spiegeln</b> . . . . .	<b>149</b>
Sehen und Verstehen . . . . .	154
Spiegelstadium . . . . .	157
Seit ein Gespräch wir sind . . . . .	160
<b>Identität und Individualismus</b> . . . . .	<b>162</b>
Das Diesseits als Jenseits . . . . .	162
Die Götter sind unsere Geschöpfe . . . . .	165
Identität — ein überholtes Konzept? . . . . .	172

---

### Sich selbst spiegeln

Erkenntnis und Bewußtsein kommen nicht auf einfach Weise zustande, sondern eben erst, wenn etwas Drittes ins Spiel kommt. Zwischen dem Subjekt und dem dem Objekt der Erkenntnis kommt noch hinzu, was PLATON als *Idee*

beschrieben hat. Wir sind offenbar angewiesen auf mustergültige Vorbilder, von denen abhängig gemacht wird, ob wir etwas als etwas erkennen und ob wir das Erkannte dann auch für das halten, wonach es aussieht.

Die Metapher vom *Spiegel* und vom *Spiegeln* steht für dieses Prinzip, daß wir immer bestimmte Hinsichten an den Tag legen und erst daraufhin zu spiegeln beginnen. — Signale können vieldeutig sein, und vermeintliche Signale müssen nicht unbedingt signalisieren, was interessengeleitete Beobachter nur glauben, sehen und erkennen zu können. Sehr oft ist der Wunsch der Vater des Gedankens und dieser kann fehlgeleitet sein, wenn einfach nur ins Bild gesetzt wird, was man sehen möchte, nicht aber, was tatsächlich der Fall ist oder was womöglich auch der Fall sein könnte.

Der *Hase* hat beim Wettlauf mit den beiden *Igeln* keine Chance, die Täuschung zu erkennen, denn er ist darauf fixiert zu rennen aber nicht zu erkennen. Dabei zeigt sich, wie tragisch solche Konstellationen sich auswirken können, wenn entscheidende Wahrnehmungen nicht gemacht werden, vielleicht gar nicht gemacht werden können. — Metaphorisch wird dem seelenlosen Spiegel dagegen eine geradezu mustergültige Objektivität unterstellt. Das Spiegeln motiviert die Idealvorstellungen einer Wahrnehmung, von der erwartet wird, sie möge unvoreingenommen sein, obwohl im Unterschied zu uns, unseren Ängsten und Eitelkeiten, ein Spiegel selbst gar nicht bestechlich sein kann.

So setzt etwa die ebenso schöne wie böse Stiefmutter im Märchen von *Schneewittchen* auf das objektive Urteil eines Zauberspiegels, dem nur beizukommen ist, wenn sie die tausendmal schönere Konkurrentin mit ausgesuchter Heimtücke ganz einfach aus dem Wege räumt und vom Leben zum Tode befördert. Erst dann würde das Spieglein an der Wand ihr wieder ohne Wenn und Aber verkünden können: »Ihr seid die Schönste im ganzen Land!«

Das *Spiegeln* ist selbst ein Modellfall für Bewußtseinsbildung, wenn dabei berücksichtigt wird, daß die Spiegel wie im Märchen von zauberhafter Urteilsfähigkeit sind, so daß einem nichts anderes bleibt, als sich mit dem Urteil abzufinden oder aber hinterhältig dagegen vorzugehen, indem etwas aus der Welt geschafft wird, was aus Gründen höchst persönlicher Eitelkeit nicht sein soll, weil eben nicht sein soll, was nicht sein darf. — Während der Bote, der die schlechte Nachricht überbringt, mitunter das erste Opfer der dadurch ausgelösten Mißstimmung ist, bleibt den Zauberspiegeln im Märchen das Schicksal erspart, einfach nur zerschlagen zu werden, unmittelbar nachdem sie ein mißliebigen Urteil abgestattet haben.

Der zerbrochene Spiegel ist dann auch psychologisch betrachtet ein ausgesprochen böses Omen, denn der Spiegel verkörpert eben nicht nur sich selbst in

seiner Materialität als Objekt aus Glas und Quecksilber, er steht vielmehr für das, was Bewußtsein erst möglich macht: Reflexion, Selbstreflektion, Kritikfähigkeit, Selbsterkenntnis, Selbstmoderation. — Die Metapher vom Spiegel und insbesondere vom Spiegeln firmiert sogar als Modellvorstellung für das, was Philosophie aber auch Kunst eigentlich ausmacht; es sind allesamt bewußtseinsbildende Maßnahmen, die nur zustande kommen, wenn immer wieder neue Differenzierungen gesetzt werden. Stets sind die Hinsichten, an denen Maß genommen wird, zunächst eigentlich etwas ungewohnt Fremdes, das eingebracht wird, etwas, woraufhin gespiegelt und woran das Gespiegelte bemessen, beurteilt und bewertet wird.

*Scherben bringen Glück*, so heißt es: Porzellan zu zerschlagen ist irrelevant, was eher für häuslicher Auseinandersetzungen steht, die als solche weder Glück noch Unglück bringen, sondern einfach nur Leid. Tatsächlich sind ganz exklusiv Scherben aus Glas gemeint, denn nur diese verheißen Glück, und dagegen ist es wiederum ein böses Omen, würde ein Spiegel zu Bruch gehen. — Es ist interessant, diese Scherben–Glücks–Ordnung nachvollziehbar zu machen, vor allem um zu verstehen, warum es so unheilvoll sein soll, ausgerechnet einen Spiegel zu zerschlagen.

*Spiegel* stehen allerdings nicht nur für das, was sie tun, als Symbol verkörpern sie vielmehr selbst zusätzlich noch, wofür sie Modell stehen. Wer sie zu Bruch gehen läßt oder vielleicht sogar aktiv zerschlägt, bekommt ganz große Probleme mit dem, wofür sie einstehen: Wahrheit, Erkennen–Können, Selbst–Wahrnehmung, ja sogar Identität, Würde, Selbstachtung und Selbsterkenntnis. — Der Spiegel spiegelt nicht nur, er steht zugleich auch für das Selbstverhältnis derer, die in ihn hineinschauen. Wer also in den Spiegel schaut, begegnet dem eigenen Blick und erblickt sich immer auch selbst.

Das dürfte dann der Grund dafür sein, warum es dem Symbol zufolge Unglück bedeutet, wenn Spiegel zerbrechen, weil dann eben genau das, wofür sie einstehen, selbst gefährdet zu sein scheint. — Einen Spiegel ganz bewußt zu zerschlagen, ist dementsprechend ein sehr übles Omen, denn dieser Akt selbst gibt symbolisch zu verstehen, daß man die *Wahrheit* einfach nicht mehr erträgt. Als Symbol steht der unbestechliche Spiegel dagegen für den unabhängigen Richter, also für eine *Vernunft*, die auch gegen eigene Interessen und Voreingenommenheiten noch immer geltend machen wird, was der Fall ist und was nicht.

Spiegel werden blind mit den Jahren blind, versagen ihren Dienst oder geraten vielleicht selbst aus dem Blickfeld, verschwinden, werden vielleicht geraubt und gehen verloren. Aber man darf sie nicht zerschlagen, weil sich eine solche



Tat zugleich an allem vergeht, wofür ein Spiegel steht. Ein Täter vergeht sich damit am eigenen Schicksal, denn der verweigerte Blick, verhangene oder auch der zerstörte Spiegel zeugen davon, daß da einer längst in seiner Phantasiewelt lebt, gefangen in einem Netz aus Einbildungen, Ängsten und Sorgen, die immer weniger dem entsprechen, was wirklich relevant, was tatsächlich der Fall ist. Märchenhafte Zauberspiegel verfügen nicht selten über ganz besondere Fähigkeiten. Sie können den Blick in die Ferne, in die Vergangenheit oder in die Zukunft eröffnen. Die Kristallkugeln der Wahrsager, Tarot-Karten, die Handlinien oder auch das Horoskop sind insofern ›Spiegel‹. Nicht anders die Wasserspiegeloberfläche in einem kleinen Gefäß, worauf NOSTRADAMUS seinerzeit des Nachts auf dem Dach seines Hauses in die Zukunft geschaut hat. Ähnlich verhält es sich mit dem Lichtstrahl, der eines Tages auf einen Teller aus Blei fällt, so daß JACOB BÖHME bei seiner Arbeit als Schuster innehält, mystisch tiefe Erfahrungen macht und darüber zu schreiben beginnt. — Ein Spiegel muß nicht unbedingt eine glatte Glasoberfläche haben. Wichtig ist, daß er als Projektionsfläche taugt, mehr noch, daß er beim Spiegeln vielleicht sogar zu einem *Medium* wird.

Denn in allen oben nur angedeuteten Fällen spiegeln solche ›Spiegel‹ nicht mehr einfach nur, sie sind sogar weit mehr als bloße Projektionsfläche. Solche ›Zauberspiegel‹ werden zum *Medium*, wenn sich darauf etwas ›sehen‹ läßt, das den Tiefen der eigenen Psyche und einer langen Tradition der Wahrsagekunst entstammt. So ließe sich beispielsweise konstatieren, daß *Horoskope* als Projektionen zu betrachten sind, die wiederum auf den Sternenhimmel projiziert worden sind, der in diesem Falle wie ein Spiegel fungiert. Lange, wirklich sehr lang sind Himmelsbeobachtungen gemacht worden, *Astronomie und Astrologie* waren noch bis in die Neuzeit einander verbunden. — Kaum verwunderlich ist es daher, daß es Traditionen gibt, die sich nicht ganz so leicht einordnen lassen, wie etwa der hochwissenschaftlich inszenierte Hype um die *Hirnforschung* unserer Tage, die den Eindruck erweckt, man könnte durch gespiegelte Bilder vom menschlichen Hirn tatsächlich die Tiefen unserer Psyche selbst ausloten, mehr noch, man würde unser Denken, Fühlen, Fürchten und Hoffen selbst vor Augen bekommen.

Die vermeintliche Objektivität beim Spiegeln ist jedoch reine Fiktion. Entscheidend sind vielmehr alle erdenklichen, höchst konkreten Subjektivitäten, denn zuletzt geht es darum, bei allen Widersprüchen mit sich und der eigenen Person schlußendlich doch noch so etwas wie das eigene *Selbst* zu begründen. Dazu aber sind Meta-Reflexionen erforderlich, die sich in der Auseinandersetzung mit dem, was das Sich-Bespiegeln eigentlich bedeutet, näher erläutern

lassen. — Darauf gründet sich auch die Idee, daß sich das Sehen nochmals sehen läßt. Da es sich dabei um die eigene Person dreht, zerbricht auch nicht der Spiegel, sondern die kindliche Einfalt. Und so treten *Subjekt und Objekt* augenblicklich auseinander, beziehen sich aber weiterhin auf ein- und dieselbe Person, auf ein eigenes *Selbst*, das aber noch gar nicht vorhanden ist, was alsbald schon quälend sein wird.

Zwischen dem Subjekt, das ich bin und dem Objekt, das ich auch bin, vermittelt dann eine dritte Perspektive. Dieses dritte Auge ist der Blick zurück auf sich selbst und die eigenen Widersprüche und Unzulänglichkeiten, nun aber wahrgenommen aus einer höheren Warte. Dazu aber braucht es Zeit, es bedarf der Entwicklung, bis dieses dritte Auge aufgetan werden kann. Zunächst einmal werden auf schockierende Weise das subjektive Selbstgefühl und die objektivierende Selbstbetrachtung auseinandertreten, so daß sich eine Bipolarität bildet, die ständig neue Differenzen sichtbar und spürbar werden läßt. Man ist urplötzlich nicht mehr eins mit sich, sondern tatsächlich entzweit.

Dabei ist das *Spiegeln* selbst ambivalent, es trennt und verbindet, je nachdem, wie man sich aufstellt und aufgestellt sieht. Einerseits fallen *Subjekt und Objekt* auseinander, so daß etwas spürbar zu fehlen beginnt, was zuvor ganz und gar nicht als fehlend wahrgenommen worden ist, ein *Selbst*, eine Antwort auf die zuvor noch fraglose Frage: Wer bin ich in meinen Augen und wer bin ich in den Augen der Anderen? So nimmt die Selbstbespiegelung ihren Lauf, so entwickelt sich neues Bewußtsein, daß darauf aus ist, sich selbst zu begreifen. — Auch der Therapeut in einer nondirektiven, klientenzentrierten Gesprächstherapie versucht nach Möglichkeit einfach nur möglichst versiert zu spiegeln, was gesagt worden ist. Und seltsamerweise führen gerade solche nochmals zurückgespiegelten Selbstbespiegelungsversuche dazu, daß ein Gespräch sich ergibt, ein Dialog, den der Klient fortan *im Einvernehmen mit sich selbst* zu führen beginnt.

Der mustergültige Fall eines Schocks, der durch Spiegelung hervorgerufen wird, ist der des schönen NARZISS, gleichfalls ein Jüngling, der im Begriffe ist, sich selbst in seiner eigenen Attraktivität zu begreifen. Das mißlingt ebenso wie beim Jüngling im Essay über das Marionettentheater bei KLEIST, in diesem Fall aber können wir noch tiefer blicken, in die Untiefen eines Aktes der Selbstbegegnung, den der Mythos in eine diffizile und gar nicht so leicht zu interpretierende Weise einem bitteren Ende für alle Beteiligten zuführt.

## Sehen und Verstehen

Es genügt nicht, einfach zu schauen, um sich sodann im Geschauten oder gleich im Schauen vollständig selbst zu verlieren. Es genügt auch nicht, mit viel Einfühlung bei der Sache zu sein, die beobachtet wird, denn es wäre noch immer die Frage, ob Einfühlungen nicht viel eher so etwas sind wie willkürliche Projektionen. Es käme aber darauf an, mit Hilfe von *Empathie* möglichst genau deuten und nachvollziehen zu können, was sich gerade tatsächlich ereignet. Dazu aber bedarf es eines *Bewußtseins*, das sich zugleich darüber im Klaren ist, daß *wir* es sind, die beobachten, empfinden und darüber dann auch noch theoretisieren und vor allem — reden.

Dazu ist es erforderlich, staunen zu können, aber staunen kann nur, wer sich zugleich dessen bewußt ist, daß an dem, was sich da soeben abspielt, etwas Besonderes ist. Entscheidend wäre demnach zweierlei, zum einen, daß wir über *Empathie* verfügen und uns hineinversetzen können in das, was wir sehen, zum anderen ist es aber ebenso entscheidend, zugleich *theoriefähig* zu sein, was bedeutet, daß wir in der Lage sein müssen, uns zu erschließen, was womöglich im Zentrum des Geschehens vor sich geht, um sodann aus dem Beobachteten und dem Erfahrenen ganz eigene Schlüsse zu ziehen.

Wenn etwa ein Tier von einem urzeitlichen Jäger dabei beobachtet wird, wie es nach einer Verwundung bestimmte Blätter auflegt, so kann, muß ihm aber nicht bewußt werden, was das bedeuten könnte. Das Vorgehen, eine Beobachtung zu machen, sie auszulegen, den Schluß daraus zu ziehen, was das womöglich bedeuten könnte, also die Hypothese zu bilden, in den Pflanzenteilen könnten bestimmte Heilkräfte stecken, um die so gemachte Erfahrung bei nächster Gelegenheit anzuwenden, das ist schon etwas ganz Besonderes. — Etwas nur zu sehen und es sogleich auch in seiner Bedeutung zu verstehen, ist ganz offenbar eine Deutungskunst, die erst mit dem Menschen in die Welt kommt. Mit dieser Fähigkeit ist überhaupt erst daran zu denken, das Paradies angestammten Verhaltens ein für alle Mal hinter sich zu lassen, um sich fortan autonom zu orientieren.

Nicht Empathiefähigkeit allein, sondern erst zusätzliche Theoriefähigkeit ist demnach entscheidend. Es genügt nicht, einfach nur Mitleid, Mitgefühl oder Einfühlungsvermögen an den Tag zu legen. Darüber hinaus muß im selben Augenblick realisiert werden, daß *ich* es bin, der sich da in etwas oder jemand hineinversetzt, denn es wäre nicht hinreichend, wenn ich nicht zugleich auch meine Beobachtungen realisieren und umsetzen würde in Theorien. — Das bedeutet, daß Menschen vermutlich sehr früh bereits in der Lage waren, aus einer

einzelnen, isolierten Beobachtung, wie etwa die eines sich möglicherweise selbst behandelnden Tieres, generalisierende Schlüsse zu ziehen, so wie hier, daß diese Blätter womöglich bei dieser Art der Verwundung hilfreich sein könnten.

Das, worauf es ankommt, kann gar nicht gesehen werden. Es muß durch *Theorie*, durch einen bewußt gelenkten Blick erst sichtbar oder wenigstens einsehbar gemacht werden, was hier womöglich bedeutungsvolles vor den Augen des Betrachters vor sich gegangen ist. Einfach nur Hinschauen ohne Theorie kann nicht genügen, denn dann wird nicht eingesehen, was in der Tat gar nicht gesehen werden kann. Zu sehen wäre lediglich ein verwundetes Tier, das sich Blätter auflegt, vielleicht nachlässig, vielleicht unbeholfen... — Es muß also, um daraus medizinische Schlüsse zu ziehen, zunächst mit Hilfe von *Empathie* die Situation des Tieres vor Augen geführt werden, dann muß zusätzlich durch *Theorie* diejenige Perspektive eingenommen werden, die es erlaubt, dem Ganzen eine Deutung zu geben.

Wenn aber die Empathie erfahrbar und spürbar macht, in welcher Situation, in welcher Verfassung, in welchem Körpergefühl das beobachtete Tier derweil steht, dann hat die Theorie einige Anhaltspunkte, Hypothesen zu bilden. — *Empathie* schafft konkretes Mitgefühl, aber erst *Theorie* gibt zu verstehen, was vor sich geht. Es ist ein fataler Irrtum aber auch bequem, Gefühl oder Vernunft einseitig hervorzuheben, als hätten wir die Wahl und könnten uns für eines von beiden entscheiden.

Erst die Theorie erlaubt es, gemachte Erfahrungen abzuleiten, sie gleichsam zu konservieren, indem eine Regel daraus gemacht wird, die sich ohne weiteres mitteilen läßt, daß eben bei bestimmten Verwundungen das Blatt dieser bestimmten Pflanze hilfreich sein könnte. Und so besteht dann zwischen dem Tier, das diese ›Medizin‹ anwendet und dem urzeitlichen Jäger, der diese Beobachtung macht, ein ganz entscheidender Unterschied. Erst Menschen stellen Hypothesen auf und machen im Erfolgsfall eine tradierte Regel der Erfahrungsheilkunde daraus, die sich mitteilen, diskutieren und sogar experimentell überprüfen läßt.

Empathievermögen und Theoriefähigkeit gehören also zusammen. Es genügt nicht, alle erdenklichen Empfindungen einfach nur zu haben, wenn nicht zugleich auch bewußt gemacht wird, was sie jeweils bedeuten. *Theorie* ohne Einfühlungsvermögen ist blind, *Empathie* ohne Theorie ist nichts weiter als konfus. Die Rede von der Gefühlsduselei ist daher ebenso berechtigt, wie die Rede von eiskalter, abgehobener und irrelevanter Theorie. — Es scheint, als würde auf dieser Ebene der Bruch zwischen *Psyche* und *Physis* wieder geheilt, wenn Theorie und Empathie einander korrespondieren, wenn beide ihre synthetischen und

synästhetischen Kräfte entfalten und zusammenspielen, um herauszubringen, was eigentlich vor sich geht.

Es kann nicht hoch genug angesetzt werden, was dieses Zusammenspiel bedeutet. Was zuvor ausgeschlossen war, wird urplötzlich möglich: Wir können uns nicht nur in alle erdenklichen Situationen hineinversetzen, sondern auch in die Perspektive der Anderen. Wir können lernen, indem wir uns in Situationen hineinzusetzen, die nur in der Vorstellung ›sind‹. Auf diese Weise lassen sich entscheidende Erfahrungen machen. — Aber *Einfühlung* kann schief gehen, ebenso wie *Theorie*. In beiden Fällen sind Irrtümer möglich, entweder mit viel Gefühl oder mit zu viel konsequenter aber bornierter Denkungsart, grandios daneben zu liegen.

Irrtümer im Fühlen wie auch im Denken halten sich oft hartnäckig. Wir erwarten zu sehen und auch einzusehen, was wir zu sehen und einzusehen erwarten. Beobachter haben oft einen beträchtlichen Einfluß auf das, was beobachtet wird, von den Deutungen ganz zu schweigen. Entscheidend ist daher gar nicht so sehr, von Anfang an richtig zu liegen mit einem Gefühl, mit einer Theorie. Entscheidender ist, ob *Empathie* und *Theorie* jeweils offen, variabel und flexibel sind für Überraschungen, für neue Abstimmungen untereinander. Gefühlvolle Voreingenommenheit ist ebenso wenig wie eitle Theorie dazu angetan, Einwände gelten zu lassen. Insofern gibt es zwei Arten der Ignoranz, einmal die auf der Gefühlsebene, dann die auf der Ebene der Denkungsart. Die einfältigste Selbstimmunisierung gegen bemerkenswerte Gefühle und Gedanken aber ist eilfertiges Moralisieren.

Tragisch werden derartige Konstellationen einer unheilvollen Vorentschiedenheit ganz besonders dann, wenn sie sich nicht korrigieren lassen, wenn die eine Erfahrung, die alles Bisherige in Frage stellt, nicht nur nicht registriert, sondern vielleicht sogar bewußt ausgeblendet wird, so daß sich die Theorie, aus deren Blickwinkel alles urplötzlich ganz anders aussehen würde, partout nicht erschließen, einfach nicht eröffnen läßt. — Ein Beispiel für eine solche tragische Konstellation wäre NARZISS, weil hier sehr wohl bereits das Stadium des Tieres verlassen worden sein muß, während zugleich das Stadium des erwachsenen Menschen noch nicht erreicht worden sein kann.

Einerseits dürfte NARZISS sich im eigenen Spiegelbild erkennen, andererseits sieht er etwas, das ihn befremdet, berührt und berückt. Es ist also die Frage, welches Ideal er über sein eigenes Spiegelbild gelegt hat. Wir spiegeln uns nämlich nicht einfach nur, wir machen uns bewußt, daß wir uns spiegeln. — Die Frage ist, was NARZISS wirklich gesehen und derart verstört hat.

## Spiegelstadium

Spätestens im zweiten Lebensjahr bestehen Menschen regelmäßig den sogenannten *Spiegeltest*, bei dem es darauf ankommt, sich selbst im Spiegelbild zu erkennen. Um diese Fähigkeit experimentell zu erweisen, wird einem Kleinkind oder auch einem Tier unbemerkt ein bunter Fleck auf die Stirn appliziert. Entscheidend ist, ob diese Absonderlichkeit im Spiegelbild bemerkt und sodann im eigenen Gesicht lokalisiert wird. Wird darauf tatsächlich versucht, den Fleck von der eigenen Stirn zu entfernen, dann dürfte definitiv bewiesen worden sein, daß es gelingt, sich selbst im Spiegel zu erkennen. Aber auch das Schneiden von Grimassen oder ganz explizit das Untersuchen der eignen Zähne, gilt bereits als Beweis, daß der Spiegeltest bestanden wurde. — Wir sollten allerdings vorsichtig sein, zu selbstgefällig auf Tiere herabzuschauen, wenn sie etwas länger brauchen, dahinter zu kommen, was es mit dem eigenen Spiegelbild auf sich hat, denn Menschenkindern wird in der Regel gezeigt und erklärt, was Tiere selbst und auf sich allein gestellt erst in Erfahrung bringen müssen.

Der Ablauf ist stets derselbe: Zunächst wird versucht, mit dem vermeintlichen Artgenossen in Kontakt zu treten, dabei werden exemplarische Animier- und Drohgebärden aber auch Warnrufe ausgeführt. Nach einer Phase dieser vermeintlichen Interaktion werden Versuche gestartet, hinter das Spiegelbild zu gelangen, was bekanntlich nicht von Erfolg gekrönt sein kann. Wenn sich das Tier darauf dann dem Spiegelbild erneut zuwendet, um bestimmte Bewegungsabläufe zu wiederholen, dann muß hier bereits eine Erwartung, so etwas wie eine Quasi-Theorie zugrunde liegen.

Allmählich wird bemerkt, daß das Spiegelbild immer dieselben Bewegungen vollführt. Es kommt dann zum Schneiden von Grimassen, was eigentlich bereits als Selbstbespiegelung betrachtet werden kann. Darauf findet immer mehr Spiel und immer weniger Interaktion mit dem vermeintlichen Artgenossen statt. Wenn etwa die Zunge herausgestreckt wird und dann auch noch die eigenen Zähne untersucht werden, dann muß erkannt worden sein, daß es sich um das eigene Spiegelbild handelt. — Das Bestehen des Spiegeltests dürfte notwendig aber nicht hinreichend sein, über weitere noch höher reflektierte Bewußtseinsebenen zu verfügen, so daß *Selbstbeobachtung*, *Selbstkontrolle* und vielleicht sogar *Selbstthematization* möglich werden.

Dem französischen Psychoanalytiker JACQUES LACAN zufolge durchläuft ein jeder Mensch im sogenannten *Spiegelstadium* einen ganz entscheidenden Abschnitt seiner Entwicklung. Es ist zugleich ein im Verhältnis zum Nestor der Psychoanalyse, SIGMUND FREUD, ungeheurer Fortschritt, der sich mit LACAN

abzeichnet, wenn als Movens unserer *Psyche* nicht mehr diese atavistischen und inzwischen eher obskur anmutenden *Triebtheorien* im Hintergrund oder vielmehr im Untergrund stehen, sondern wenn endlich davon ausgegangen wird, daß unser *Bewußtsein* von Anfang an im Wesentlichen auf vielfältige Formen der *Selbstreflexion* beruht. — Dabei ist die Sprache von außerordentlicher Bedeutung, denn wir reden nicht nur miteinander, wir ›reden‹ auch mit uns selbst.

Wenn es darum geht, sich selbst zu orientieren, dann erschweren gewisse Redeweisen und Vorurteile die Selbstorientierung ganz erheblich. Ganz besonders fatal ist die Berufung auf angeblich untrügliche Gefühle. So wird dann einfach behauptet, man habe da eben so *ein bestimmtes Gefühl* und dafür wird Geltung gefordert, ohne das gezeigt werden kann, was dieses Gefühl denn eigentlich besagt und bedeutet. Stattdessen wird der Anspruch auf Geltung generalisiert, *Gefühle* seien eben ganz besonders verlässlich. Sie wären dem *Reden* und vor allem dem Denken weit überlegen, wird dann im Brustton der Überzeugung, ohne den geringsten Anflug von Zweifel zu verstehen gegeben.

Es zeugt von erschreckender Naivität, wenn Gefühle für sakrosankt erklärt werden, denn es wird dabei unterstellt, Irrtümer kämen immer nur durch falsche Gedanken aber niemals durch falsche Gefühle zustande. Gefühle hätten so etwas wie eine höhere Wirklichkeit und dürften dementsprechend weit mehr Geltung beanspruchen als Vernunft, Verstand und Erfahrung. Es ist abenteuerlich, weil solche Gefühls-Gottesurteile ohne jede Reflexion zustande gebracht werden, ohne jeden Diskurs, ohne daß auch nur versucht würde, diese so wichtigen Gefühlstatsachen dann wenigstens im Dialog verständlich zur Sprache zu bringen. — Eine andere Unart besteht darin, einfach zu konstatieren, das sei nun einmal *die eigene Meinung*. Es kommt aber nicht im Geringsten darauf an, ob wir der Meinung sind, daß der Mond aus grünem Käse besteht.

Meinungen, Vorstellungen, Wahrnehmungen und auch Gefühle können wahr oder falsch, zutreffend oder unzutreffend, angemessen oder unangemessen sein. Alles kann täuschen, kein Zugang ist exklusiv und schon gar nicht einzig wahr. Die *Kunst der Selbstreflexion* besteht eben darin, genau damit zu rechnen, daß unsere Meinungen, Vorstellungen und sogar unsere Wahrnehmungen falsch sein können. — Es gilt, das eigene *Reden* nochmals zu besprechen, das eigene *Denken* nochmals bedenken zu können, ja sogar den eigenen *Gefühlen eine Sprache* zu verleihen, die es ihnen erlaubt, sich selbst zu erklären. Erst dann, wenn den Gefühlen angemessene Worte zur Verfügung gestellt worden sind, so daß sie sagen können, was sie bewegt, erst dann läßt sich überhaupt erst fassen, was uns bewegt.

Bei PLATON werden die entscheidenden Probleme beim Reflektieren im Dialog *Der Sophist* aufgefächert. Demnach ist zu unterscheiden zwischen *Identität versus Nicht-Identität* und zwischen *Sein versus Nichtsein*. Das sind zunächst zwar nur rein logische Prinzipien, die sich aber bald schon als Grundprinzipien aller Dialoge herausstellen, wenn es nämlich wie hier darum geht, daß der *Sophist* als gedungener Rhetoriker, vielleicht als Lobbyist, ganz bewußt und systematisch das gute Argument schlecht und das schlechte Argument gut aussehen lassen kann. — Wenn dem so ist, dann muß das Bedürfnis aufkommen, sich mit Hilfe von *Philosophie* gegen solche *Sophistik* zu verwahren. Und so kommt es dann zu dieser Frage, wie es wohl möglich sein könnte, daß man sich nichts vormachen lassen muß, weder von sich selbst noch von den anderen, weder im Reden noch im Denken:

*Fremder: Also Gedanken und Rede sind dasselbe, nur daß das innere Gespräch der Seele mit sich selbst, was ohne Stimme vor sich geht, von uns Gedanke genannt worden ist?*

*Theaitetos: Richtig.*<sup>1</sup>

Im *Reden* ebenso wie beim *Denken* gehe es eben um Bejahung oder Verneinung, nur daß die Gedanken eben stillschweigend vonstatten gehen. — *Rede* wird hier per se als *Dialog* verstanden, was so entscheidend und prägend ist für die Philosophie bei PLATON. Auch die Unterredung mit sich selbst kann daher gar nicht monologisch sein. PLATON zufolge bedienen sich beide dem Prinzip von *Rede und Gegenrede*, so daß Erwägungen und Erörterungen systematisch in Gang kommen. Schließlich kann jede Rede, gesprochen oder gedacht, wahr oder falsch sein.

Da es auch *beim Gespräch der Seele mit sich selbst* um Unterredung geht, sollte gerade der innere Monolog als Dialog vollzogen werden. Das ist eine inzwischen notwendige Form der Selbstkultur und der Selbstvergewisserung. Gerade dann, wenn wir etwas bedenken, ist ein Gegenüber erforderlich, das die Gegenrede führt. Nur so läßt sich systematisch in Erfahrung bringen, was der Fall sein könnte und was nicht. — Wir können jederzeit Trugbildern, falschen Meinungen oder Einbildungen aufsitzen. Daher ist es so entscheidend, generell den *Diskurs* zum Prinzip der *Dialoge* zu erheben, um einvernehmlich zwischen den unterschiedlichsten Perspektiven, Interessen und Instanzen zu vermitteln.

<sup>1</sup>Platon: *Der Sophist*. In: *Sämtliche Werke*; Berlin [1940]. Bd. 2, S. 733.



### Seit ein Gespräch wir sind

*Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander*, so heißt es in der erst 1954, in einem Londoner Archiv wiederentdeckten Hymne *Friedensfeier* von FRIEDRICH HÖLDERLIN. — Es ist ein sehr bewegendes Bekenntnis zur Geselligkeit aller Gegensätze und Widersprüche, eben zu Diskurs und Dialog.

*Friede*, das bedeutet eben nicht, daß einer das Sagen hat und alle anderen schweigen. Es ist, wenn denn dann *echter Friede* geschaffen worden sein würde, im Sinne von HÖLDERLIN, eben ein Friede, der einer solchen Friedensfeier, der dieser Hymne gerecht geworden sein sollte, dann müßte es schon ein innerer und äußerer Friede sein, einer, der allen und allem gerecht zu werden versteht. — *Friede*, das wäre eben nicht, daß endlich Ruhe ist und irgendeine Ordnung herrscht. Es müßte schon ein grenzen- und schrankenloses Miteinander sein, in dem alle zum Zuge kommen und zugleich ihre Eigenart wahren und zur Freude aller anderen zum Ausdruck bringen können.

Wir deuten das Wort *Friede* viel zu sehr im Sinne einer Machtpolitik, die *Freiheit und Sicherheit* bewußt gegeneinander ausspielt, als könnte man nicht beides haben. Hier bei HÖLDERLIN geht es um alles und vor allem um das, was weit über Politik hinausgeht. Es wäre im Prinzip das Ende aller Politik, weil ein Modus gefunden worden sein würde, in dem alle nicht einfach nur im Gespräch miteinander sind, sondern vielmehr sich selbst als dieses Gespräch erleben. — Es ist eine psychologische Utopie, wie sie bislang eigentlich nur von Priestern als himmlisches Jenseits in Aussicht gestellt werden konnte.

HÖLDERLIN geht es gerade darum, dieses Ideal einer Idylle, der es an nichts mehr fehlt, vom Himmel auf die Erde zu holen. Dabei läßt sich dieser Endzustand nicht nur soziopolitisch als *Friede unter den Völkern* lesen, sondern auch psychologisch als *Einvernehmen mit und in sich selbst*. Denn wie soll Friede im Äußeren möglich sein, wenn Unfriede im Inneren herrscht, wie soll Freiheit im Äußeren möglich gemacht werden, wenn Unfreiheit im Inneren geradezu sehnlichst erwünscht wird, aus Angst vor sich selbst und den vielen Stimmen im eigenen Inneren.

In uns selbst, in unserem eigenen Bewußtsein herrscht ein vielfaches Gerede unterschiedlichster Instanzen, die sich permanent miteinander ins Benehmen setzen und die dabei wie die Götter der Antike ihre uralten Kämpfe ausfechten. Wir tragen das alles in uns, markieren doch diese Gestalten und Figuren genau

das: Verschiedene Hinsichten, Perspektiven, Interessen, Gefühle, Motive, ja Verrücktheiten, die uns motivieren, das eine zu tun und das andere zu lassen, das eine nicht zu tun und das andere nicht lassen zu können.

*Friede*, das kann nicht so langweilig sein wie der Himmel der Monotheisten, das muß so lebendig sein wie das, was deren Priester abgeschafft und ausgetrieben haben. Das macht dann auch die Atmosphäre dieser wirklich berechtigten Friedensfeier so dicht und zugleich gibt sie das Maß vor, wann wirklich Anlaß bestünde, daß die Menschheit sich selbst in ihrer Vielfalt im Beisein aller erdenklicher Götter zu feiern beginnt:

*Viel hat von Morgen an,  
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,  
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang.  
Und das Zeitbild, das der große Geist entfaltet,  
Ein Zeichen liegts vor uns, daß zwischen ihm und andern  
Ein Bündniß zwischen ihm und andern Mächten ist.  
Nicht er allein, die Unerzeugten, Ew'gen  
Sind kennbar alle daran, gleichwie auch an den Pflanzen  
Die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennet.  
Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch  
Das Liebeszeichen, das Zeugniß  
Daß ihrs noch seiet, der Festtag,  
Der Allversammelnde, wo Himmlische nicht  
Im Wunder offenbar, noch ungesehn im Wetter,  
Wo aber bei Gesang gastfreundlich untereinander  
In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl  
Die Seeligen in jeglicher Weise  
Beisammen sind, und ihr Geliebtstes auch,  
An dem sie hängen, nicht fehlt; denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist, ...<sup>1</sup>*

Die erhabenen Hochgefühle, die einer solchen Friedensfeier wirklich gerecht werden könnten, sind bei BEETHOVEN mit bewußter Bescheidenheit bedacht worden. Wo ultimatives Glück aufkommt, wo die Verhältnisse wirklich keine Wünsche offen lassen, wenn das absolute Glück der Menschheit auf der ganzen

<sup>1</sup>Hölderlin: Friedensfeier. In: Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe; Bd. 1–6. Hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart 1946–1962. Bd. 3, S. 430.

Welt tatsächlich zuteilgeworden ist, dort wird die *Ode an die Freude* von SCHILLER mit Understatement eröffnet. Das ist es wohl, was die Götter uns ansonsten voraus haben, sich auch auf den Gipfeln des Glücks noch selbst moderieren zu können, so wie es BEETHOVEN tatsächlich exemplarisch vorführt.

SCHILLER ließ diese Ode erstmals 1786 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Thalia* erscheinen, und schon bald beschäftigte BEETHOVEN sich mit der Idee einer Vertonung. Sie sollte aber erst am 7. Mai 1824 im letzten Satz seiner 9. Sinfonie, Opus 125 ebenso dramatisch wie berückend zur Uraufführung kommen. Im Chorfinale fallen schließlich diese Worte, wenn zunächst ein einzelner Sänger, dann erst der Chor und schlußendlich das ganze Orchester diesen Hymnus anstimmen, der später zur Europahymne werden sollte.

*O Freunde, nicht diese Töne!  
Sondern laßt uns angenehmere  
anstimmen und freudenvollere.  
Freude! Freude!  
Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken,  
Himmlische, dein Heiligthum!  
Deine Zauber binden wieder  
Was die Mode streng geteilt;  
Alle Menschen werden Brüder,  
Wo dein sanfter Flügel weilt.<sup>1</sup>*

## Identität und Individualismus

### Das Diesseits als Jenseits

Vor Zeiten wurden noch ganz andere Sehnsüchte zum Ausdruck gebracht, aber die Gegenwart gibt sich immer profaner und ist nur noch eingesponnen in viel zu enge Metaphern und politische Weltbilder, die ausschließlich von Wirtschaftsinteressen geprägt sind. Der Impuls der *Romantik* hatte seinerzeit

---

<sup>1</sup>Friedrich Schiller: An die Freude. In: Sämtliche Werke; hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert in Verbg. mit Herbert Stubenrauch, Bd. 1–5, 3. Aufl., München 1962. S. 133f.

noch revolutionäre Hoffnungen mit überaus großen politischen Erwartungen zusammengebracht, die tatsächlich eine gewisse Zeit lang greifbar nahe schienen. Sämtliche Ideale, die zuvor ans *Jenseits*, an den Himmel und ans Leben nach dem Leben verschleudert worden sind, wurden urplötzlich disponibel, machbar, möglich. — Das üble Diesseits sollte nicht mehr durch Trost im Jenseits aufgewogen werden, sondern selbst zu einer Welt werden, in der sich zu leben lohnt, für alle.

Seit dieser Zeit hat es wiederholt Phasen solcher Naherwartungen auf ein Jenseits im Diesseits gegeben, zum letzten Mal im *Zeitgeist* der 70er Jahre. Aber alle diese ungemein begeisternden Bewegungen mit allen ihren konkreten Utopien, fielen schließlich doch wieder in sich zusammen. Wie das *Jenseits*, wie das *Paradies*, wie *Utopia* werden die Inseln der Seligen von Zeit zu Zeit zwar gesichtet, aber sie sind sehr schwer anzusteuern. Danach rückt alles Utopische wieder in die Ferne und damit auch die Zuversicht, die zuvor noch so glaubhaft motiviert worden war von Idealen aus Glaube, Liebe und Hoffnung.

Das alles mag im nachhinein naiv erscheinen. Der *Utopieverlust* unserer Tage ist jedoch mehr als nur naiv, sondern gefährlich. Inzwischen werden die Quellen der *Psyche* selbst angezapft, bedrängt und gefährdet. Was vorzeiten einmal als *Ausbeutung* bezeichnet wurde, richtet sich inzwischen gegen die *Psyche* selbst. — Und das alles geschieht noch immer aus Gründen ›der‹ *Religion*. Dieser Tage wird einfältiger Ökonomismus als Gebot der Stunde verkündet von den Hohepriestern eines Neoliberalismus, der sich inzwischen so alternativlos etabliert hat wie der vormalige Glaube an den einzig wahren Gott. Schon seit geraumer Zeit wird dem *Gott der Märkte* alles geopfert, was lieb und teuer ist. Und wie im Märchen verlangt das Ungeheuer von Tag zu Tag immer mehr Opfer ...

Was MAX WEBER als *Entzauberung* beschrieben hat, war anfangs noch ganz anders motiviert. Es ging um nichts geringeres als um die Rückführung der erhabensten Träume der Menschheit vom Himmel auf die Erde. Einen Wimpernschlag der Geschichte lang schien alles zugleich möglich: Romantisierung, Aufklärung und Politisierung. Aber dann trat das ein, was so oft den Gedanken, Gefühlen und Sehnsüchten die Flügel bricht, manifeste Interessen, Ängste und Ressentiments, die es nicht aushalten wollen und können, sich tatsächlich aufs Meer zu begeben, sich den Risiken der Selbsterkenntnis tatsächlich zu stellen,

zumal dann das Unterste zuoberst gekehrt werden könnte. — Es sind aber nicht immer nur Ängste, es ist vor allem auch Phantasielosigkeit, die dafür sorgt, daß weit weniger denkbar erscheint, was sehr wohl möglich sein würde.

LUDWIG FEUERBACH, einer der prominentesten unter den Linkshegelianern, bewegte sich ganz im Geist von HEGEL, als er in seiner im Jahre 1841 erscheinenden Schrift *Das Wesen des Christentums* die These vertritt, daß die christliche Religion Menschenwerk sei und das Ergebnis von *Projektionen*. — Noch immer herrscht großer Respekt vor dieser Respektlosigkeit, im Menschen selbst den Urheber aller göttlicher Gestalten und Figuren zu sehen.

Es ist eine erste, wirklich revolutionäre *Anthropologie*, die an den Quellen jeder Religion, am menschlichen Bewußtsein und an unserer Psyche ansetzt, um zu erklären, warum wir dazu neigen, uns Fetische zuzulegen, Götter zu erschaffen und warum wir auf Priester hören, um von ihnen möglichst enge Ordnungen für unser Leben zu erhalten, die dann oft so ernsthaft befolgt werden, daß kaum mehr Luft zum Atmen bleibt. Es scheint, als bräuchten wir höhere Mächte und Zwangssysteme, denen sich manche Zeitgenossen nur zu willig unterwerfen. — Der Zwang zum Selbstzwang, die Überwindung zur Selbstüberwindung läßt sich eben besser motivieren, wenn der Eindruck entsteht, es gäbe keine Alternative, wenn hinter den Forderungen ›höhere Mächte‹ stehen.

*Religion* bewirkt, daß Menschen sich selbst bezwingen aber nicht bemerken, daß sie es selbst sind, die sich da etwas abverlangen, die sich schlecht fühlen und sogar selbst bestrafen, sollte etwas nicht im Sinne der herrschenden Moral vonstattengegangen sein. Religionen sind *heteronome* Ordnungssysteme, die sich den Einzelnen absolut gefügig machen. Allein der Gedanke an Widerspruch kann daher bereits als schlimmes Vergehen betrachtet werden und verschärfte ›Buße‹ nach sich ziehen. — *Autonomie* ist nicht vorgesehen, es geht vielmehr darum, jede Insubordination systematisch zu unterbinden. Also nehmen Priester dem Einzelnen die Verantwortung für sich selbst und für das große Ganze einfach ab, zumal in der Tat mit dem Anspruch auf *Selbtorientierung*, *Selbstbestimmung* und *Selbstmoderation* sehr große, zusätzliche Belastungen für das eigene Bewußtsein einhergehen.

Die Entwicklung individueller *Autonomie* ist keineswegs trivial. Menschen sind nicht per se ›frei‹ oder gar ›autonom‹, ›selbstbestimmt‹, ›selbstreflektiert‹ und ›selbstkritisch‹. Erst durch systematischen Gebrauch dieser höheren Be-

wußtseinsebenen, wird die Fähigkeit, auf sich selbst zurückkommen zu können, immer weiter entwickelt. Selbstreflexion ist keine ›Naturgegebenheit‹, sondern eine ›Kulturtatsache‹, sie entsteht durch Kooperation vor allem dann, wenn es um Anerkennung geht. Erst dabei wird das Vermögen der individuellen Psyche weiter entwickelt, sich auf sich selbst zu besinnen. — Alle diese sozialen Kompetenzen im Umgang mit sich und Anderen, müssen jedoch erst errungen werden. Auch wird das Leben dadurch keineswegs einfacher, sondern sehr viel komplexer und auf vielfältige Weise unüberschaubar. Nicht von ungefähr gab es immer wieder Versuche, mit diesen Unsicherheiten selbst umzugehen, durch Riten, Kulte, Sitten und schließlich durch die Verehrung von Göttern, ›die‹ Ordnung hinter der Ordnung zu etablieren.

Im *Prozeß der Zivilisation* ist bislang hinter jeder Ordnung stets eine noch höhere Ordnung behauptet und angenommen worden. Der Zwang, der bislang insbesondere von monotheistischen Religionen ausgeübt wurde, diente vor allem der Ordnung im Mikrokosmos des Clans und der Familie, im Makrokosmos der Gesellschaft und schließlich im Kontinuum des Absoluten. Dieser Zwang zielt insbesondere auf die *Psyche* eines jeden Einzelnen, und das ist dann auch das eigentliche Geheimnis im Nexus zwischen *Religion und Politik*. Unbotmäßigkeiten erscheinen dann nicht als politische Revolte, sondern als Verrat am gemeinsamen Glauben, als Vergehen an der ›höheren Ordnung‹. — Tatsächlich ergeben sich auf diese Weise stabile soziokulturelle Verhältnisse, weil die Psyche eines jeden Einzelnen auf diese Weise zwangsvergesellschaftet wird, ins Verhältnis gesetzt mit höheren Mächten, denen zugemutet wird, daß wenigstens diese wüßten, was eigentlich gespielt wird, was gut ist und was nicht und vor allem, worauf es ankommt, wenn ein Leben gottgefällig sein soll.

### Die Götter sind unsere Geschöpfe

Ausgangspunkt der *Religionsphilosophie* von FEUERBACH ist die Annahme, daß auch Tiere über Bewußtsein verfügen, aber nur Menschen über Religion. Relevant sei dabei die Fähigkeit des einzelnen Menschen, sich selbst im Verhältnis zur Gattung zu sehen. — Unser Denken und Sprechen sei auf die Gemeinschaft bezogen, könne jedoch vom einzelnen Menschen auch allein vollzogen werden. Dabei sei der Einzelne *zugleich Ich und Du*, wobei unser Reflexionsvermögen es erlaubt, uns an die Stelle des Anderen versetzen können. Derweil seien Tiere

auf das unmittelbar Gegebene beschränkt und gingen nicht darüber hinaus, während das menschliche Bewußtsein dagegen unbeschränkt sei.

Wenn FEUERBACH dann konstatiert, unser eigentlicher Antrieb sei eine Trias aus *Vernunft, Wille und Liebe*, dann wird es intellektuell reizvoll, genau darin einen Ansatz zu sehen, alle drei Prinzipien als Kandidaten zu betrachten, wie sie immer schon vergöttlicht worden sind. — Es geht und ging also immer schon um innerpsychische Motive, also um jene Emotionen und Kräfte, wie sie bei FEUERBACH endlich zum zentralen Prinzip für die Wesensbestimmung des Menschen werden.

Diese *Anthropologie* ist von immenser Bedeutung für den *Marxismus*, denn so wird zweierlei erklärt, daß wir einerseits in der Tat über uns hinauswachsen können, daß wir uns andererseits sehr oft selbst ganz enge Grenzen setzen oder setzen lassen. Der Grund dürfte der sein, daß es sehr viel Mut kostet, sich in den unendlichen Weiten der eigenen Innenwelten weiter vorzuwagen und in unbekannte Regionen vorzustößen, die noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat, um ganz bewußt den zentralen Satz über die Mission der Raumschiffe aus der *Star-Treck*-Serie zu bemühen.

Die Antwort auf die Frage nach dem *Wesen des Menschen* sieht FEUERBACH im menschliche Bewußtsein und seinem Vermögen, sich selbst zum Gegenstand eigener Erkenntnis machen zu können. Er sieht die Ängste, die mit diesem *Bewußtsein des Unendlichen* einhergehen, stimmt aber einen verheißungsvollen Ton an, weil er doch weiß, daß die menschliche *Psyche* sich die Götter nur hat einfallen lassen können, weil sie selbst göttlich ist.

*Das Wesen des Menschen im Unterschied vom Tiere ist nicht nur der Grund, sondern auch der Gegenstand der Religion. Aber die Religion ist das Bewußtsein des Unendlichen; sie ist also und kann nichts anderes sein als das Bewußtsein des Menschen von seinem, und zwar nicht endlichen, beschränkten, sondern unendlichen Wesen. Ein wirklich endliches Wesen hat nicht die entfernteste Ahnung, geschweige ein Bewußtsein von einem unendlichen Wesen, denn die Schranke des Wesens ist auch die Schranke des Bewußtseins.*<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Ludwig Feuerbach: *Das Wesen des Christentums*. In: Ausgabe in zwei Bänden; hrsg. von Werner Schuffenhauer; Berlin 1956. Bd. 1, S. 36f.

Das *Bewußtsein eines Tieres* erstreckt sich dagegen nicht über den angestammten Lebensraum seines Biotops hinaus, es geht in seiner Umwelt restlos auf. Da ist keine Perspektive offen, aus der heraus ein Tier auf sich selbst zurückkommen, sich selbst beim Agieren beobachten, sich seiner selbst bewußt werden zu könnte. — Ein derart beschränktes, aber eben wegen seiner Beschränktheit infallibles, untrügliches Bewußtsein wird daher bei FEUERBACH auch nicht als *Bewußtsein*, sondern eben als *Instinkt* bezeichnet.

Bewußtsein im strengen, eigentlichen Sinne sei auf das Unendliche gerichtet, beschränktes Bewußtsein sei dagegen gar keines, denn Bewußtsein sei von seinem Wesen her allumfassender, unendlicher Natur. — Dann folgt diese Figur, die das Grundprinzip seiner *Projektionstheorie* ausmacht: Menschliches Bewußtsein ist ganz offenbar systematisch mit sich selbst befaßt. Es kommt aus vielerlei Perspektiven immer wieder auf sich zurück und so thematisiert es dann auch sich selbst in seiner eigenen Unendlichkeit:

*Bewußtsein des Unendlichen ist nichts andres als das Bewußtsein von der Unendlichkeit des Bewußtseins. Oder: im Bewußtsein des Unendlichen ist dem Bewußten die Unendlichkeit des eignen Wesens Gegenstand.*<sup>1</sup>

Das bedeutet, wenn wir *Theologie* betreiben, sprechen wir über unser Bewußtsein und sämtliche Attribute für die Götter entstammen unserer eigenen Psyche. Das heißt, wenn wir *Mythologie* auf diese Weise betreiben, dann geht es eigentlich um *Psychologie*. Daher ist es so reizvoll, *Theographie* zu betreiben, also ganz konkret den einzelnen Göttern der Antike so etwas wie ein ›Profiling‹ zukommen zu lassen, stets mit der Frage im Hintergrund: Was ist das eigentlich für ein Typ? — Und wenn wir dann über die unterschiedlichsten Aspekte, wie sie von den Göttern auf ideale Weise verkörpert werden, Näheres in Erfahrung gebracht haben, dann müßte infolgedessen auch unser eigenes Selbstverständnis, unser Selbstverhältnis und unsere Selbstmoderation bewußter werden. Wir haben es schließlich mit den verschiedensten Göttern zu tun, die wir allesamt in uns tragen und die dort bereits seit geraumer Zeit ihre ewigen Kämpfe immer wieder neu ausfechten.

Die Antwort auf die Frage nach dem *Wesen des Menschen* ist bei FEUERBACH dementsprechend spektakulär, es ist das *Bewußtsein*, es ist die *Psyche*

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 36.



selbst. Hier wird endlich die Zentralfrage der *Anthropologie* auf eine moderne Weise beantwortet, fernab von jedweder Religionsbindung. Die Antwort auf die Frage, was denn die Gattung, was eigentlich die Menschheit des Menschen ausmacht, mußte seinerzeit allerdings überraschen, weil die unendlichen Weiten der menschlichen Psyche dabei selbst zum Prinzip erhoben werden. — Es ist eine unerbittliche Religionskritik, die seinerzeit die Gemüter über alle Massen erhitzt hat, gleichwohl ist da dieser warme humane Ton im Hintergrund.

Die Antwort bei FEUERBACH, was denn das Wesen des Menschen ausmacht, fällt überraschend aus, es sind: *Die Vernunft, der Wille, das Herz*. Zu einem vollkommenen Menschen gehöre die Kraft des Denkens, die Kraft des Willens und die Kraft des Herzens. Dann scheint es, als wollte er genau das tun, was seine *Projektionstheorie* vollführt, spiegeln, denn das menschliche Bewußtsein spiegelt seine prinzipielle Unbegrenztheit nach außen in die Welt und nach oben auf die Götter, um sich dabei doch vor allem selbst zu thematisieren. — Und so kolportiert FEUERBACH dann diesen luziden Gedanken, indem er ihn auf sich selbst anwendet, um dabei selbst schon wieder quasi-religiöse Töne anzustimmen und ganz bewußt in der Sprache der Priester zu sprechen, aber nunmehr bezogen auf ein Jenseits im Diesseits:

*Die Kraft des Denkens ist das Licht der Erkenntnis, die Kraft des Willens die Energie des Charakters, die Kraft des Herzens die Liebe. Vernunft, Liebe, Willenskraft sind Vollkommenheiten, sind die höchsten Kräfte, sind das absolute Wesen des Menschen als Menschen und der Zweck seines Daseins. Der Mensch ist, um zu erkennen, um zu lieben, um zu wollen. Aber was ist der Zweck der Vernunft? die Vernunft. Der Liebe? die Liebe. Des Willens? die Willensfreiheit. Wir erkennen, um zu erkennen, lieben, um zu lieben, wollen, um zu wollen, d. h. frei zu sein. Wahres Wesen ist denkendes, liebendes, wollendes Wesen. Wahr, vollkommen, göttlich ist nur, was um sein selbst willen ist. Aber so ist die Liebe, so die Vernunft, so der Wille. Die göttliche Dreieinigkeit im Menschen über dem individuellen Menschen ist die Einheit von Vernunft, Liebe, Wille. Vernunft (Einbildungskraft, Phantasie, Vorstellung, Meinung), Wille, Liebe oder Herz sind keine Kräfte, welche der Mensch hat — denn er ist nichts ohne sie, er ist, was er ist, nur durch sie — sie sind, als die sein Wesen, welches er weder hat noch macht, begründenden Elemente, die ihn beseelenden, bestimmenden, beherrschenden*

*Mächte — göttliche, absolute Mächte, denen er keinen Widerstand entgegensetzen kann.*

*Wie könnte der gefühlvolle Mensch dem Gefühl, der Liebende der Liebe, der Vernünftige der Vernunft widerstehen? Wer hat nicht die zermalmende Macht der Töne erfahren? Aber was ist die Macht der Töne als die Macht der Gefühle? Die Musik ist die Sprache des Gefühls — der Ton das laute Gefühl, das Gefühl, das sich mitteilt. Wer hätte nicht die Macht der Liebe erfahren oder wenigstens von ihr gehört? Wer ist stärker, die Liebe oder der individuelle Mensch? Hat der Mensch die Liebe oder hat nicht vielmehr die Liebe den Menschen? Wenn die Liebe den Menschen bewegt, selbst mit Freuden für den Geliebten in den Tod zu gehen, ist diese den Tod überwindende Kraft seine eigne individuelle Kraft oder nicht vielmehr die Kraft der Liebe? Und wer, der je wahrhaft gedacht, hätte nicht die Macht des Denkens, die freilich stille, geräuschlose Macht des Denkens erfahren? Wenn du in tiefes Nachdenken versinkst, dich und was um dich vergessend, beherrscht du die Vernunft oder wirst du nicht von ihr beherrscht und verschlungen? Ist die wissenschaftliche Begeisterung nicht der schönste Triumph, den die Vernunft über dich feiert? Ist die Macht des Wissenstrieb nicht eine schlechterdings unwiderstehliche, alles überwindende Macht?<sup>1</sup>*

Worum geht es? Man möchte meinen, daß hier *Religion* im Vordergrund steht, tatsächlich aber geht es darum, daß wir uns und unser *Bewußtsein*, unsere Motive, Sehnsüchte und Ängste auf die Welt projizieren, die eigentlich dazu angetan ist, daß wir uns selbst erfahren, erleben und erleuchten. — Daß LUDWIG FEUERBACH mitunter polemische Töne anschlägt, ist dem Zeitgeist geschuldet, entscheidend und bleibend an seiner *Projektionstheorie* ist eine Forschungshypothese, die sich davon ableiten läßt: Wenn die Götter unsere Schöpfungen sind, dann müßten wir auf dem Umweg über ihre Eigenarten mehr über uns selbst und unsere tiefgründigen Motive in Erfahrung bringen können.

*Die Religion ist die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: er setzt sich Gott als ein ihm entgegengesetztes Wesen gegenüber.*

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 38f.

*Gott ist nicht, was der Mensch ist — der Mensch nicht, — was Gott ist. Gott ist das unendliche, der Mensch das endliche Wesen; Gott vollkommen, der Mensch unvollkommen; Gott ewig, der Mensch zeitlich; Gott allmächtig, der Mensch ohnmächtig; Gott heilig, der Mensch sündhaft. Gott und Mensch sind Extreme: Gott das schlechthin Positive, der Inbegriff aller Realitäten, der Mensch das schlechtweg Negative, der Inbegriff aller Nichtigkeiten. Aber der Mensch vergegenständlicht in der Religion sein eignes geheimes Wesen. Es muß also nachgewiesen werden, daß dieser Gegensatz, dieser Zwiespalt von Gott und Mensch, womit die Religion anhebt, ein Zwiespalt des Menschen mit seinem eignen Wesen ist.<sup>1</sup>*

Wir spiegeln uns unentwegt. Zur Not wird das Gegenüber, das uns in unserem Tun und Treiben beobachtet, eigens erfunden und mit allen erdenklichen Ritualen und Kulturen zum Leben erweckt. Es ist zwar ein unendliches, es ist aber auch ein menschliches Bewußtsein, das uns da diese Probleme bereitet. Es kommt eben darauf an, in welchem Verhältnis wir eigentlich zu den von uns projizierten idealen Figuren von Göttern, Helden und Heiligen stehen. Immerzu geht es daher um Halt, Sicherheit und Zuversicht und die Garanten dafür werden gern außerhalb der eigenen *Psyche* gesucht.

Also wird Halt und Orientierung im Äußeren gesucht, vor allem in der *Religion*, in *Tradition*, *Sitte* und *Moral*. Besonders gern wird dabei die *Natur* herangezogen, denn das, was als ›*das Natürliche*‹ dargestellt werden kann, wirkt verlässlich, weil es den Eindruck erweckt, nicht von uns gemacht worden zu sein. Dabei sind auch das allesamt unsere *Projektionen*, wo auch immer die *Natur als Berufungsinstanz* erhalten soll. — Wir spiegeln dann unsere Moralerwartungen auf eine Natur, damit sie durch ihr ›Vorbild‹, durch ihre ›Ordnung‹ auf ihre Weise heiligen und für sakrosankt erklären soll, was auch immer wir gerade wollen oder nicht wollen.

Auch die gegenwärtige Konkurrenzgesellschaft mit ihrem unerschütterlichen Glauben an den allein selig machenden Gott der Märkte, wird von einer neoliberalen Priesterschaft im Namen der Natur für sakrosankt erklärt. Immerzu wird seit DARWIN der Versuch unternommen, die angeblich freien Märkte inmitten der Gesellschaft als freie Wildbahn zu betrachten, was sie nicht einmal

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 81.

annähernd sind. Und dennoch werden auf der Grundlage dieser Projektion weltweit ganze Staaten und Gesellschaften um ihre sozialen Sicherungssysteme gebracht. — Inzwischen ist Gottesglaube dazu gar nicht einmal mehr erforderlich, der Glaube an eine heilige Ordnung hinter der Ordnung dafür umso mehr. Hier ist es wieder einmal eine Retroprojektion, wenn die Gesellschaft als Markt und dieser wiederum als Wildnis aufgefaßt wird, dann steht eine *Meistererzählung* im Hintergrund, aus der alles weitere folgt.

Das Problem sind nicht die Götter als solche und auch nicht die durch sie vertretenen Ideale, es ist unser Umgang damit. Es handelt sich zwar um Projektionen, aber wir beseelen sie, geben ihnen Macht über uns und entscheiden uns derweil für den einen Gott und gegen einen anderen, aus dessen Perspektive diese Welt ganz anders aussehen und ganz anders werden müßte. — Genau das ist das eigentliche Problem, sich die Frage zu stellen, welches Ideal, welcher Gott in einer ganz konkreten Situation jeweils zuständig ist.

Wird der falsche Gott mit einer Sache betraut, für die er gar nicht oder nur auf eine eigentümliche Weise zuständig ist, so lassen wir uns auf eine aberwitzige Weise begeistern durch Ideale, die falsch, unangemessen und vielleicht sogar korrupt sind. Man stelle sich vor, *Fragen der Liebe* würden nach Art des HERMES verhandelt? Es können gute Geschäfte, gute Gespräche und verwegene Kommunikationsverhältnisse daraus entstehen, aber das, was gemeinhin ersehnt wird als *Liebe* mitnichten.

Ähnlich verhält es sich mit dem eigenen Körper. Der *Magen* ist für Ärger eigentlich nicht zuständig, wenn er zu viel und eben falsch damit betraut wird, dann muß er darüber erkranken. Auch unser *Hirn*, unser *Bewußtsein*, das *Selbst*, unsere *Identität* und alle diese seltsam manifesten Figuren in uns haben alle ihre ganz spezifische Zuständigkeit. Die Kunst des *Selbst-Managements* dürfte dementsprechend darin bestehen, den richtigen Gott, das richtige Organ und die zuständige Instanz jeweils genau mit den Sachen zu betrauen, von denen sie auch wirklich etwas verstehen.

Das ist es dann auch, was beim schönen NARZISS auf eine schreckliche Weise schief gelaufen sein muß. Die landläufige Deutung, er habe sich in sich selbst verliebt, kann so nicht akzeptiert werden. NARZISS ist keine zwei Jahre alt, er ist ein junger Mann. Den Spiegeltest müßte er also schon vor geraumer Zeit bestanden haben. — Zur *Kunst des Denkens* gehört es, die Sachen, mit denen

wichtige Fragen einhergehen, im Zweifelsfall gänzlich neu zu thematisieren. Sie werden dann wieder zum Rätsel, so daß derselbe Mythos noch einmal, diesmal aber anders zu erzählen sein wird. Das gilt ganz besonders für diesen Mythos.

NARZISS muß etwas gesehen haben, das ihn zutiefst verstört hat. Es muß ein Ideal gewesen sein, aber eben eines, das tödlich sein sollte für ihn. Denn er hat sich von dieser Begegnung nicht wieder erholt, sondern muß sterben, weil er sich auszehrt vor Sehnsucht nach etwas, das für ihn nicht erreichbar gewesen sein kann. Ähnlich ergeht es der in ihn hoffnungslos verliebten Nymphe ECHO, auch sie wird bald darauf, nachdem NARZISS sie so überaus herzlos zurückgewiesen hat, vom Fleische fallen und wie ein Schatten ihrer selbst dahin vegetieren, so daß schlußendlich nur noch ihre Stimme übrig bleibt.

Die Frage muß zunächst offen gehalten werden, um dem Mythos vom NARZISS eine weitere Gelegenheit zu bieten, so etwas wie ein Update nachzuliefern. Wir haben viele neue Fragen bekommen und brauchen aktuelle Antworten, beispielsweise darauf, wie wir mit dieser verwirrenden Vielfalt in uns selbst umgehen können. — NARZISS jedenfalls hat sich nicht dagegen verwahren können, etwas zu sehen, das er besser ungeschützt so nicht hätte sehen sollen. Er geriet außer sich und konnte sich nicht wieder finden. Was es konkret gewesen sein mag, das ihn so verstört hat, bleibt daher weiterhin rätselhaft.

### **Identität — ein überholtes Konzept?**

Am Beispiel der Diskurse, die sich um den Begriff der *Identität* ranken, läßt sich sehr gut verdeutlichen, daß mitunter die Konzepte, Metaphern und Blaupausen ursächlich dafür verantwortlich ist, daß wir uns nicht schon längst sehr viel besser selbst verstehen können. — Allerdings ist es stets abhängig vom *Zeitgeist*, was jeweils überhaupt denkmöglich erscheint.

Wenn die *Identität* beschworen wird, wenn von der eigenen, einzig wahren und gesicherten ›*Identität*‹ die Rede ist, dann wird oft viel zu viel erwartet. Dieses Konzept ist selbst bereits im Begriff, vom *Zeitgeist* überholt zu werden. Es entstammt einer Zeit, als die Rollen noch sehr viel fester fixiert waren, als Unangepaßtheit selbst bereits so etwas wie Identität bedeutete, als eine antibürgerliche Identität und Nonkonformismus, der sich als Künstlertum ausgeben ließ. — Als bald wurden hochfliegende Pläne im Alkohol ertränkt, die schönsten Ideen verflogen sich im Rauch der Cannabis–Applikationen und

manche gingen noch sehr viel weiter darin, möglichst viel von alledem in sich selbst einfach nur noch zu betäuben.

Was zuvor allenfalls einigen wenigen Künstlern gelang, wurde im Zuge der 20er Jahre erstmals auch in einem umfassenderen Sinne möglich. Der *Dandy* kam auf, selbstbewußte Frauen begannen in der Öffentlichkeit zu rauchen und wer es sich leisten konnte, brach aus dem engen Rollenkorsett aus und ergriff einen ›Männerberuf‹. Der vormalige Militarismus der Gesellschaft wich einem Republikanismus, dem es schwer gemacht wurde, sich wirklich zu etablieren. Ganz Europa experimentierte mit Militärdiktaturen, um die ›Gefahren der Demokratie‹ vor allem für das Establishment wieder zu bannen.

Aber die alten Muster hatten längst ausgedient, etwa wenn bald nach dem Krieg der *Playboy* erschien. Es ist nur ein weiteres Zeichen für den aufkommenden Nonkonformismus, eine demonstrative Abwehr gegen die angestammte Männerrolle als Ehemann und Familienvater. — In der Nachkriegsära kamen einige solcher Outlaws auf, nur daß sie sich nun organisierten, unter anderem als ›Rocker‹ in den bis auf den heutigen Tag namhaften Motorrad-Gangs vormaliger Kriegsteilnehmer oder späterer Vietnam-Veteranen.

Anderessein konnte fortan demonstriert werden, eben auch, weil es vormaligen Soldaten oft gar nicht gelingt, sich ›danach‹ wieder vollständig zu reintegrieren. Derweil gehen Gesellschaften auf Verdrängungskurs. Nach dem Krieg wird der ›Helden‹ sehr gern gedacht, unheimlich sind sie aber, wenn sie noch leben. Sie stören die selbstgerechte Einfältigkeit, wenn alle am liebsten vergessen möchten und so tun, als sei nichts gewesen.

Vor diesem Hintergrund kommt es dann auch zum Hype um die ›Identität‹, weil das, was damit fixiert werden sollte, längst in Bewegung geraten war: Da waren nicht mehr nur unterschiedliche Rollen, sondern ganz neue Typen der Selbstdarstellung aufgekommen, die nicht mehr miteinander vereinbar waren. — Der *Playboy* wollte von sich aus kein Ehemann und Familienvater mehr sein, sein ganzes Selbstkonzept stand dem entgegen. Und doch wirkt noch geraume Weile nach, was unter dem Begriff von der ›Identität‹ eigentlich wie ein Metakonzept für Selbstmanagement eingesetzt wird.

*Das Besondere am Individualismus in der Demokratie ist, daß er auf einem doppelten Ideal beruht: aus sich selbst heraus eine Person, ein Individuum, zu sein, in einer menschlichen Gesellschaft, die den*

*Sinn ihrer Existenz ebenfalls aus sich selbst zieht, einer Gesellschaft. Wir werden weder von einer Religion geführt, noch unterstehen wir einem Souverän, der für alle entscheidet. Religion und Souverän wurden durch zwei andere Begriffe ersetzt, den der Psyche und den des Konflikts.<sup>1</sup>*

Nimm Dir die Freiheiten, die du willst! Tu', was Du nicht lassen kannst, aber mache es im Verborgenen! Fahre mit dem Auto und Deiner Freundin beim Dating so weit weg von zu Hause, bis Euch niemand mehr kennt. Dementsprechend lautete die Superregel: Gestalte Dein Leben auf unkonventionelle Weise, aber signalisiere reine Normalität! — Der seriöse Schein nach außen mußte noch eine geraume Weile gewahrt bleiben, mochten im Inneren noch so abenteuerliche Verhältnisse herrschen. Dann aber geriet die so allgemein verbindliche Normalität selbst unter Verdacht, pathologisch zu sein. Darauf kam dann der Geist jener Jahre auf, in denen die Flower-Power-Bewegung ultimativ mit dem ›Aussteigen‹ aus dieser Gesellschaft begann, was zum Entsetzen mancher Respektspersonen seinerzeit ernsthaft angekündigt wurde.

Da die alten Identitäten zu eng, die neuen aber noch nicht gefunden waren, begab man sich verstärkt auf die Suche nach alternativen, vor allem nach ›wahrer‹ Identitäten. Derweil wurden die Verhältnisse allmählich immer vielfältiger und schillernd bunt wie nie zuvor. Unter dem Deckel der zuvor noch monochromen ›Identität‹ brodelte es immer mehr, zumal sich darin kaum mehr der übliche Einheitsbrei fand. Fortan ginge viele daran, ihr eigenes Süppchen zu kochen, zugleich waren aber die Verhältnisse noch immer sehr restriktiv. — Der Meuchelmord an den ›langhaarigen Hippies‹ im Kultfilm EASY RIDER, einem US-amerikanischen Road-Movie aus dem Jahr 1969, beschreibt das desolante Lebensgefühl der späten 1960er Jahre sehr drastisch.

*Das moderne Individuum befindet sich im Krieg mit sich selbst: Um mit sich selbst verbunden zu sein, muß es von sich selbst getrennt sein. Im politischen wie im privaten Leben ist der Konflikt der normative Kern der demokratischen Kultur.<sup>2</sup>*

---

<sup>1</sup>Allain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart; Frankfurt, New York 2015. S. 32.

<sup>2</sup>Ebd. S. 33.

Ein illustres Beispiel für den *Diskurs über Identität* in den 70er Jahren, ist eine US-amerikanische Fernsehserie, die auf NBC vom 8. September 1965 bis zum 26. Mai 1970 ausgestrahlt wurde: *Bezaubernde Jeannie* schildert Episoden aus dem Leben des von LARRY HAGMAN gespielten US-Astronauten *Tony Nelson*, der nach einer mißglückten Landung auf einer verlassene Pazifik-Insel, eine seltsame Flasche findet. Darin haust seit 2000 Jahren ein orientalischer Geist (Dschinn) namens JEANNIE, der magische Kräfte besitzt. — JEANNIE hat die Gestalt einer schönen, blonden Frau und muß demjenigen gehorchen, der die Flasche öffnet.

Was sich darauf in sämtlichen Folgen ereignet, ist in gewisser Weise typisch für den damalige Zeitgeist: Längst waren die Rollenklischees und sämtliche fest fixierten Identitäten passé, nur, man mußte nach außen nun einmal den Schein wahren und demonstrieren, daß alles so sei, wie es sich nun einmal gehört. Und in dieser Serie ergeben sich allein aus den Umständen dieser ungleichen Liebe, aus den Zauberkräften, den Eifersüchteleien und auch der Naivität des weiblichen Flaschengeistes immer wieder neue, höchst groteske Verhältnisse. — Dabei zeigt sich, was ›Identität‹ nach Art des damaligen Zeitgeistes tatsächlich bedeutet hat: Alle noch so verrückten Begebenheiten mußten mit dem allergrößten Aufwand immer wieder so umgebogen werden, so daß der Schein unter allen Umständen gewahrt bleibt und niemand, der es nicht wissen soll, auch nur eine Ahnung davon bekommen kann, was sich wirklich hinter den Kulissen abspielt.

Seit dieser Zeit gehören *Identität* und *Selbstfindung* zum festen Bestandteil aller erdenklicher Therapien. So konstatiert MICHAEL ERDMANN im Jahre 2010 auf einem Kongreß für Psychotherapeuten:

*Dabei ist die Frage nach der Selbstfindung unbestritten der zentrale Gegenstand der Psychoanalyse und Identitätserleben als ›Verstehen, wer und wie ich bin‹, eines ihrer hervorragenden Ziele.<sup>1</sup>*

Psychotherapeuten werden demzufolge vor allem dann konsultiert, wenn es um Selbstfindung und Identität geht. Dabei ist allerdings die Rede von ›der‹ Identität nicht unproblematisch, weil damit Erwartungen geschürt werden, es

---

<sup>1</sup>Michael Erdmann: *Identität, Identitätsdiffusion, Identitätsstörung*. Vortr. geh. am 21. April, im Rahmen der 60. Lindauer Psychotherapiewochen 2010.



gäbe tief ins uns verborgen so etwas wie eine ganz bestimmte, einzig wahre *Identität*, die nur ans Licht geholt werden muß. — Der Begriff selbst steht eigentlich dem im Wege, was erreicht werden soll, wenn von Identität die Rede ist. Denn das, was darunter verstanden und subsumiert wird, ist durchaus problematisch und in sich widersprüchlich.

*Der souveräne Mensch, der sich selbst ähnlich ist und dessen Kommen NIETZSCHE verkündete, steht im Begriff, en masse Wirklichkeit zu werden. Es gibt nichts über ihm, was ihm sagen könnte, wer er zu sein hat, denn er gibt vor, nur sich selbst zu gehören. Moralischer Pluralismus statt Konformität gegenüber einer einzigen Norm, die Freiheit, sich seine eigenen Regeln zu schaffen, statt sie sich aufzwingen zu lassen: die eigene Entwicklung wird kollektiv zu einer persönlichen Angelegenheit, die die Gesellschaft fördern soll. Ein Subjekttyp, der weniger diszipliniert und konform als ›psychisch‹ ist, also aufgefordert, sich selbst zu entschlüsseln...<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup>Allain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. A. a. O. S. 162.

## Epilog

Im Zuge der *Psychogenese* sind ganz allmählich immer mehr dieser inneren Instanzen der individuellen Psyche hinzugekommen. Jeder neu aufkommende Ausdruck von Individualität war anfangs nicht wohl gelitten, so war beispielsweise das ›Subjekt‹ zunächst ein Pejorativ, eine verächtliche Bezeichnung für die, die vogelfrei schienen. Und wenn davon gesprochen wird, jemand sei ›ein Individuum‹, dann klingt noch nach, was alle diese Begriffe ursprünglich waren, ein mißbilligtes Aus–der–Reihe–Treten, ein ganz und gar nicht gern gesehener Akt eigenmächtiger Verselbständigung. Auch mit dem Begriff der *Identität* verhält es sich nicht anders, denn es ist die Frage, ob sie von außen zugeschrieben oder von innen als solche empfunden wird.

Das Feld der Phänomene, die mit dem Begriff der *Identität* angesprochen werden, ist gekennzeichnet durch eine Wechselwirkung zwischen zwei einander entgegengesetzten Perspektiven, wie sie typisch sind für menschliches Bewußtsein: Eine Selbstwahrnehmung kommt *von innen*, sie bringt beispielsweise das persönliche Selbstverständnis zum Ausdruck, das Einvernehmen ebenso wie den Hader mit sich selbst. Eine andere Selbstwahrnehmung kommt gleichsam *von außen*, sie spiegelt das eigene Sosein in den Augen der Anderen.

In diesem Spannungsfeld zwischen eigenen und fremden Perspektiven entstehen ebenso große Einvernehmlichkeiten wie nicht minder große Konfliktpotentiale, etwa wenn eine Person den in sie gesetzten Erwartungen nicht entspricht. — Daraus folgt, daß hinter dem, was der Begriff *Identität* abbilden soll, große Konflikte zwischen *Autonomie und Heteronomie* zu erwarten sind, denn es kommt mitunter zu eklatanten Widersprüchen zwischen Selbstbild und Fremderwartung.

MAX FRISCH hat in seinen Romanen das gesamte Spektrum dementsprechender Identitätsfindungsprozesse aufgefächert. Dabei zeigt sich, wie groß das Feld jener Phänomene eigentlich ist, die mit dem Begriff der *Identität* aufgefaßt werden. Von seinen drei großen Romanen, von *Stiller* über *Homo Faber* bis hin zu *Mein Name sei Gantenbein*, werden Probleme der Identität systematisch

vor Augen geführt. Immer wieder geht es dabei um das Finden und Behaupten eines eigenen Selbstverständnisses in der Auseinandersetzung mit den festgefügtten Bildern anderer. Dabei wirkt die systematische Manipulation der eigenen Biographie zunächst befremdlich, zielt aber auf den Kern dessen, was Identität eigentlich ausmacht, sie ist Konstruktion.<sup>1</sup>

Das Spektrum der *Identität* umfaßt alle inneren und äußeren Konflikte. Einerseits das, was uns zum ›Staatsbürger‹ macht: Nationalität, Geschlecht, Religion, Beruf etc., woraus abgelesen wird, wer wir in der Öffentlichkeit ›sind‹, eben alles, was Ausweise und Zertifikate aussagen. Andererseits steht demgegenüber alles Private und Intime, etwa das, was wir uns dabei denken, wünschen und erhoffen, wie es derweil in uns selbst aussieht, welche Facetten und Widersprüche, welche Brüche eventuell vorliegen und wie wir uns bei alledem fühlen. — Diese Bipolarität zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten, zwischen Selbstbild und Fremderwartung offenbart dann ein anderes, ein durchsetztes Bild von dem, was *Identität* eigentlich ist.

Die so eifrig gesuchte *Identität* erscheint uns darauf eher wie eine seltsame Schimäre aus dem, was andere von der eigenen Person halten und dem, was diese Person selbst von sich hält. Es folgen alle erdenklichen inneren und äußeren Konflikte, die dazu führen können, sich so zu verändern, wie es anderen besser gefällt, die aber auch dazu führen können, daß sich jemand den Erwartungen widersetzt. Schließlich ist es auch möglich, sich alledem gänzlich zu verweigern. — Dabei stellt sich die Frage, ob eine ganz konkrete Identität nicht auch im psychologischen Sinne ›falsch‹ sein kann, wie wenn sich jemand mit falschen Papieren ausweist oder als Hochstapler oder Heiratsschwindler zu agieren beginnt. Nicht von ungefähr setzen hier andere Diskurse an, denen es um *Authentizität* geht, nur die authentische Identität wäre demnach wahre Identität, was zunächst einmal nichts weiter ist, als der Ausdruck einer Hoffnung, die auch enttäuscht werden kann.

Alle diese Problemkomplexe werden in den Romanen von FRISCH systematisch durchgespielt und durchlitten. So hat der Protagonist im *Homo Faber* einen prekären Identitätsbruch in seiner Psyche, den er sich aber nicht eingesteht. Ganz im Sinne der Psychoanalyse entsteht so eine Disposition zum

<sup>1</sup>Max Frisch: *Stiller*. Frankfurt am Main 1954. — Ders.: *Homo Faber*. Ein Bericht; Frankfurt am Main 1957. — Ders.: *Mein Name sei Gantenbein*. Frankfurt am Main 1964.

Tragischen, denn der hochgradig selbstbeherrschte Mann setzt alles daran, den eigenen Gefühlen gegenüber souverän zu bleiben. Aber dadurch verwirkt er jede Möglichkeit, die schon vor Jahrzehnten vollzogene Trennung von der noch immer geliebten Frau endlich auch psychologisch nachzuvollziehen. — Stattdessen verliebt er sich bei einer zufälligen Begegnung in eine unbekannte junge Frau, ohne auch nur zu erahnen, daß es sich um die gemeinsame Tochter handelt. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter erinnert ihn an seine verlorene Liebe, so daß er mit ihr eine Affäre beginnt, die zur Tragödie wird wie bei ÖDIPUS.

Im *Gantenbein* hat FRISCH die Frage, ob Identität nicht eigentlich Konstruktion ist, auf die Spitze getrieben. Eines Tages legt sich der Protagonist die amtliche Identität eines Blinden zu, obwohl er sieht. Er schlüpft in die neue Rolle, spielt mit den Erwartungen seiner Umwelt und leidet unter den Konsequenzen seiner Wahl. — Es zeigt sich, daß wir auch damit spielen und uns aus reiner Willkür eine fremde Identität zulegen können. In seinem Roman *Mein Name sei Gantenbein* hat FRISCH dieses Selbstexperiment mit aller Konsequenz und Bitterkeit zur Ausführung gebracht.

Inzwischen ist *Identität* jedoch ein eher überholtes Konzept, insbesondere, wenn die Rede ist von ›der‹ *Identität*, vor allem von *Uridentität* oder auch von der einzig wahren Identität. Die Naivität, mit der solche Begriffswunder vollführt werden, ist durchaus abenteuerlich. Gewiß bildet sich Identität im *Übergangsraum zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft* und gewiß ist es dabei wünschenswert, daß wir *in Übereinstimmung mit uns selbst* leben. Nur wenn die Rede ist von *Uridentität*, dann werden Erwartungen geweckt, die nicht mehr aufgehen können. Eher ist damit zu rechnen, daß viele unterschiedliche Identitäten wahrgenommen und gelebt werden, multiple Identitäten.

*Das Normensystem, das das Subjekt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts umgab, erlebte einen ersten Richtungswechsel. Sich selbst ähnlich zu werden, zeichnet die Geisteshaltung der neuen Normalität aus. (...) Bei der neuen Normativität und der neuen Psychopathologie geht es weniger um Identifikation (mit gut gekennzeichneten Elternimago oder klar definierten sozialen Rollen) als um Identität. Identität ist heute der wichtigste Faktor bei der Neudefinition des Begriffs der Person.<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup>Allain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. A. a. O. S. 223.

Die Auseinandersetzung mit dem Konzept der *Identität* ist also nach wie vor von Bedeutung, weil dadurch die weitere Entwicklung der *Psychogenese* erkennbar wird. Dagegen konstatiert der bereits zitiert MICHAEL ERDMANN gegen Ende seines Vortrags allerdings, das Konzept müsse womöglich geöffnet werden für neue Fragen und neue Rätsel:

*Wir leben in einer Welt des raschen Wandels unserer sozialen Bezüge. Die klassischen Orientierungspunkte, an denen sich Identität entwickelt, Familie und Arbeitswelt, befinden sich im Umbruch. Strukturen und Grenzen lösen sich auf zu Gunsten einer globaleren Welt mit unermesslichen Möglichkeiten. Eine der Anpassungen an diesen immer hitziger werdenden Gesellschaftsprozess ist die Zunahme der Identitätsdiffusion und der Identitätsstörungen, die wir heute noch als Ausdruck der Psychopathologie betrachten. Aber kündigt sich hier womöglich ein neuer Sozialisationstyp an? Ist ein Leben mit Identitätsfragmenten womöglich die Ankündigung der Normalität der Zukunft?*

*Noch allerdings gibt es ein Leiden an den Brüchen der Identität. Aus ihr leitet sich eine veränderte Aufgabe für uns Psychotherapeuten ab. War das Ziel unserer Behandlungen früher der Zugewinn an Autonomie, so verschiebt sich der Fokus immer stärker hin zu einer Stärkung der Identitätsarbeit: zu einer Förderung der Fähigkeit, die Balance zwischen Selbst und sozialen Entwürfen zu halten und lebenslang zu einer Neubestimmung der Antworten auf die Frage zu gelangen: Wer bin ich im Kontext meines Umfeldes?<sup>1</sup>*

FREUD wollte seinerzeit, wie so manche Disziplin auch heute noch, für seine Theorie der *Psychoanalyse* einen Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit geltend machen und suchte daher die Nähe zu naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Medizin, besser noch Biologie oder noch besser gleich zur Physik. Wo mathematisiert wird, entsteht schnell der Eindruck, daß es mit rechten Dingen zugehen müsse, mit denen sich wirklich auch rechnen läßt. — FREUD war in erster Linie bestrebt, seine Theorie weiter zu entwickeln und auch populär zu machen. Als begnadeter Autor verstand er es, auf beeindruckende Weise innerpsychische Konstellationen und Konflikte mit Hilfe von Mythen

---

<sup>1</sup>Michael Erdmann: *Identität, Identitätsdiffusion, Identitätsstörung*. A. a. O.

zur Darstellung zu bringen und auch zu modellieren. Zusätzlich bediente er sich zeitgenössischer Metaphern, wie dem der *Dampfmaschine*, und das in einer Zeit, die ganz erheblich unter ihrer pruden Doppelmoral litt.

Der Zeitgeist um die Jahrhundertwende war geprägt vom Syndrom der *Hysterie*, ganze Gesellschaften waren psychisch blockiert durch Militarismus auf der einen und Manierismus auf der anderen Seite. Während die Männer einen inhumanen militärischen Drill durchliefen, wurden die Frauen einer nicht minder restriktiven Sexual-Moral unterzogen, die alsbald zum *Diskurs der Hysterie* führte. — Die von FREUD verwandte Metaphorik ist stellenweise höchst problematisch, insbesondere was den sogenannten *Sexualtrieb* betrifft. Aber dem Zeitgeist war manches geschuldet, so daß er glaubte, mit seinem Theorieprogramm eine Theorie der Psyche geschaffen zu haben, die alsbald durch Druckausgleich und Druckmanagement zur individuellen Gesundung führen müssen wie bei einer Maschine.

Mit JACQUES LACAN beginnt in der *Psychoanalyse* eine neue Ära der Modellbildung, denn das Triebkonzept hat sich überlebt. Es ist ein Physikalismus, ein Dampfmaschinen-Technizismus, der viel über den Zeitgeist um die Jahrhundertwende aussagt, wenig dagegen über das, worum es gehen soll, unsere *Psyche* und die unterschiedlichsten Emotionen und Interessen wie Anerkennung, Liebe, Begehren. — Die Rede von den *Trieben* ist inzwischen fast in Vergessenheit geraten, sie hält sich aber noch immer bei den sogenannten ›Triebtätern‹. Wenn LACAN dann das Freudsche Triebtheorieprogramm in der *Psychoanalyse* aufkündigt und umstellt, dann sollte nicht mehr die Naturwissenschaft, sondern vielmehr die Literaturwissenschaft und vor allem die Texttheorie für eine adäquate *Theorie der Psyche* die besseren Modelle liefern.

LACAN *kappt dem psychoanalytischen Diskurs die letzte Verankerung, die die psychischen Phänomene noch aus einer ihnen äußerlichen ›Natur‹ abzuleiten suchte. Er spricht von der sprachlichen Struktur des Unbewußten, an dem die psychoanalytische Arbeit anzusetzen habe, die sich folglich als Lektüreprozeß und als Textwissenschaft in einem versteht. ›Einen Text kommentieren ist wie eine Analyse machen.‹<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup>Carlo Brune: Roland Barthes: Literatursemiologie und literarisches Schreiben. Würzburg 2003. S. 183.

LACANS berechtigte Skepsis gegen die Triebtheorie FREUDS führt ihn zu einer alternativen Differenzierung zwischen dem *Imaginären und dem Symbolischen*.

*Sie betreffen einerseits die Beziehung des Ich zu sich selbst, diejenige Ebene, die Lacan als das Imaginäre bezeichnet und andererseits die Eingliederung dieses in sich bereits gespaltenen Ich in die sprachliche Ordnung, die Lacan das Symbolische nennt.*<sup>1</sup>

Gerade dem Spiegelstadium widmet LACAN einen ganz entscheidenden Aufsatz unter dem Titel ›Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion‹. Demnach wird bereits in den allerersten Lebensmonaten eine unhintergehbare Fixierung auf *das Imaginäre* gesetzt. — Das dürfte mit den Erfahrungen einhergehen, daß die Welt größer ist, als anfangs gedacht, daß die Dinge außer Reichweite geraten, dann aber wieder präsent werden können. Sie müssen also während ihrer ›Absenz‹ dennoch vorhanden, also irgendwo anders gewesen sein. Dieses geheime Weiterleben der Dinge, das sie außerhalb der Reichweite der Hände und des Mundes von Kleinkindern führen, ist offenbar konstitutiv für die menschliche *Psyche*, die es später in der Tat mit der Welt aufnehmen wird. Bei LACAN hat die Begegnung mit dem eigenen Spiegelbild etwas Entscheidendes, denn die *jubilatorische Geste*, mit der das Spiegelbild begrüßt wird, hat etwas ganz Eigenes. — Das *Spiegelstadium*, so LACAN, sei Identifikation in vollem Sinne. Durch die Aufnahme des eigenen Bildes werde eine Verwandlung ausgelöst, was sich am Terminus vom *Imago* ohnehin bereits zeigt. Anders als im Tierversuch wird vom Menschen das eigene Spiegelbild mit einer jubilatorischen Geste begrüßt, was, LACAN zufolge, weit mehr ist, als eine zufällige Begebenheit. In der Tat läßt sich bei Kindern beobachten, wie sie zunächst ein anderes Kind zu sehen glauben, wie sie dann, vielleicht auch explizit darauf hingewiesen, daß sie es selbst sind, in weit mehr noch verfallen, als es ein Menschenaffe mit noch so viel Grimassenschneiden je vermöchte. Das Kleinkind begrüßt — ja was eigentlich — sich selbst! Nicht selten wird versucht, sich mit dem eigenen Spiegelbild zu vereinigen, durch Küssen, durch Sabbern. Es scheint, als wolle der Mund ein letztes Mal versuchen, die Welt wieder zusammenführen und das alles, wohl auch ein letztes Mal in beiderseitigem Einvernehmen zwischen Ich und Spiegel-Ich.

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 183.

Wir alle haben aber seinerzeit in Erfahrung gebracht, daß diesem Manöver, sich sich selbst wieder einzuverleiben, kein Erfolg beschieden sein konnte. Wir sind einfach an der glatten und kalten Oberfläche unseres Spiegel-Ichs gescheitert, wir haben mit viel Sabbern unser Gegenüber nur verwischt, haben es aber nicht erreichen können. — LACAN zufolge hat diese Begegnung jedoch bleibende Folgen: Es ist eine exemplarische, ganz entscheidende Situation, weil sich in diesem Moment eine symbolische Matrix bildet,

*an der das Ich [je] in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem andern und bevor ihm die Sprache im Allgemeinen die Funktion eines Subjektes wiedergibt.<sup>1</sup>*

Die jubilatorische Aufnahme des eigenen Spiegelbildes sollte keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß hier vor unseren Augen etwas Dramatisches vor sich geht, es ist die *Ich-Spaltung*, die sich LACAN zufolge, hier und in diesem Augenblick vollzieht. Darauf wird die Welt fortan immer gespalten sein, so wie das Ich: Die Trennung ist vollzogen, die Absetzbewegung wird immer mehr zunehmen, Real-Ich und Spiegel-Ich, Real-Selbst und Ideal-Selbst werden immer weiter auseinanderdriften. Die Lücke wird alsbald zu einer Wunde der Psyche und sie wird immer klaffender, weil die Differenzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Vorstellung und Realität immer spürbarer werden.

Das ist das eigentliche Unglück, niemandem mehr genügen zu können, sich selbst noch am allerwenigsten. Es ist schon seltsam, daß sich mit diesem Prinzip der Spannung alsbald alle erdenklichen Reflexionsprozesse gründen werden. — Es ist zwar eine Spaltung, aber auf der Grundlage dieser Differenz arbeitet unser Bewußtsein. Erst aufgrund solcher Differenzen sind wir überhaupt in der Lage, uns supranatural zu orientieren, uns und unsere Natur selbst zu erschaffen.

*Die Forderung nach Konformität oder Unterwerfung unter eine Norm wird aufgeweicht. Eine neue Toleranz gegenüber dem ›Recht auf Differenz‹ entsteht — ein Ausdruck, der viel Erfolg haben wird. Von jetzt an kann jeder normal sein, egal, wie groß der Unterschied*

---

<sup>1</sup>Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion. In: Schriften I. S. 64.



*ist: Wichtig ist, daß man ihn ausdrücken, aber auch, daß man damit zurecht kommen kann ... Diese Pluralisierung, die jedem erlaubt, sich sein Leben zu wählen, ohne stigmatisiert zu werden, resultiert daraus, daß sich damals zur allgemeinen Begeisterung das reine Individuum herausbildet, also eine Person, die ihr eigener Herr ist. Nun ist dieses Individuum aber gezwungenermaßen unsicher, denn es hat kein Außen her, das ihm sagt, wie es sich verhalten soll, es liegt bei ihm selbst, sich seine Regeln zu schaffen. Doch diese sind keine individuelle ›Bastelei‹. Die heutigen Normen fordern, daß man selbst zu werden habe, so wie die von gestern befahlen, daß man diszipliniert sein und seine Rolle akzeptieren müsse, doch gibt es keinen Grund anzunehmen, daß es in der disziplinarischen Beschränkung weniger subjektive Erfahrung gebe als in der persönlichen Entfaltung. Das ›Persönliche‹ ist ein normatives Artefakt, es ist, wie jede Norm vollkommen unpersönlich.<sup>1</sup>*

Gerade die letzte Sequenz ist von schockierender Deutlichkeit. Allerdings könnte es möglich sein, daß wir uns in unserem so überpointierten Individualismus selbst systematisch täuschen, vor allem darin, daß es irgendetwas mit ›Freiheit‹ zu tun hat. Es könnte sich genau andersherum verhalten, daß dem Einzelnen unter den Bedingungen von Disziplin, Ehre und Dienst zu anderen Zeiten nicht minder reichhaltige subjektive Erfahrungen zuteilwerden konnten. Es fällt uns nur sehr schwer, diese Möglichkeit auch nur für denkbar zu halten. — Schockierend an diesem potentiellen Befund über den gegenwärtigen Zeitgeist bei ALLAIN EHRENBURG ist allerdings diese Hypothese, daß ausgerechnet *das Persönliche* tatsächlich einfach nur *normatives Artefakt* sein könnte und *als Norm vollkommen unpersönlich*.

Das würde bedeuten, daß womöglich alles, was wir für ganz besonders *persönlich* halten, *Individualismus*, *Identität*, *Empathie* und sogar noch unsere *Authentizität* systematisch inszeniert ist. Wir glauben, was wir nur zu sehen glauben beim Blick in den Spiegel, weil wieder einmal das, was entscheidend sein würde, hinter dem Schleier der ISIS verborgen bleibt. Das muß allerdings verunsichern. — Wir spiegeln uns. Aber beim Spiegeln legen wir immer etwas über das Bild, um zuvor zu normieren, woraufhin wir uns spiegeln, kontrollieren und optimieren wollen.

---

<sup>1</sup>Allain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. A. a. O. S. 167.

Es ist durchaus möglich, daß wir uns über uns selbst täuschen und der westliche, angeblich so freiheitsliebende Lifestyle kaum mehr ist als pure Attitüde. Um in diesen Spiegel zu schauen, nehmen wir als Kontrastmittel die Ideale der *Romantik* aus der Hochzeit des Subjektivismus, des Individualismus und des Künstlertums. Tatsächlich ist ›*Romantik*‹ inzwischen selbst zum Konsumgut verkommen, es scheint, als wäre alles nur noch eine Frage der Inszenierung. Was mit hehren Idealen seinerzeit so bewegend begann und inzwischen als *Massenhedonismus* zelebriert wird, ist in jeder Hinsicht enttäuschend. Wenn es nur noch auf perfekte Inszenierung ankommt, dann kann keine *romantische Philosophie* aufkommen, schon gar nicht deren Praxis. ›*Romanisieren*‹ würde bedeuten, dem Gewöhnlichen wieder den Glanz, das Geheimnisvolle und jene wahrhafte Große zurückzuerstatten, die ihm genommen wurde durch die Kolonialisierung der Welt und nicht zuletzt auch der Innenwelten.

NOVALIS hatte es darauf abgesehen, die Welt ganz bewußt wieder zu verzaubern und das mit einer Rezeptur, die sich anläßt wie eine Gegeninszenierung gegen das, was uns tagtäglich an Oberflächlichkeit geboten wird.

*Die Welt muss romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen] Sinn wieder. Romantisieren ist nichts, als eine qualit[ative] Potenzierung. Das niedere Selbst wird mit einem bessern Selbst in dieser Operation identifiziert. So wie wir selbst eine solche qualit[ative] Potenzenreihe sind. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe so romantisiere ich es — Umgekehrt ist die Operation für das Höhere, Unbekannte, Mystische, Unendliche — dies wird durch diese Verknüpfung logarythmisirt — Es bekommt einen geläufigen Ausdruck, romantische Philosophie. Lingua romana. Wechselerhöhung und Erniedrigung.<sup>1</sup>*

Wir wissen nicht, was NARZISS gesehen hat, es ist sein Geheimnis und bleibt rätselhaft für uns. Hinter dem Schleier der banalen Deutung dieses Mythos

---

<sup>1</sup>Friedrich von Hardenberg (Novalis): Fragment Nr. 105. Aus: Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentensammlungen 1798. In: Novalis: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. Band 2: Das philosophisch-theoretische Werk; München 1978. S. 334.

vom viel zu schönen Jüngling, verbergen sich noch ganz andere, sehr viel weiter führende Motive. Denn bei diesem Mythos spielt das Sich–Selbst–Spiegeln die alles entscheidende Rolle. — Wir sehen derweil den schönen und so begehrenswerten Jüngling sich auf der Wasseroberfläche seiner Kindheit spiegeln, sehen aber nicht, was für ihn so schockierend gewesen sein muß, so daß er darüber sich selbst verliert und aufgibt.

Nun repräsentiert die mythische Figur des NARZISS eine unheilvolle Selbstbegegnung. Es ist die Momentaufnahme jener alles entscheidenden ersten Selbstwahrnehmung, die so grundlegend ist für das Selbstverhältnis. Der Weg kann nicht zurückgegangen werden, die verlorene Einheit läßt sich nicht wiederherstellen. Vielleicht ist es das, was hier als warnendes Beispiel vorgeführt wird: Der hoffnungslose Versuch, alle diese Differenzen zu unterlaufen durch die Wiedereinverleibung mit dem eigenen Spiegel–Ich, was aber gar nicht gelingen kann. NARZISS ist wie SISYPHOS dazu verurteilt, nicht aufgeben zu können bei seinem Versuch, das abgespaltene Ideal–Ich wieder an sich zu bringen. — Der Mythos vom NARZISS thematisiert allerdings weit mehr als den viel zu unbedarften *Narzißmus* eines Selbstverliebten; ansonsten wäre NARZISS kaum der Rede wert.

*Wir wollen Götter sein, da wir aber Menschen sind, bezahlen wir dafür mit Pathologien, bei denen die innere Zerbrechlichkeit sich in leidvollen Affekten und ärmlichen Präsentationen offenbart.*<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 178.

## Literaturverzeichnis

BIERI, PETER

2008 *Bildung beginnt mit Neugierde*. In: Zeitmagazin, No. 32/2007 vom 2. September 2008. [PDF](#).

BOURDIEU, PIERRE

1982 *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982 (franz. erstmals 1979 erschienen).

BRUNE, CARLO

2003 *Roland Barthes: Literatursemiotik und literarisches Schreiben*. Würzburg.

CAMUS, ALBERT

2010 *Der Mythos von Sisyphos*. Übers. von Vincent von Wroblewsky; 12. Aufl., Hamburg.

CLAUDIUS, MATHIAS

1976 *Gedichte aus »Asmus omnia sua secum portans«*. In: Werke in einem Band. Hrsg. v. Jost Perfahl, München.

EHRENBERG, ALLAIN

2015 *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt, New York.

ERDMANN, MICHAEL

2010 *Identität, Identitätsdiffusion, Identitätsstörung*. Vortr. geh. am 21. April, im Rahmen der 60. Lindauer Psychotherapiewochen 2010. [PDF](#).

FEUERBACH, LUDWIG

1956 *Das Wesen des Christentums*. In: Das Wesen des Christentums. Ausgabe in zwei Bänden; hrsg. von Werner Schuffenhauer, Berlin. Bd. 1.

FRISCH, MAX

1954 *Stiller*. Frankfurt am Main.

1957 *Homo Faber. Ein Bericht*. Frankfurt am Main.

1964 *Mein Name sei Gantenbein*. Frankfurt am Main

GOETHE JOHANN WOLFGANG VON

1948 *Torquato Tasso*. Ein Schauspiel. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden; Hamburg.

HESSE, HERMANN

1910 *Gertrud*. München.

1970 *Im Nebel*. In: Gesammelte Werke in zwölf Bänden; Frankfurt am Main.

1974 *Der Steppenwolf*. Frankfurt am Main.

HUSSERL, EDMUND

1966 *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893–1917)*. Hrsg. von Rudolf Boehm. Husserliana, Band X. Den Haag.

HUXLEY, ALDOUS

1981 *Schöne neue Welt*. Darmstadt.

HÖLDERLIN

1946 *Friedensfeier*. In: Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe; Bd. 1–6. Hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart 1946–1962. Bd. 3, S. 430.

KANT, IMMANUEL

1900 *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. In: Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin. Bd. IV.

KAULBACH, FRIEDRICH

1990 *Philosophie des Perspektivismus. 1. Teil: Wahrheit und Perspektive bei Kant, Hegel und Nietzsche*. Tübingen.

KLEIST, HEINRICH VON

1978 *Über das Marionettentheater*. In: Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. v. Siegfried Streller in Zusammenarb. mit Peter Goldammer u. Wolfgang Barthel, Anita Golz, Rudolf Loch; Berlin, Weimar.

KOSTNER, KEVIN

1990 *Der mit dem Wolf tanzt*. Originalsprache: Englisch, Lakota, Pawnee. Regie: Kevin Costner; USA.

KUHN, KRISTINA

2007 ›*Spiegel*‹. In: Ralf Konersmann (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt. S. 375–388.

LÉVY–STRAUSS, CLAUDE

2012 *Anthropologie in der modernen Welt*. A. d. Franz. von Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main.

LACAN, JACQUES

- 1986 *Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (1948)*. In: Ders.: Schriften I. Quadriga, Weinheim, Berlin, S. 61–70.

MARQUARD, ODO

- 1968 *Anthropologie*. In: Joachim Ritter u. a. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 1971. S. 362ff.

MAUSS, MARCEL

- 1990 *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Übers. v. Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main.

MONTESSORI, MARIA

- 1988 *Kinder sind anders*. Stuttgart.  
1996 *Grundlagen meiner Pädagogik*. Wiesbaden.

MÜHLMANN, WILHELM E.

- 1968 *Geschichte der Anthropologie*. Frankfurt am Main, Bonn.

NIETZSCHE, FRIEDRICH

- 1954 *Unzeitgemäße Betrachtungen. 2. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. In: Werke in drei Bänden. Herausgegeben von Karl Schlechta, München.

PLATON

- 1940 *Phaidon*. In: Sämtliche Werke; Berlin [1940].

PLESSER, HELMUTH

- 1981 *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften IV. Frankfurt am Main.

SCHILLER, FRIEDRICH

- 1962 *An die Freude*. In: Sämtliche Werke; hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert in Verb. mit Herbert Stubenrauch, Bd. 1–5, 3. Auflage, München. S. 133f.

SCHMIDT, KLAUS

- 2006 *Sie bauten die ersten Tempel*. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe; München 2006, 3., erw. und aktual. Aufl. 2007.

SCHOPENHAUER, ARTHUR

- 1977 *Die Welt als Wille und Vorstellung*. In: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Arthur Hübscher; Zürich.

SILESIUS, ANGELUS

1952 *Cherubinischer Wandersmann*. In: *Sämtliche poetische Werke in drei Bänden*, hrsg. u. eingel von Hans Ludwig Held, München.

WIKIPEDIA

2015 *Eurylochos (Gefährte des Odysseus)*. In: [Wikipedia](#).